Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Denkwürdigkeiten

und

vermischte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Neue Folge.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Karlsruhe. Baden. Mannheim.

1816.

An einem trotz des Regens doch schönen Sommerabend in der Mitte des Juli trafen wir in Karlsruhe fröhlich ein. Rahel war angenehm überrascht, eine freundliche, umfangreiche, großentheils wohlgebaute Stadt zu sehen, die man ihr in Mannheim als den traurigsten, verlassensten Ort vorgestellt hatte, in welchem alles und jedes fehle, und jede Kleinigkeit von außerhalb müsse bezogen werden. Stattliche Wohnhäuser und reiche Kaufläden, das gewerbliche und heitre Ansehen der Straßen, berichtigten schon beim Vorüberfahren jene Geringschätzung, und der wohleingerichtete Gasthof, in welchem wir abtraten, stand gegen die besten in Mannheim und Heidelberg nicht zurück. Der günstige Eindruck bestärkte sich durch die lebhafte Zuvorkommenheit, die wir von allen Seiten erfuhren, durch die beeiferte Ansprache, die uns bewillkommte. Schon früher geknüpfte Bekanntschaften meldeten sich eiligst an, liebe Freunde aus Stuttgart führte der Zufall unvermuthet in denselben Gasthof, der Hofbankier Haber bezeigte seine Dienstbeflissenheit, die ansässigen Ge-

sandten, ungeduldig, den neuen Kollegen zu sehen, begrüßten uns antheilvoll, Tettenborn kam auf einen Tag aus Baden und ebendaher der preußische Gesandte von Küster, der beauftragt war mich in die neuen Verhältnisse einzuführen. Nachdem Küster mich dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Hacke vorgestellt und diesem meine Anmeldung beim Großherzog und bei den zahlreichen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauses empfohlen hatte, gab er mir die nöthige Einweihung in die Geschäfte, da ich auf diesem Boden zum erstenmal auf eignen Füßen stehen mußte, und im kleinen Dienste des Kanzleiwesens völlig unerfahren war. Die wichtigen, so viel Unwichtiges einhüllenden Formeln waren schnell gelernt, und gleich am ersten Tage fand sich Gelegenheit sie amtlich anzuwenden. Da das diplomatische Wesen auch auf die beschränktesten und dümmsten Köpfe berechnet sein muß, und diese gewöhnlich mit Leichtigkeit und Glück sich darin bewegen, so darf dazu natürlich kein besondrer Geistesaufwand erfordert sein, und was der Mittelmäßigkeit nicht allzu schwer wird, erweist sich dem offnen Sinn als ein bloßes Spiel, das ihn kaum anstrengen, höchstens wie jedes andre durch geistlose Wiederholung ermüden kann. Auch machte dies alles mir nicht die geringste Sorge; desto mehr aber hatten wir deren, um eine angemessene Wohnung zu finden, sie gehörig einzurichten, mit den neuen Bekanntschaften uns zu benehmen, Besuche zu geben und zu empfangen; alles dieser Art drängte sich in diesen ersten Tagen zusammen, und wir durften nicht hoffen, sie fürerst anders ausgefüllt zu sehen.

Von den diplomatischen Kollegen, mit denen allen

ich sogleich in freundlichen Verhältnissen stand, konnten nur die Gesandten von Oesterreich und Rußland auch als politische Freunde gelten. Doch der russische Gesandte, Freiherr von Maltitz, war politisch überaus zurückhaltend, weil er nur nach empfangenen Weisungen handeln wollte, mit diesen aber eben nicht sehr bedacht wurde, und hiezu stimmte denn auch seine gesellschaftliche Absonderung; schwere Krankheitsleiden seiner Gattin störten seine Häuslichkeit, aus deren Verdüsterung eine Tochter und zwei Söhne nur schwermüthig hervorblickten, die beiden letztern nur allein durch Dichtung, für welche besonders der jüngere ein schönes Talent hatte, des Schimmers einer hellen Jugend theilhaft. Der österreichische Graf von Trauttmannsdorff hingegen, jung, sinnig, aus dem Rausche des Wiener Lebens nach Karlsruhe wie in eine Idylle versetzt, genoß heiter die Darbietungen des Tages, und wußte sich die kleine Geselligkeit ganz angenehm zu machen; er kam mir mit Offenheit entgegen, auch er war neu in seiner Laufbahn, vertraute mir seine kleinen Zweifel und Verlegenheiten, und versprach in möglichstem Einvernehmen mit mir zu handeln, wiewohl sich hiefür in der Folge nicht viel Anlaß ergab. Der französische Gesandte, die von Baiern und Würtemberg, und später auch der hannöversche, sahen mich schon etwas mißtrauischer an, und ließen durchblicken, daß die preußischen Interessen nach Umständen ihnen als gegnerische erscheinen dürften. Der baierische Gesandte Graf von Seyboldtsdorf war mit Rahel von Berlin her bekannt und bezeigte ihr die größte Verehrung, er hatte Geist und Kenntnisse und ein feines, taktvolles Benehmen; aber wegen eines schmählichen Uebels, an dem er litt, zog er sich bei noch jungen

Jahren in grämliche Abgeschiedenheit, grollte mit sich selbst und der Welt, und wünschte sich tausendmal des Tages von Karlsruhe weg in ein südliches Klima, von dem allein er noch Linderung seines Unheils hoffte; sein Amt versah er mit Widerwillen, und eben deßhalb mit einer Heftigkeit, die ihm auf keiner Seite Gunst erweckte; gegen mich hielt er sich kalt und vorsichtig, weil er in mir dem Preußen einen Feind Baierns glaubte voraussetzen zu müssen. Gleiche Meinung, aber unter dem Schein von Wärme und Zutrauen, hegte der Gesandte Würtembergs, Graf von Gallatin, der ein geborner Genfer und Republikaner auf diplomatischer Wanderschaft sein Unterkommen bei dem eigenwilligsten Könige, wie sein Bruder das seine im diplomatischen Dienste der Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hatte; Leute des Handwerks, die dasselbe üben, wo und wie die Gelegenheit es giebt! —

Ich war kaum acht Tage in Karlsruhe, als unerwartet und plötzlich dort ein politisches Brausen entstand, das in starke Gewitterschläge überzugehen drohte, und alles in fieberhafte Bewegung setzte. Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Kongresse her, mißtrauisch gegen die bevorstehende Gestaltung der Dinge am Bundestage, in unruhigem Selbstgefühl zum Widerstreben aufgelegt, und von seiner übermäßigen Beleibtheit selten in persönlicher Ausführung dessen was er wollte gehindert, hatte sich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und stürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erschrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit seinem und dem russischen Gesandten, kehrte er am

dritten Tag unwillig und mißvergnügt in sein Land zurück. Der Zweck des sonderbaren Besuches, der sich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde sogleich bekannt. Sein Absehen war nichts Geringeres gewesen, als innerhalb des deutschen Bundes eine engere süddeutsche Verbindung zu stiften, und zu diesem Behuf hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmstadt die dringendsten Eröffnungen machen lassen, in Karlsruhe war er selbst erschienen, weil er hier persönlich alles durchzusetzen und den von Wien her beängsteten Großherzog ohne Mühe fortzureißen hoffte. Der kühne Plan war zunächst eine Schilderhebung gegen Oesterreich und Preußen, sollte dem Uebergewicht dieser Großmächte im Bunde wehren, besonders aber Süddeutschland von ihrem Einflusse frei erhalten, und diese Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anschließung an Frankreich befestigen, wo dergleichen Bonapartistische Rheinbundserinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm sein mußten. Die Sache scheiterte theils an ihrer eignen Unreife und an dem geringen Vertrauen, das ihr Urheber einflößte, theils an den Zeitumständen, in welche sie unvorbereitet traf. Baiern wollte nicht mit Würtemberg und Baden, sondern für sich allein etwas bedeuten, und hoffte eben jetzt, durch Oesterreichs und Preußens Mithülfe, auf Kosten von Baden einen beträchtlichen Länderzuwachs zu gewinnen; in Karlsruhe und Darmstadt aber herrschte zu große Schlaffheit und Schwäche, als daß man den Muth hätte haben können auf ein solches Wagniß einzugehen, wie Würtemberg es vorschlug, im Gegentheil hoffte man in Karlsruhe, bei den drohenden Ansprüchen Baierns, noch auf den Schutz derselben Mächte, denen man jetzt feind-

lich entgegentreten sollte. Der König sah daher seine Vorschläge nirgends begünstigt, sein Andringen überall abgewiesen, und grollte deßhalb seinen Nachbarn noch lange Zeit; der Gedanke solcher Entgegenstellung aber wirkte fort, und es war vorauszusehen, daß er bei künftiger Gelegenheit aufs neue hervortreten würde.

Das Ereigniß hatte die ganze Diplomatik in Aufruhr gebracht. Bevor die Nachrichten aus den verschiedenen kleinen Hauptstädten gehörig gesammelt und gesichert sein konnten, herrschte sowohl in Frankfurt am Main als in Berlin und Wien die größte Ungewißheit über den Umfang und Erfolg des versuchten Anschlags, denn selbst die vertraulichen Mittheilungen, welche den großen Höfen aus München und aus Karlsruhe zugingen, ließen vieles im Dunkel, und man glaubte, daß sie manches absichtlich verhüllten. Der Minister von Hacke fand ein Vergnügen daran, die fremden Gesandten im Zustande der Ungewißheit zu lassen, ja sie vorsätzlich irr zu leiten, und machte sich hinterher lustig über ihre Mißgriffe, wegen deren sie von ihren Höfen dann gescholten wurden. Auch mir legte seine Schalkheit bei diesem Anlaß kleine Fallen; er war mir abgeneigt schon als einem Norddeutschen, die er alle nicht leiden konnte, sodann auch als einem Freunde Tettenborns, dessen Verhältniß zum Großherzog ihn beunruhigte. Mir war jedoch der Zusammenhang der Sachen völlig klar, und ich ließ mich nicht irren, da ich die zuverlässigsten Angaben aus der sichersten Quelle besaß, nämlich aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, der gegen seine Vertrauten arglos alles herausgesagt hatte, und dessen eigne Worte mir eben so arglos hinterbracht wurden. Ich stand nicht an, meine Auffassung in meinem

amtlichen Bericht, und mehr noch in einem besondern Schreiben an den Staatskanzler, mit Bestimmtheit auszusprechen, und wiewohl ich dabei den Vorwurf nicht verschwieg, der auf das jüngste preußische so überdachte als mißglückte Auftreten in Frankfurt fiel, als welches der nächste Grund der würtembergischen Aufregung geworden war, so wurde ich doch wegen der ganzen Darlegung bestens belobt, und mir fernere Wachsamkeit anempfohlen. An den Staatskanzler neben den amtlichen Berichten noch besonders zu schreiben, und hier grade das Wichtigere und mit größter Freiheit zu behandeln, war mir von erfahrnen Freunden gerathen worden. —

Nach diesen rasch zusammengezogenen und schnell wieder auseinander gestobenen Wolken trat eine große Stille ein, die sich über Hof und Stadt sichtbar und fast beklemmend ausbreitete; die Begegnisse und Geschäftigkeiten, welche die ersten Tage einer Ankunft beleben, verschwanden allmählig oder sanken zu langweiligem Einerlei hinab; der Hof, dem ich übrigens noch nicht vorgestellt war, eigentlich eine Gruppe von Höfen, die sich einander eifersüchtig gegenüberstanden, hielt sich in größter Zurückgezogenheit, der arme Adel, in Hof- und Staatsämtern dienstbar, saß ungesellig zu Hause und lauerte mißvergnügt auf Gunst und Vortheil; von der Mittelklasse war nicht die Rede, und das untere Volk, ein trübes Gemenge zufälliger Bestandtheile, hatte geringe Regsamkeit; alles zusammen machte den Eindruck geistloser Oede, und düstrer Stockung.

Karlsruhe verdankte, gleich Mannheim und Rastadt seinen Ursprung im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem Mißbelieben, welches die Fürsten damals gegen

ihre alten Residenzen empfanden. Der Markgraf Karl Philipp von Baden verließ das schöngelegene Durlach wegen eines Zwistes mit den Bürgern, und erbaute im Wald ein Jagdschloß, welches er Karlsruhe nannte, und wo er forthin seinen Wohnsitz nahm. Dem Schlosse südlich gegenüber erhoben sich einstöckige kleine Häuser im Kreisbogen, der gleichmäßig durch grade Straßen durchbrochen wurde, so daß der ganze Anbau sich in Gestalt eines Fächers ausbreitete. Für die Umgebung eines Jagdschlosses mochte diese Anlage zulässig oder gleichgültig sein, aber für die spätere Hauptstadt wurde sie ein mißfälliger Uebelstand, den alle folgende davon abweichende Erweiterung der Stadt nicht fortzuschaffen oder zu bewältigen vermochte. Doch dem grillenhaften Eigenwillen waren noch andre Sonderbarkeiten nachzusehen, die zum Glück nicht alle so dauerhaft wie Bauwerke sein konnten. So hatte er eine Leibwache von sechzig Mädchen, die als rothe Husaren uniformirt und beritten ihn auf seinen Ausflügen begleiten, bei Tafel aufwarten, und auf der Schloßbühne singen und tanzen mußten, zur Nacht aber in den Zellen der Oberstockwerke des Schloßthurms eingesperrt und durch Wegnahme der Treppe von jeder Verbindung nach außen abgeschnitten wurden.

Zu einiger Bedeutung gelangte Karlsruhe erst unter der langen und guten Regierung des vortrefflichen Markgrafen Karl Friedrich, der sein durch Erbschaft und später durch das ihm aufgedrungene, höchst ergiebige Bündniß mit Frankreich beträchtlich erweitertes Land als ein schönes Großherzogthum hinterließ, mit dessen Anwuchs auch die Hauptstadt zugenommen hatte. Er war ein wohlgesinnter Landesvater, ein kluger Staatswirth, ein Freund

und Beschützer edler Geister. Man rechnete ihm hoch an, daß er Klopstock einst an seinen Hof gerufen hatte, wiewohl das Verhältniß gleich im Beginn an der Engherzigkeit zerfallen war, mit der man dem erhabenen Dichter allzu sehr empfinden ließ, daß er nur bürgerlichen Standes sei. Weniger wollte man loben, daß später der fromme Jung-Stilling nach Karlsruhe gezogen worden, dessen Vorstellungsweise wohl dem alternden, in freimaurerischen und rosenkreuzerischen Geheimnissen schwärmenden Fürsten, nicht aber dem jüngern, zu gröberer Weltlichkeit hingeneigten Geschlecht gefallen konnte. Doch war auch Karl Friedrich neben seinen Geistersachen dem Sinnenreize nicht unzugänglich, und hatte als Wittwer noch im hohen Alter sich morganatisch mit einer Fräulein Geyer von Geyersberg vermählt, die vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, welchen Namen auch die vier aus dieser Ehe entsprossenen Kinder führten, drei Söhne und eine Tochter, über deren späte Erzeugung allerlei schlimme Reden gingen, besonders in Betreff des jüngsten wahrhaft abscheuliche! —

Der aus ebenbürtiger Ehe entsprossene Erbprinz war mit einer hessendarmstädtischen Prinzessin Amalia vermählt, und hatte schon eine blühende Nachkommenschaft von sechs Töchtern und einem Sohn, als er auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz von hohen Felsen herab verunglückte, wodurch sein Sohn — der spätere Großherzog Karl — der Nächstberechtigte zum Thron wurde, aber noch zehn Jahre auf dessen Erledigung warten mußte. Die Wittwe des Verunglückten, Markgräfin Amalia, stand bei ihrem Schwiegervater dem alten Fürsten in großem Ansehen, wurde die Vormünderin ihres

Sohnes und leitete dessen Erziehung ganz nach ihrem Sinne. Ihre beiden Schwäger, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, ersterer mit einer Prinzessin von Nassau in kinderloser Ehe, dieser unverheirathet, lebten in großer Zurückgezogenheit, und hatten keinen andern Einfluß, als den bisweilen die Markgräfin Amalia von ihnen fordern mochte.

Der Großherzog Karl war im Jahr 1811 zur Regierung gekommen, als er eben fünfundzwanzig Jahr alt geworden. Bis dahin hatte er ganz unter dem Einflusse seiner Mutter der Markgräfin Amalia gestanden. Diese karakterfeste, starksinnige Frau, voll Ehrgeiz und Selbstgefühl, hatte nur mit größtem Schmerz ihre eignen Aussichten zum Thron durch den unglücklichen frühen Tod ihres Gatten vernichtet gesehn, und daher ihren ganzen Eifer darauf gewendet, in der Regierung ihres Sohnes sich den Antheil zu sichern, der in der Regierung ihres Gemahls ihr nicht hätte fehlen können. Sie war demnach früh bedacht gewesen, den Sohn zu kindlichem Gehorsam zu gewöhnen, ihren Rath, ihre Leitung ihm unentbehrlich zu machen; sie hatte ihm das Leben angenehm zu machen gesucht, mancherlei Vergnügungen ihm gern nachgesehn, dafür ihn aber sorgfältig von allen Geschäften entfernt gehalten, und alle Lust und Fähigkeit zu ernsten Arbeiten in ihm erstickt. Dies letztere war in hohem Grade gelungen; zur Regierung gekommen, fühlte der junge Großherzog in sich weder die Einsichten noch die Willenskraft, deren ein Fürst bedarf, um seinem Beruf zu entsprechen; er war zu keiner eingreifenden Thätigkeit zu bewegen, die glücklichen Anlagen und nicht geringen Kräfte, mit denen die Natur ihn ausgestattet, folgten

einzig dem Hange zum Sinnengenuß. Immer größere Zerrüttung und frühzeitige Abstumpfung waren die traurige Folge dieser Lebensweise. Seit der Rückkehr vom Wiener Kongreß war er nun auch kränklich, und in mißmuthiger Abspannung und gleichgültiger Trägheit brachte er seine freudelosen Tage hin, für die schon selten ein anregender Reiz zu finden war. Allein er hatte ein tiefes Gefühl seines Zustandes, und wußte wie sehr und zu welchem Zweck er verwahrlost worden war. Er verhehlte sich nicht, daß er die Kraft zum Regieren nicht habe, aber so viel Kraft grade war ihm geblieben, das, was er selbst nicht vermochte, auch Andern nicht zu gestatten. Er ehrte seine Mutter auf das sorgsamste, bezeigte sich in allen Stücken als ein aufmerksamer Sohn, hatte die größte Meinung von ihrem Verstand, fürchtete ihre Unzufriedenheit; aber in dem Einen war er fest und durch nichts zu erschüttern, daß er ihren Einfluß auf die Regierungssachen gänzlich abschnitt, jeden Zugang sorgfältig verschloß. Er selbst arbeitete nicht, machte selten in Staatssachen seinen Willen geltend, ließ den Ministern offnes Feld, nur darin behielt er vollständig und beharrlich die Oberhand, daß an seiner Statt kein Andrer befehlen und anordnen durfte, und am wenigsten seine Mutter; kein versuchter Trotz, keine angewandte List vermochte ihm darin etwas abzugewinnen. Das Land hatte von diesem bloß verneinenden Willen so mancherlei zu leiden, doch am schwersten gewiß die Markgräfin. Zwar trug sie die Ausschließung, welche ihre liebsten und sichersten Erwartungen so grausam täuschten, mit großer Selbstverläugnung, und in ihrer würdevollen Haltung, in ihrem verständigen und heitern Gespräch konnte man

keine tiefe Unbefriedigung, keinen bittern Kummer argwohnen, die doch ihr Gemüth, wie den Näherstehenden nicht verborgen blieb, insgeheim mit dem Schmerz des Entbehrens und selbst reuvoller Vorwürfe beschlichen.

Als Familienhaupt übrigens wußte sie sich stets in größtem Ansehn zu erhalten, hier galt ihr Willen mehr als jeder andre, wirkte ihr Einfluß nah und fern ununterbrochen. Ihre sorgsam erzogenen Töchter, von denen nur die ihr gleichnamige älteste noch unverheirathet bei ihr war, die fünf andern auf die Throne von Rußland, Schweden, Baiern, Hessen-Darmstadt und Braunschweig berufen worden, versäumten auch in diesen hohen Stellungen nicht, der verehrten Mutter bei jeder Gelegenheit zu huldigen, ihren Rath anzunehmen, ihren Weisungen zu folgen. Die Markgräfin Amalia hatte in diesen ausgebreiteten Familienbanden gleichsam ein eignes Reich, dessen Glanz, der ihren persönlichen Rang weit überstrahlte, sie klug zu verwalten verstand. Zwar hatte dieser Glanz in späterer Zeit hie und da sich verdüstert, die Königin Friederike von Schweden war mit ihrem Gemahl des Throns entsetzt, die Kaiserin Elisabeth von Rußland hatte keine Kinder und lebte zurückgezogen fast in Einsamkeit, die Herzogin von Braunschweig war früh gestorben; aber auch bei solchen Einbußen machte die Markgräfin stets das Uebergewicht ihrer Vortheile geltend, und wenn sie von ihren Töchtern sprechend ma fille de Russie oder ma fille de Suède sagen konnte, so schien der Ausdruck alles Erwünschte in sich zu tragen.

Nach andrer Seite freilich hatte die Markgräfin eine Verwandtschaft eingehen müssen, die mit all jener Herrlichkeit im schneidendsten Gegensatze stand, allein Macht

und Glanz fehlten auch hier nicht, und traten nicht nur gebieterisch, sondern auch mit reichen Gaben auf. Der Kaiser Napoleon bestimmte dem Lande Baden beträchtliche Vergrößerungen, zugleich dem Erbprinzen Karl, dem Sohne der Markgräfin, die Hand der Stephanie von Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine. An Ebenbürtigkeit im alten Sinne war hier nicht zu denken, und das altfürstliche Blut der Markgräfin empörte sich gegen solche Mißheirath. Sie hatte den Muth, dem gewaltigen Kaiser gegenüber ihre mütterliche Zustimmung zu der Heirath zu versagen, und ertheilte sie erst, als der Kaiser, dem solche Vorurtheile nicht ganz mißfielen, nachgiebig einwilligte die Nichte seiner Gattin vorher als Tochter anzunehmen, sie zur Kaiserlichen Hoheit und fille de France zu erklären. Durch dieses Zauberwort wurde der Trotz gebrochen, die Heirath kam zu Stande. Die Markgräfin aber hatte nur sich gefügt, und die Sache blieb ihr dennoch verhaßt. Die jugendlich schöne, liebenswürdig gute Prinzessin, die durch ihr Erscheinen alle Herzen gewann, konnte den harten Sinn der Schwiegermutter nicht erweichen; diese sah in ihr nur die aufgedrungene, die unberechtigte Fremde, durch die das reine Haus Zähringen befleckt werde. Sie wußte auch ihren Sohn durch ihre eindringlichen Reden so zu bestricken, daß er seine Gemahlin mit größter Kälte behandelte, und lange Zeit mit ihr ohne nähere Gemeinschaft blieb. Die in Schönheit und Anmuth strahlende junge Fürstin nahm ihr Loos unbefangen hin, sie ahndete nicht, daß man sie kränken, sie demüthigen wollte, noch weniger, daß man ihrer Jugend, während ihr Gemahl sie ganz vernachlässigte, geflissentlich Fallstricke legte, um sie

bei dem kleinsten Schatten, der auf ihr Benehmen fiele, mit dem Scheine des Rechtes heftig anklagen zu können. Ihrer Unschuld und Tugend aber durfte keine Verführung nahen, sie gingen fleckenlos aus allen Versuchungen hervor. Ihr Gemahl mußte wohl endlich ihren Werth erkennen, und konnte nun auch nicht länger unempfindlich bleiben; die Ehe wurde jetzt erst eine wirkliche, und bald auch mit Kindern gesegnet. — Als die Waffen der Verbündeten im Jahre 1813 die Macht Napoleons gebrochen und im folgenden Jahre ihn selbst gestürzt hatten, flammte der Stolz und Widerwillen der Markgräfin nochmals auf, sie erachtete den Zeitpunkt günstig, mit der Herrschaft Napoleons auch die Napoleonische Schwiegertochter abzuschütteln, deren Schimmer als Kaiserliche Hoheit und fille de France ohnehin mit dem Kaiser erloschen sein sollte. Die Markgräfin gewann ihre Tochter, die eben zum Besuch anwesende Kaiserin von Rußland, leicht für ihren Vorsatz, und beide vereint bemühten sich mit allem Eifer, ihren Bruder zu überzeugen, daß er seine Ehe auflösen müsse, und sich nachher anderweitig standesgemäß verheirathen könne. Doch der Großherzog war weit entfernt, solchen Vorstellungen Gehör zu geben. Schon immer mißtrauisch gegen den Rath seiner Mutter und ungeneigt ihm zu folgen, fühlte er auch tief das Unwürdige, das für ihn selber darin lag, den Umschwung des Glückes in seine persönlichen Verhältnisse so schnöd eingreifen zu lassen. Er widerstand aller wiederholten Bestürmung mit entschiedenem Trotz, und weit entfernt, seine Gattin weniger zu ehren, weil sie den mächtigen Beschützer verloren hatte, schloß er sich nur um so inniger an sie, und nie war Stephanie entschiedener die Großherzogin,

als seit sie es nicht mehr durch Napoleon war. Ein so redliches und mannhaftes Benehmen mußte die höchste Achtung erwerben, die zuletzt auch diejenigen nicht versagen durften, welche das Gegentheil gewünscht hatten. Die Markgräfin, als eine kluge und praktische Frau, die ihr Aeußeres vollkommen beherrschte, wußte sich in diese Wendung der Sache, mit guter Art zu schicken, und lebte mit der unerwünschten Schwiegertochter und dem widerstrebenden Sohn, als wenn nichts vorgefallen wäre, in anständiger Freundlichkeit weiter.

Die Großherzogin Stephanie hatte keinen Ehrgeiz, und begehrte weder Macht noch Einfluß; ihr genügte, als Gattin und Mutter ihre Pflichten zu erfüllen, und darin nicht gestört zu werden. Die häuslichen Verhältnisse waren jedoch für sie keineswegs glückliche; die Gemüths- und Sinnesart ihres Gemahls war schwer zu behandeln, seine Trägheit und Zähigkeit waren durch kein ernstes Geschäft, durch keine Nothwendigkeit der Entschließung zu überwinden, gaben aber willig der Verlockung zu kleinen Abentheuern und Ausschweifungen nach. Nur zu viele gefällige Höflinge umgaben ihn, welche diesen Lüsten dienten, und ihn mehr und mehr zu niedern und rohen Vergnügungen herabzogen; der Ton der Gespräche, die Geschichten, mit denen man sein lässiges Wesen zu ermuntern, ihm ein Lachen abzunöthigen suchte, waren meist von der Art, daß die Großherzogin, die sich nicht immer zurückziehen konnte, gern des Deutschen unkundiger erschien, als sie es wirklich war. Sie hatte in dieser Weise täglich zu leiden, abzuwehren, zu sorgen, und mußte deutlich sehen, daß der unglückliche Gatte, jeder edlern Zuneigung stets unfähiger, dem geistigen und

leiblichen Verderben unrettbar entgegen ging. Ihr hoher Geist und reines Gemüth ließen sie aber nicht in Trauer versinken, ihre frische Natur war zu heitrer Fröhlichkeit gestimmt, und diese waltete sogleich, wenn die Störung einen Augenblick nachließ; der Kampf, den sie zu führen hatte, schien nur ihr schönes Innere heller hervorzuheben. Stephanie war in der berühmten Anstalt der Frau von Campan erzogen worden, und die strengen Grundsätze und harmlosen Spiele der Pension schienen in ihr verbunden fortzuleben. Mit einer sanften und liebevollen Frömmigkeit, die dem katholischen Glauben zur Seite ging, vereinigte sie den schweren Ernst des Denkens, und scheute keinen noch so schweren Flug in das Reich der Ideen, wohin sie auch die menschlichen Angelegenheiten aus niedrer Besprechung stets zu erheben strebte. Dieses bei Frauen so seltne Talent des Denkens mischte sich auf das glücklichste zu ihren andern Gemüths- und Geistesgaben, und sicherte ihr in den verschiedensten Gestalten, die sie annehmen mochte, eine wohlthuende Ueberlegenheit. Uebrigens war sie eine reizende Erscheinung, voll Anmuth und Lieblichkeit, für jeden Menschen ohne Gefallsucht aufmerksam, unverstellt immer sie selbst; ihr freundliches Lächeln und der Wohlklang ihrer Stimme gaben auch ihrem gewöhnlichen Reden einen besondern Zauber.

Die Oheime des Großherzogs, Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig, lebten in stiller Unscheinbarkeit, und scheuten ängstlich jedes Hervortreten. Sie hatten sich doppelt in Acht zu nehmen, um es weder mit dem Großherzog noch mit ihrer Schwägerin, der Markgräfin Amalia zu verderben, denn wie jener seine Selbstständigkeit, so bewachte diese mit Eifersucht jede Annäherung eines andern

Einflusses als des ihrigen, und ein stets gespannter Argwohn begleitete alle Bewegungen dieser Familienglieder. Von dem Markgraf Friedrich ist nichts weiter zu sagen, als daß er schwach an Leib und Seele war. Des Markgrafs Ludwig aber wird später noch oft zu gedenken sein. Er hatte als General in preußischen Kriegsdiensten gestanden, aber wegen der Verhältnisse Badens mit Frankreich den Abschied nehmen müssen. Auf sein Preußenthum that er sich viel zu gut, und noch mehr auf seine Auszeichnung im Kriege gegen Frankreich, setzte sich aber dadurch in Widerstreit mit den badischen Offizieren, die ihre Auszeichnung in der Gemeinschaft mit den Franzosen errungen hatten, und wie der Markgraf ihre Leistungen nicht sonderlich zu achten schien, so machten sie hinwieder die seinigen zweifelhaft, und es ging nicht eben allzu heimlich die Rede, daß er sich seines in Preußen zurückgelassenen Rufes nicht sehr zu rühmen habe. In früherer Zeit, als noch Hoffnung gewesen, daß der Großherzog sich würde leiten lassen, hatte der Oheim sich mit der Mutter zu diesem Zweck verbinden wollen, und obgleich dieser nicht erreicht wurde, so hinterließ doch schon der bloße Versuch solchen Zusammenwirkens ein für immer trennendes Mißtrauen, indem jeder Theil sich bald überzeugt hielt, daß es der andre mit ihm dabei nicht aufrichtig gemeint habe. Der Markgraf hatte unter den altbadischen Beamten und Offizieren noch einen kleinen Anhang, der ihm fleißig doch sehr insgeheim zutrug, was in dem Hofkreise vorging; an unzuverlässigsten Klatschereien nährte sich seine Schadenfreude, seine Hoffnung! —

Außer diesen verschiedenen Höfen besaß Karlsruhe

noch einen von eigenthümlicher Art und Bedeutung. Die Königin Friederike von Schweden hatte nach der Thronentsetzung des Königs ihre Zuflucht hiehergenommen, und lebte mit ihren Kindern, dreien Töchtern und einem Sohn, in der Nähe ihrer Mutter der Markgräfin und unter dem Schutz ihres Bruders des Großherzogs. Schweden hatte der vertriebenen Familie eine ansehnliche Geldsumme zugestanden, und da der abgesetzte König, der auf eigne Hand seinen ausschweifenden Einfällen lebte, von diesen Geldern nichts nehmen wollte, so kamen sie ganz der Königin zu gut, die mit ihren Kindern davon stattlich Hof hielt. Sie war eine schöne Frau, einnehmend durch sanfte Freundlichkeit und Milde, hinter denen jedoch bei längerm und schärferm Beobachten, Stolz und Starrsinn nicht lange verborgen blieben, so daß die Angaben, welche meinten, bei dem Unheil, welches ihr Haus getroffen, sei auch von ihrer Seite manches versehen worden, nur allzu leicht Glauben fanden. Der Prinz Gustav, ohne eigne Schuld in das Geschick seines Vaters verflochten, gab seine Ansprüche auf den schwedischen Thron keineswegs auf, sondern wurde in Hoffnungen erzogen, für welche der letzte große Umschwung der Weltverhältnisse nur günstig schien; alle Mächte, besonders aber das verschwägerte Rußland, meinte man, müßten sich beeifern, in Schweden das alte Königshaus wieder auf den Thron zu setzen. Für jetzt bestätigte zwar nichts eine solche Aussicht, allein die Gläubigen versicherten, wenn erst der Prinz Gustav das gehörige Alter habe und persönlich auftreten könne, würde der Beistand der Mächte ihm nicht fehlen. Sein schweizerischer Hofmeister, Herr von Polier, ein schöner angenehmer Mann, der den Damen sehr

gefiel, zeigte den größten Eifer für die politischen Lehren und Ansichten, die jetzt an den meisten Höfen vorzugsweise galten, und wurde dafür nach Gebühr gelobt und geschätzt. Den ihm anvertrauten Zögling hütete er wie eine zarte Pflanze, die keiner rauhen Luft ausgesetzt werden dürfe, der Königssohn sollte dem Thron, der ihm nicht entgehen könne, sorgsam bewahrt werden; daß er auch für den Thron vorbereitet würde, dünkte weniger nöthig, war er doch für ihn geboren! War die Mutter schon voll Aengstlichkeit und Unruhe, und wollte den Sohn, auf dessen Haupt ein so großes Geschick gelegt war, kaum aus den Augen lassen, so ging Polier hierin noch viel weiter, und gewann durch das Uebermaß seiner Wachsamkeit und Sorge ein begeistertes Zutrauen. Immerfort hatte er geheime Nachrichten, bald verheißende, bald warnende, überall witterte er Gefahren, böse Anschläge, denen man ausweichen, die man vereiteln mußte. Ganz eingebildet waren diese Gefahren nicht, denn wenn auch niemand anders dem Prinzen nachstellte, so that es doch der eigne Vater. Dieser lebte jetzt in Frankfurt am Main unter dem Namen Oberst Gustavson, den er allein noch führen wollte; gegen seine Gemahlin hatte er den heftigsten Grimm gefaßt, beschuldigte sie mannigfachen Unrechts und bediente sich der schimpflichsten Ausdrücke. In seinem Wirr- und Irrsinn gerieth er auf den thörichten Einfall, seinen Sohn zu sich zu fordern, in der ausgesprochenen Absicht, ihn auf die schwedische Thronfolge feierlich verzichten zu lassen. In Schweden sah man das Vorhaben als eine Albernheit an, und erklärte solche Verzichtleistung für überflüssig; allein in Karlsruhe bewirkte sie Schrecken und Angst. Man fürchtete, der Vater

möchte den Sohn überfallen und fortschleppen, man rief die Wachsamkeit der Polizei zu Hülfe, man verabredete im Nothfall die der badischen Truppen. Polier ließ den Prinzen nicht mehr ohne bewaffnete Begleitung aus dem Hause, er bewaffnete sich selbst, und zeigte sich bereit sein Blut für ihn zu verspritzen. Der Heldenmuth war unnöthig, denn es gab nicht die geringste Gelegenheit ihn zu zeigen, aber im Schmucke desselben gewann Polier noch mehr die Gunst der Frauen, obschon er von dem Gipfel, den er später erstieg, noch sehr fern war. Der Prinz blieb unter strenger Aufsicht, die er willig zu ertragen schien. Er war schlank und schmächtig, und wenig entwickelt, sein Aeußeres hatte nichts Kräftiges und ließ auf das Innere nicht günstig schließen. Daß er unter den Einflüssen, die ihn beherrschten, erstarken könne, war nicht zu hoffen. Er hatte keinen Umgang, als mit Mutter und Schwestern und deren Damen, die ihn alle verweichlichten, und mit Polier, der es nicht besser machte. Einige badische Offiziere, die ihn einst derb ansprachen und zum Ausreiten und Jagen aufforderten, wurden mit Schrecken abgewiesen, und wegen ihrer Dreistigkeit beim Großherzog verklagt. Dieser Prinz sollte die Hoffnung des Hauses, ja Schwedens sein! —

Man sieht aus diesem Ueberblicke, daß in Karlsruhe die Hofwelt zahlreich und mannigfach zusammengesetzt, und zwar weniger durch die Personen, doch desto mehr durch die Beziehungen, welche hier von so vielen Seiten zusammenliefen, bedeutend genug war, um den Stoff politischer Beobachtung nicht fehlen zu lassen. Für die Vorstellung, in der Ueberlegung, war dies vollkommen wahr; allein um so mehr durfte man sich wundern, daß

der unmittelbare Eindruck so wenig davon spüren ließ. Dieser mannigfache reiche Stoff lag in der Wirklichkeit wie leblos da, die verschiedenen Bestandtheile schienen nur auf einander zu wirken, um sich gegenseitig zu lähmen, auf das kleinste Maß der Bewegung einzuschränken. Die hohen Personen hielten sich hinter ihren Stellungen, welche durch Geburt und Rang ihnen hier angewiesen waren, wie verschanzt und versteckt, hüteten sich vor jeder Ueberschreitung, und beobachteten mißtrauisch ob eine von andrer Seite vielleicht gewagt werde, der man alsdann entgegenzuwirken bereit war. Sie warteten gleichsam mit dem Leben, daß irgend ein Anstoß von außen käme, der das rostende Getriebe in neuen Schwung setzte. In solcher Zurückhaltung hatte es besonders der Großherzog weit gebracht; er fühlte die größte Scheu fremde Menschen zu sehen, aber nicht minder peinlich waren ihm seine Anverwandten, konnte er ihrem Besuch, ihrem Gespräch einmal nicht ausweichen, so konnte er noch lange nachher den Verdruß nicht verwinden. Stundenlang stand er am Schloßfenster unthätig auf der Lauer, und beobachtete gegenüber das Haus seines Oheims des Markgrafen Ludwig, ob etwa die Thüre sich öffnete, und wer heraus käme oder hinein ginge. Die Minister konnten dann mit ihren dringendsten Geschäften nicht vorkommen. Abweisen, Warten, Wartenlassen, Aufschieben, das war ihm stets das Erste und Liebste. Nur mit einigen vertrauten Günstlingen, vor denen er sich keinen Zwang anthat, trieb er im Dunkel der Fasanerie seine heimlichen Vergnügungen, die ihn doch selten erheiterten. Die Großherzogin fügte sich ohne Klage diesem Lebenszuge, der sie auf den engen Kreis ihrer nächsten Umgebung einschränkte; sie beschäf-

tigte sich viel mit ihren Kindern, außerdem sah sie öfters zwei Jugendfreundinnen, die ihr aus dem Campan'schen Hause nach Karlsruhe gefolgt waren, und deren eine sie mit dem alten badischen General von Lingg verheirathet hatte. Eine Oberhofmeisterin Gräfin von Walsch, die früher in der Vendée mitgefochten, dann ihren Frieden mit Napoleon gemacht, und zum Lohn diese Stelle von ihm empfangen hatte, zwei Hofdamen von gewöhnlicher guter Art, und eine mit wunderbarer Stimme begabte Kammersängerin Fräulein Berenfels, waren die bestimmte tägliche Gesellschaft, deren Unterhaltung sich in Lesen, Sticken und Spazierengehen abschloß. — Die Markgräfin Amalia behauptete noch am meisten Freiheit und Selbstständigkeit, sie hielt jeden Sonntag Hof, gab wöchentlich ein paar Mittagstafeln, und sah Einheimische und Fremde nach Belieben; doch war auch bei ihr alles abgemessen, vorsichtig und kalt. Die übrigen Fürstlichkeiten, die Gräfin von Hochberg mit ihren Kindern einbegriffen, lebten in stiller Unbedeutendheit dahin, niemand mochte nach ihnen fragen, niemand von ihnen hören. In dem Schwarm der Hofleute, deren bei so vielen Höfen nicht wenige waren, zeichneten sich einige durch Talente, andre durch ehrbare Haltung aus, aber die Gesammtheit war ein widriges Gemisch anspruchsvoller Förmlichkeit, plumper Rohheit, abgefeimter Verderbniß, laurender Selbstsucht und augendienerischer Schmeichelei. Fand sich als Ausnahme darunter ein Anflug von Geist, von feinerem Sinn oder gar von Herzensgüte, so hielten diese Eigenschaften sich gewiß möglichst versteckt, und baten demüthig um Verzeihung, daß sie sich erdreisteten auch dazusein. Genug, das ganze Hofleben war kümmerlich, dünkelvoll und verzagt,

großthuend und gemein, verderbt und freudlos, und so still, so still, daß man die Athemzüge hören konnte. —

Wir hatten unsre Wohnung in der Waldhorngasse bei dem Kreisdirektor Freiherrn von Wechmar genommen, und durch seine schöne, liebenswürdige Frau, geborne von Vasmer aus Thüringen, fanden wir unverhofft im Hause selbst eine Spur norddeutscher Geselligkeit wieder. Der Graf von Trauttmansdorff brachte hier seine meisten Abende zu; doch am liebsten mit der schönen Frau allein; und so gerieth auch hier alles bald wieder in's Stocken. Die Karlsruher Art war übrigens nicht zu bezwingen, niemand kam anders als wenn ausdrücklich eingeladen, im besten Putz, und mit dem Anspruch auf große Bewirthung; außerdem blieb man für sich und saß in verschlossener Häuslichkeit, die sich freilich fremden Augen meistens nicht gut durfte sehen lassen.

Man fand es ungewöhnlich für einen Diplomaten, daß ich mich auch in andern Kreisen umsehen wollte, als in dem der gestickten Uniformen und Hofkleider, aber ich kümmerte mich darum nicht, und hatte nur den Verdruß, überall denselben Zuschnitt zu finden, nur noch geringer und ungeschickter. Doch gab es in der Stadt einige Männer von gutem Namen, die es wohl verlohnte kennen zu lernen. Ich besuchte den berühmten Jung-Stilling einen schon hohen Siebziger, der aber noch ein rüstiges Ansehn hatte. Wir fanden uns bald in vertraulichem Gespräch, und an meiner Verehrung für Goethe und Jacobi, an meiner Bekanntschaft mit Tauler's, der Frau von Guion, Lavater's, und seinen eignen Schriften, bezeigte er inniges Gefallen. Ich sah mit Rührung den sanften und noch immer lebhaften Greis vor mir, dessen

merkwürdigen Schicksalen ich als Leser einst so warmen Antheil gewidmet. Er war einer der wenigen Menschen, in denen ich das treue Bild eines ächten Christen erkennen zu dürfen glaubte, indem die Mehrzahl derer, die sich so nennen, und besonders derer, die sich mit anspruchsvollem Eifer so nennen, keineswegs diesen Namen verdient. In Stilling arbeitete sich die Liebe immerfort über die Vorurtheile hinaus, welche er abzuwerfen doch nicht die Kraft hatte. Denn bei aller Stärke des Gemüths und der Einbildungskraft war sein Denkvermögen nur schwach; in diesem übertraf ihn seine Frau, seine dritte, die er noch in später Zeit sich zur Gefährtin erwählt hatte, weil er ohne eine solche nicht leben konnte. Die Unglückliche sah einem Schatten gleich, blaß und abgezehrt, von unaufhörlichen Zuckungen gepeinigt, welche ihr den Kopf und Hals immerfort verdrehten, selbst im Schlaf arbeitete dieses Unheil ohne Nachlaß. Es war ein jammervoller und doch erhebender Anblick, aus diesem schmerzverkrümmten, unscheinbar eingeschrumpften Wesen die heitersten Gedanken und schönsten Empfindungen hervorströmen zu sehen, so daß die Leiden und Gebrechen wie verschwunden schienen, wobei man die Ueberzeugung fassen konnte, daß in dieser körperlichen Unseligkeit mehr ächtes Glück wohne, als in manchem von Natur und Welt mit höchster Schönheit und Kraft ausgestatteten Menschenkind. — Beide Gatten zeigten liebevolles Verlangen auch Rahel kennen zu lernen, von der sie schon viel Vortheilhaftes gehört hatten, besonders von ihrer Pflege der Verwundeten und Kranken im letzten Kriege; eine vornehme Dame, die Rahel selber nicht kannte, hatte ihnen davon erzählt. Ich wünschte sehr diese Anknüpfung,

denn ich hoffte für Rahel daraus manche Befriedigung; allein es kam nicht dazu; Jung mußte für einige Zeit aufs Land, wir verreisten ebenfalls, und späterhin machte seine zunehmende Kränklichkeit ihn auch mir meist unzugänglich.

Einen gleich ihm auf religiösem Boden hervorgewachsenen Mann lernt' ich in dem Kirchenrath Johann Ludwig Ewald kennen, der als ein Jugendbekannter Goethe's und ein Jünger Lavater's nicht ohne Anziehung für mich war. Er hatte Goethe'n in der Zeit seiner Neigung zu Lili gekannt, schilderte mit Begeisterung den Zauber des herrlichen Jünglings, die strahlende Anmuth der schönen Lili; er bewahrte noch die früheste Abschrift des Gedichtes „Lili's Park", und las dasselbe mit — wie er versicherte — genauer Nachahmung des Tons und Ausdrucks, in denen Goethe selbst es vorgetragen hatte. Ueber Lavater sprach er das merkwürdige Urtheil, derselbe sei in der Zeit seines ersten Auftretens ein gottbegeisterter Seher, ein unschuldsvoller Heiliger gewesen, aber nachdem er in das Getriebe der Welt tiefer eingegangen, und sein ungeheures Talent des Scharfblicks und der Einsicht rasch entwickelt habe, sei er eben so schnell zum klugen Schalk geworden; er habe seine wunderbare Gabe, die Menschen augenblicklich zu durchschauen, dann oft mißbraucht, mit ihnen sein Spiel zu treiben. Hiemit stimmte Goethe's eigne Erfahrung ganz überein, woraus sein späterer Widerwillen gegen den einst innig geliebten Lavater sich vollkommen erklärt, so wie auch sein Ausfall in den Xenien gegen Ewald, der mit Lavater den gleichen Weg zu gehen schien, obgleich nur als schwacher Abglanz desselben. Ewald hatte die Zeit der Empfindsamkeit und Aufklärung

in Deutschland eifrig mitdurchgemacht, und lebte und wirkte noch stets in beiden Richtungen fort. Weichliche Gefühlserbauung und schlaffe Denkweise fanden sich in ihm behaglich vereint, und erzeugten mittelmäßige Schriften und Predigten, denen man doch alles Verdienst nicht absprechen konnte. Daß aber jene Mischung den sinnlichen Neigungen wenig Widerstand zu leisten, im Gegentheil sie eher zu fördern geeignet war, davon gab er selbst ein betrübtes Beispiel. Es war nämlich kein Geheimniß, daß der frömmelnde Kirchenrath, der eine kranke Gattin und erwachsene Töchter hatte, im Stillen kleinen Liebschaften nachging, deren Flüchtigkeit doch bisweilen dauernde Folgen hinterließ, wobei der Anschein der Ehrbarkeit nur mühsam gerettet wurde. Daneben machten seine Bücher, welche die Kunst lehrten, ein gutes Mädchen und eine glückliche Gattin zu werden, im sogenannten Mittelstande ziemliches Glück. In neuster Zeit hatte sich sein Ehrgeiz wie schon vormals auch wieder auf Tagesfragen geworfen, er war für die bürgerlichen Rechte der Juden aufgetreten, und machte dann, veranlaßt durch des Königs von Preußen erwachten Eifer, Vorschläge zur Hebung des äußern Ansehns der Geistlichkeit und der Kirche, zu welchem Zweck er geringe und rein äußerliche Mittel empfahl. Ich konnte ihm, wo er vernünfteln wollte, selten beistimmen, doch sehr gern zuhören, wenn er erzählte. Für Rahel kam diese Bekanntschaft wenig in Betracht; der Mangel alles Ursprünglichen konnte ihr nicht durch den litterarischen Anhalt ersetzt werden, mit dem ich mich behelfen mochte. Mehr hätte vielleicht Hebel sie angesprochen, der Dichter der allemannischen Gedichte, der anmuthige Erzähler des rheinischen Hausfreundes;

hier war eine entschiedne Eigenthümlichkeit im Menschen und Schriftsteller ausgeprägt, zwar eine sehr auf Land und Ort beschränkte, für die selbst Goethe's anpreisende Fürsprache die allgemeine Theilnahme nicht dauernd erregen konnte, allein für uns jetzt eine nahe und offne, da wir ja nun auch dem Land und Ort angehörten.

Das Mißgefühl, welches diese gesellschaftliche Dürftigkeit, die Aussicht auf die darin zu verlebende Zeit uns gaben, wurde noch durch den üblen Willen verstärkt, der meine Vorstellung bei Hof hinzögerte. Ich war dem Großherzog, wie ich wußte, auf das vortheilhafteste angekündigt und empfohlen, er selbst und die Großherzogin hatten mich im voraus versichern lassen, sie freuten sich meiner Sendung, und sie würden alles thun, mir meine Stellung und meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich durfte an ihrem aufrichtigen Verlangen mich zu sehen nicht zweifeln. Gleichwohl verging Woche auf Woche, ohne daß meine Vorstellung erfolgte; der Minister von Hacke suchte sie absichtlich in unbestimmte Ferne hinaus zu schieben. Wenn ich ihn erinnerte, hatte er stets eine andre Ausflucht. Zuletzt gab er zu verstehen, es beliebe ihm noch nicht, und ließ deutlich hervorblicken, ich dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, einen Freund in ihm zu finden, er werde nur thun, was das Geschäft erfordre. Diese Art Kriegserklärung hatte ich weder erwartet noch verdient, ich stand im Augenblicke dabei sichtlich im Nachtheil; allein indem ich meine Aufwallung unterdrückte, ließ ich doch ein paar scharfe Worte fallen, und ließ ihn merken, daß ich seine Feindschaft anzunehmen völlig bereit sei, und er gefaßt sein möge, auch seinerseits Nacken-

schläge zu empfangen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen werde.

Blößen wenigstens gab er genug, und seine Stellung war schon längst von der Art, daß er eher hätte Freunde suchen sollen als Widersacher. Ein geborner Pfälzer, in der geschmackvollen und lebhaften Gesellschaft Mannheims aufgewachsen, und voll Dünkel auf die dortige Bildung, die doch ihm selbst nicht eben reichlich zugekommen war, glaubte er auf die Karlsruher vornehm herab sehen zu dürfen. Er nannte sie nur Böotier, deren dicke Köpfe zu keiner Geistesarbeit geschickt und deren karge Sinne nicht einmal eines rechten Lebensgenusses fähig wären. Der letztere beschränkte sich für ihn aber einzig auf die Mittagstafel, deren Freuden ihm die höchsten waren, die einzigen auch, die er noch genießen konnte. Aufgeschwollen zu einer unförmlichen Fleischmasse, die in einem schweren Hängebauch auslief, zeigte er schon durch dieses Aeußere, daß er mehr ein Fresser als eigentlich ein Gutschmecker sei, besonders aber ein Koch, in dessen Verrichtungen er gern persönlich eingriff. Mit plumper Unbefangenheit trug er seine Neigung zur Schau, ließ sich von den Geschäftsleuten in der Küche finden, und legte wenn er mit ihnen sprach kaum die weiße Schürze ab. Er war nicht ohne Witz, besonders von der derben Art, machte sich über alles lustig, behandelte alles obenhin, und meinte, der rechte Staatsmann sei derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen sei, und vor allem sich selber bedenke und sich einen guten Tag bereite. Diese Grundsätze, dabei sein leichtsinniger Aufwand und seine üppigen Mahlzeiten, seine rücksichtslose Dreistigkeit auch in den

Staatsgeschäften, in denen ihm vieles über Erwarten gelungen war, imponirten den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog selbst, und man glaubte er sei der Mann, um Baden durch manche drohende Gefahr glücklich durchzubringen. Aber niemand konnte ihn eigentlich leiden, und er hatte nirgends eine wahre Stütze. Während der Rheinbundzeit hatte er es mit den Franzosen gehalten und sich auf die Macht des Kaisers verlassen; nachdem diese zerfallen war, hatte er um andern Anhalt sich nicht gekümmert, im Gegentheil noch zuletzt als Gesandter in Wien die Empfindlichkeit Oesterreichs bitter gereizt, und dessen Benehmen mit dem Fußtritt verglichen, den in der Fabel dem Löwen der Esel giebt. Von seiner Unverschämtheit erzählte man noch andre merkwürdige Geschichten. Zum Beispiel, als die Bundesbehörde der Schweiz einen badischen Gesandten, der eines schändlichen Lasters offenkundig bezüchtigt wurde, nicht annehmen wollte, damit die Sittenreinheit der Eidgenossen nicht Gefahr liefe, gab Hacke in diplomatischer Förmlichkeit die freche Antwort, das angedeutete Laster vertrage sich mit dem diplomatischen Karakter ganz gut, wie viele Beispiele darthäten, was aber die Sittenreinheit der Schweizer beträfe, so möchten sie doch nur an ihren berühmten Geschichtschreiber Johann von Müller denken, ferner an die zahlreichen Berner Junker, die in ganz gleicher Weise beschuldigt würden. Eben so sagte er dem Großherzog in's Gesicht, er sei doch kein rechter Herr, weil er nicht den Muth habe, sich öffentlich eine betitelte Maitresse zu halten; dabei nannte er Karlsruhe ein Dorf, das Schloß eine Bauerhütte, das Essen bei Hof einen Hundefraß; wenn er in solcher Aufzählung das Hoftheater verschonte,

so war es deßhalb, weil er selbst ihm vorstand und sich darauf etwas einbildete. Genug er trieb es so toll als möglich, und es war kein Wunder, wenn ich im Kampfe gegen einen solchen Unhold auf Bundesgenossen in Menge zählen konnte. Durch die neue Gestaltung der Dinge hatte sein Ansehn ohnehin schon gelitten, es gab Stimmen, die seine vermeinten Talente in Abrede stellten, seinen Witz als rohe Dreistigkeit bezeichneten, sein tolles Wesen, sagte man, könne für Baden grade jetzt nur verderblich sein.

Dennoch war es mir peinlich, und für einen Anfänger auf meiner Stufe durfte es gewiß auch bedenklich sein, dem Minister, bei welchem ich beglaubigt und auf den ich für allen Geschäftsverkehr angewiesen war, in offner Feindschaft entgegenzustehen. Ich ließ es nicht unversucht, ihm durch Tettenborn's Vermittlung ein wenigstens leidliches Verhalten gegen mich abzugewinnen, allein da dies fehlschlug, und Tettenborn selbst mir sagte, Hacke müsse gegen mich eine besondre Tücke haben und ich könne von ihm nichts Gutes erwarten, so blieb mir nur übrig, auch meinerseits auf dem Kriegsfuße zu stehen und meinen Vortheil abzuwarten. Doch was die Vorstellung bei Hof anbelangte, so behielt der Gegner einstweilen die Oberhand. Der Großherzog und die Großherzogin reisten, von Hacke begleitet, in der Stille nach dem einsamen Brunnenort Griesbach im Schwarzwald, und es hieß, der Aufenthalt werde mehrere Wochen, ja vielleicht Monate dauern. Dort war der Großherzog ganz unzugänglich, und bis zu seiner Rückkehr mußte daher meine Vorstellung verschoben bleiben.

Doch ließ die Großherzogin, die von mir aus Mann-

heim, wohl durch günstige französische Stimmen, allerlei gehört haben mochte, was ihrem Sinn gefallen konnte, mir vor der Abreise ausdrücklich sagen, sie sowohl als der Großherzog bedauerten herzlich, daß die Umstände den Zeitpunkt noch verzögerten, wo sie mich sehen und mir sagen könnten, wie angenehm ihnen meine Anwesenheit in Karlsruhe sei. Tettenborn erzählte mir überdies, daß die Großherzogin mit ihm offen und wahr über die innern Verhältnisse des badischen Hauses und besonders über den Großherzog gesprochen, dessen edle Eigenschaften sie lebhaft anerkannt, aber die Verwilderung und Düsterheit tief beklagt habe, in die er wie mit Absicht hinabgedrückt worden; auch die politischen Wolken, die sich über seinem Haupte gesammelt, hatte sie unter den Einflüssen aufgezählt, durch die sein Mißtrauen, seine Menschenscheu und Trägheit bis zur Schwermuth erhöht würden; er wisse recht gut, daß seine Angelegenheiten in schlechten Händen wären und äußerst verwahrlost würden, allein ihm mangle der Entschluß und sogar die Geschicklichkeit, aus eigner Wahl die nöthigen Aenderungen zu treffen. Mich wollte die Großherzogin im voraus als einen Freund ansehen, und ich möchte, hieß es, bei allem was irgend vorfiele, auf den Großherzog und sie mein Vertrauen setzen. —

Schon früher, größtentheils durch Reizenstein und dann durch Tettenborn war ich in den Zusammenhang der badischen Sachen eingeweiht worden. Die Staatsverträge und geheimen Verabredungen zwischen Oesterreich und Baiern in Betreff der Zukunft Badens gehören zu den willkürlichsten und gehässigsten Handlungen, welche die neuere Diplomatie begangen hat, und sie werden

dadurch nicht besser, daß auch die andern großen Mächte in gleichgültigem Unbedacht mehr oder weniger ihre Zustimmung gaben. Oesterreich und Baiern waren einig geworden, letzteres solle den Ersatz der Gebietstheile, welche ihm Oesterreich gewaltsam abgedrungen, aus dem Lande des Großherzogs von Baden erhalten, der ihrer Ausgleichung ganz fremd und weder gefragt war noch gefragt werden sollte. Man setzte ganz willkürlich und unschicklich voraus, der badische Mannsstamm werde nächstens aussterben, und dann sollte der Breisgau an Oesterreich, die Rheinpfalz und überdies der Main- und Tauber-Kreis an Baiern kommen, oder wie man beschönigend sagte zurückfallen, als ob jene Staaten diese Gebiete nie durch völkerrechtliche Verträge unbedingt abgetreten hätten! Aber das Aergste war, daß man dieses Erlöschen des Mannsstamms als gewiß annahm, während der Großherzog in seinen besten Jahren mit seiner jugendlichen Gemahlin in kindergesegneter Ehe lebte, und statt des frühgestorbenen eben wieder ein Erbprinz geboren war. Daß im Falle jenes Erlöschens dann auch das Land noch Ansprüche und Rechte habe, sich nicht zerstückeln zu lassen, sondern als ungetheiltes Ganzes fortzubestehen, für das immer noch Näherberechtigte als jene Vertragschließer vorhanden waren, dies konnte für Staatsmänner jener Zeit schon leichter außer Acht zu lassen sein! Bei der ganzen Verhandlung war ohnehin auf die noch lockere Verknüpfung der ungleichartigen Bestandtheile des Großherzogthums, auf die allgemeine Unzufriedenheit mit der anerkannt schlechten Regierung, und besonders auf die Schlaffheit des Großherzogs und die Schwäche seiner Rathgeber gerechnet.

Ueberzeugt von dem guten Rechte Badens, und durch alle Eindrücke und Erwägungen, die mir jeder Tag reichlich bot, mehr und mehr angeregt und befeuert, faßte ich alsbald den Vorsatz, in meiner Stellung, soweit die Umstände es gestatten würden, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß Baden bei seinem Recht erhalten und gegen die Uebergriffe willkürlicher Gewalt bewahrt bliebe. Ich freute mich des Gedankens, den Beginn meiner diplomatischen Laufbahn dadurch zu bezeichnen, daß ich die Gesinnungen, welche mich in allem Wechsel meines Lebens geleitet hatten, auch auf diesem Boden stets voranstellte, und lieber von ihm wiche, als von jenen. An mein eignes Gedeihen dacht' ich nicht, oder doch nur nebenher, ich wollte allerdings weiterkommen, aber nur auf meine Weise, ohne Verläugnung der Antriebe und Grundsätze, zu denen ich mich schon öffentlich bekannt hatte; zwar wußt' ich wohl, daß unsre Ueberzeugungen durch die verschlungenen Weltpfade nicht gradedurchgehen können, daß sie sich winden und bedingen müssen, und bald innehalten, bald abbiegen, aber indem ich bereit war, mich in die Umstände zu schicken, — auf einem Gebiete, wo dies den Meisten als die einzige Aufgabe erscheint, — war ich fest entschlossen, mir meine gewählte Richtung nie so verrücken zu lassen, daß sie in ihr Gegentheil umschlüge.

Ich hatte im vorliegenden Fall die Sicherheit, daß preußischerseits der anerkannte Gerechtigkeitssinn des Königs und die wohlmeinende Ritterlichkeit des Staatskanzlers mir ihre Zustimmung nicht vorenthalten könnten, besonders da die Thatsache, daß Preußens Vortheil gegenüber von Oesterreich und Baiern eifrig die Erhaltung Badens

zu wünschen habe, für niemanden eines Erweises mehr bedurfte. Allein mir standen dennoch vielfache, fast übergroße Hindernisse entgegen. Ich hatte von Berlin keinerlei Vorschrift empfangen, meine Geschäftsführung und Benehmen waren meinem Gutdünken, meiner Klugheit überlassen, und wenn ich auch im Allgemeinen den Geist unsrer Staatsleitung kannte, so hatte ich mich doch keineswegs auf eine feste und entschiedene Weisung zu berufen, die mich zu dem gewählten Gang ausdrücklich ermächtigte. Vielmehr mußte ich befürchten, daß eine bestimmte Absicht dieser Art, von mir ausgesprochen, sogleich die Besorgniß aufregen würde, ich möchte den Eifer zu weit treiben und die preußische Theilnahme mit der Haltung der übrigen Mächte wo nicht in Widerstreit, doch in Ungleichheit stellen, was man um jeden Preis vermeiden wollte. Denn man fühlte, wie das gute Vernehmen der Mächte, welches beim Wiener Kongreß und beim zweiten Pariser Frieden kaum noch gehalten, nur an schwachen Fäden hing, und von allen Seiten war man besorgt, besonders aber in Berlin, keine zu starken Gewichte irgendwo daran zu heften. Wo es nicht unabweisliche, in die Augen fallende Gegenstände der Wohlfahrt oder Ehre galt, und selbst bei diesen oft genug, führte man die vorsichtigste Sprache der Bescheidenheit, wollte vor allem die Meinung der andern Mächte hören, suchte durch diese anzuregen, was man selber vorzutragen scheute, und ein festes Auftreten und bestimmtes Fordern waren ganz außer Uebung, alle Geschäfte, deren Gang nicht schon durch frühere, im Drange der Noth oder in der Flüchtigkeit des Augenblickes gefaßte Beschlüsse vorgezeichnet war, litten schwer von dieser rücksichtsvollen

Zagheit. Aengstlich suchte besonders unser Kabinet jeden Gedanken zu entfernen, als könnte es handelnd vorgreifen, oder auch nur Ansichten festhalten wollen, die mit den andern Kabinetten nicht verabredet wären; nicht als hätte es an Gelüsten und Wünschen gefehlt, im Hintergrunde regten sich geschäftig eine Menge von Ansprüchen, allein sie zeigten sich nur versuchsweise, und zogen die Fühlhörner gleich wieder ein, wenn sie Widerständiges berührt hatten. So wünschte man in Berlin ganz entschieden, daß Baden dem Schicksal, das über ihm schwebte, unbeschädigt entginge, allein man wartete darauf, daß Rußland sich ausspräche, oder Oesterreich anderweitig seinen Vortheil fände; niemals hätte man mir erlaubt als preußischer Diplomat auf jenen Zweck offen hinzuarbeiten; ich durfte daher eine solche Absicht gar nicht aufstellen, sondern mußte mich beschränken sie durch Inhalt und Ton meiner Berichte unter Vermeidung alles Aufsehns zu fördern. Beschäftigt und zerstreut, wie damals die Geschäftswelt in Berlin war, die in sich selber gar viel zu ordnen oder zu rücken hatte, konnte mir auf solche Weise, das wußt' ich, für lange Zeit freie Hand bleiben.

Doch weit größere Schwierigkeiten standen mir in Baden selbst entgegen. Hier war seit dem Zerfallen des Rheinbundes und der Franzosenherrschaft eine Art politischer Auflösung, die alten Verhältnisse und Personen galten nicht mehr, in die neuen, welchen der deutsche Bund zur Grundlage gegeben war, hatte man sich noch nicht gefunden, ja man setzte sich ihnen feindlich entgegen, da man sie für gefahrdrohende hielt. In rathlosem, unthätigem Schwanken hatte man alles versäumt, was Baden

zu dem ihm gebührenden Ansehn verhelfen konnte, man war, ungeachtet der glänzenden Verwandtschaften, mit keinem der großen Höfe politisch verknüpft, mit keinem der Nachbarn auf sicherem Fuß des Vertrauens, mit keinem der Staatsmänner, welche den großen Kabinetten vorstanden, hatte man nähere Berührung. Ohne diese gränzenlose Vernachlässigung wäre es nie dahin gekommen, daß die Mächte wider Recht und Schicklichkeit so leichthin über Badens Zukunft verfügt und darüber Verträge abgeschlossen hätten, aber der Staat schien sich selber aufzugeben und bei der Mißachtung, in der er stand, nicht viele Rücksicht anzusprechen. Allerdings konnte dieser Nachtheil jeden Augenblick gehoben werden, eine kräftige Leitung an die Stelle der schlaffen treten, ein klarer fester Gang das Schwanken endigen. Doch grade hiezu war eben jetzt, wo die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, nicht die geringste Aussicht. Der Großherzog sah den jämmerlichen Zustand ein, aber ihm fehlten Entschluß und Kraft ihn zu ändern, er ließ alles gehen wie es konnte, und schleppte sich in gewohntem Gleise fort. Die Großherzogin stand ganz vereinzelt, ihre engern Beziehungen waren die alten französischen, auf die sie wohl verzichtete, doch ohne neue dafür eintauschen zu können; die Familie war, wie schon erwähnt, in sich entzweit, und die Selbstsucht jedes einzelnen Mitgliedes gönnte keinem andern den Vortheil, der aus dem Heil des Ganzen ihm erwachsen wäre. Die Minister besorgten jeder sein Fach, gewissenhaft oder saumselig, es kam nicht darauf an. Am schlimmsten war das politische Fach versehen, da Hacke weder Eifer noch Umsicht, weder Ansehn noch Einfluß hatte, die fremden Kabinette außer Acht ließ

und ihre Vertreter oft durch Hoffahrt und Uebermuth verletzte. Oesterreich war feindlich, Rußland gleichgültig gesinnt, Preußen, dessen guter Wille hier am wichtigsten werden konnte, wurde schnöde vernachlässigt, und dies besonders an mir ausgeübt, der ich in meiner Stellung so sehr nutzen konnte, und dazu so sehr bereit war. Ich sah mich daher genöthigt, in Baden selber Krieg zu führen, indem ich für Baden nach außen zu streiten dachte, ohne einen Wechsel der innern Verhältnisse war für die äußern keine Hoffnung, und meine Sache gegen Hacke war nicht bloß die meine mehr. Ein harter und mühsamer Kampf lag vor mir, von dem ich wohl sah daß ich ihn mit all meinen Kräften würde führen müssen. Mit all meinen Kräften, das konnte hier wenig sagen, wenn nur die gemeint sein sollten, die mein amtliches Verhältniß mir verlieh; zum Glück wußt' ich mir andre, die, auf mein Amt gestützt und von ihm gedeckt, bedeutendere Wirkung haben konnten. —

Nachdem der Großherzog und Hacke sich von Karlsruhe für längere Zeit wegbegeben, fand ich mein Verbleiben an dem langweiligen Ort unnütz, und eilte mit Rahel nach Baden, wo wir mit Ungeduld erwartet wurden. Sie sah diese Gebirgslandschaft zum erstenmal und war entzückt; nach den ersten Umblicken und Ausflügen bekannte sie gern, daß dieses Stück Erdboden eines der schönsten und reichsten sei, die ihr vorgekommen. Das Allernächste und das Entferntere wetteiferten an Reiz, ja die Herrlichkeit schien bei jeder Erweiterung des Kreises nur immer zauberischer zu werden. Weniger günstig war im Allgemeinen der Eindruck, den die hier zusammengeströmten Menschen machten, eine Mischung fremd-

artiger, mitunter sogar unheimlicher Bestandtheile. Der Krieg und die ihm gefolgten politischen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht, und auf diesen Markt des Verkehrs geworfen, man sah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutschland selbst, eine große Zahl Abentheurer, Glücksritter, Abgesetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Aufpasser, unsichere, mißfällige Gestalten, und der weibliche Theil meist noch abschreckender als der männliche. Rohes Benehmen und gemeine Stimmen, sowohl deutsche als französische, verleideten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchsten Klassen und das niedrigste Gesindel vereinigte, sondern auch die Spaziergänge, die Ruheplätze im Freien; Aug und Ohr wurden auf das widrigste beleidigt, während feinere Manieren nicht selten auch nur Arglist und Betrug verdeckten. Die Ortspolizei war grundschlecht, sie machte stets Mißgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beschwerlich, und ließ die Schelme unangefochten. Einige Vorfälle, wo sehr achtbare Personen in ärgerliche Verwicklungen gerathen waren, verbreiteten große Scheu mit unbekannten Personen sich einzulassen, so wie den Schutz der Behörde anzurufen; die große Badegesellschaft bewegte sich untereinander in gespannter Fremdheit, in Mißtrauen und Verdacht.

Dieses Treiben ging uns wohl wenig an, und konnte uns kaum berühren. Wir bekamen nur das gleichsam Durchgesiebte, in dem großen und glänzenden Kreise, der uns bei unsrer Ankunft in Beschlag nahm. Der General von Tettenborn bewohnte nämlich das damals schönste und wohlgelegenste Haus in Baden, und dieses stand jeden Tag von früh bis spät den ihm aus aller Welt

zuströmenden alten und neuen Bekannten gastfreundlich offen. Während er die elegante Welt prächtig bewirthete, sie mit seinen zahlreichen Wagen- und Reitpferden zu den schönsten Lustorten führte, dort ihr glänzende Feste gab, wie diese Gegend sie vorher nie gesehen, war er zugleich der Anhalt der Bedrängten, die Zuflucht der Bedürftigen, die sich an seine unerschöpfliche Freigebigkeit nie vergebens wandten. Sein Kreis war aus allen Nationen gemischt, besonders aber reich an Russen und Franzosen. Von den letztern waren vorzugsweise die jetzt verfolgten Bonapartisten bei ihm gut aufgenommen, deren viele ihn an Napoleons Hof gesehen hatten, und nun es dankbar empfanden, daß der ihnen im Kriege so feindliche General sie im Unglück jetzt so freundlich behandelte. Das Verfahren der zum zweitenmal wiedereingesetzten Bourbons, welche sich ganz den Händen der fanatischen Emigrantenparthei hingaben und jeden Tag durch Maßregeln des Hasses und der Rache bezeichneten, erweckte bei allen Edelgesinnten nur Widerwillen und Abscheu, und warb der liberalen Parthei, mehr als deren Grundsätze es vermocht hätten, Anhänger und Beschützer. Die Verfolger waren oft schuldiger als die Verfolgten, und schlugen nur um so grimmiger auf diese, damit die eigne Schuld um so eher vergessen oder verziehen würde. Besonders empörte den bessern Sinn der Deutschen, das Heer feiler Kundschafter, welche von den knechtischen Behörden jener frechen Parthei in die benachbarten Gränzländer ausgeschickt wurden, und mit denen auch Baden überschwemmt war. Hier galten die Spähereien nicht allein den Bonapartisten und Liberalen, sondern auch der Landesregierung, dem Hofe, wo die Anhänger Bona-

parte's in der Großherzogin Stephanie eine wichtige Stütze haben sollten; dies war völlig grundlos, aber die Frechheit ging so weit, daß man badischen Beamten zumuthete, ihre eigne Fürstin an die französische Polizei zu verkundschaften! Auch bei Tettenborn wollten sich hochbetitelte Sendlinge dieser Art einschleichen, allein sie wurden mit Schimpf und Schande bald ausgewiesen. Alle Genossen unsres Kreises, wie ungleich sonst in politischer Denkart, stimmten darin überein, daß die Regierung der Bourbons in niedriger Leidenschaft ihr eignes Verderben bereite; besonders waren die Russen und Engländer heftig im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Hasses gegen die unwürdigen, oft völlig grundlosen Verfolgungen.

Als ein tapfrer Gleichgesinnter zeigte sich der österreichische Feldmarschallieutenant Graf Mazzuchelli, der unter Napoleon als Divisionsgeneral gedient hatte, und mit seinem Vaterlande der Lombardei jetzt wieder zu Oesterreich gehörte. Der tüchtige und gewandte Kriegsmann war in seinem neuen Verhältniß gleich einheimisch geworden, stand in großem Ansehn, und wurde geehrt und gefürchtet; besonders hatten die Behörden im Elsaß, welche als Bourbonische jede Nachgiebigkeit von Seiten der Verbündeten fordern zu dürfen meinten, zu ihrem Schaden seine harte Unbeugsamkeit erfahren. Mit diesem freigesinnten Italiäner und seiner eben so denkenden Frau waren wir täglich zusammen, und bald so vertraut, daß die innerste Meinung sich ohne Rückhalt aussprechen konnte, welches bei ihm oft in aller Macht der Begeisterung geschah, die das Nationalgefühl den Italiänern so leicht erweckt, unter schmerzerpreßten Thränen über die Zersplitterung und Knechtschaft des geliebten Vater-

landes. Er ist im österreichischen Dienst alt geworden und zu Würden und Ehren gelangt, er hat in diesen Verhältnissen die gewissenhafteste Pflichttreue geübt, aber auch seiner vaterländischen Gesinnung ist er treu geblieben, und hat nie aufgehört, den ihm, wie so vielen edlen Landsleuten, gleichsam eingebornen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens im Herzen zu tragen. Um ihr Land wiederhergestellt und vereinigt zu sehen, hofften viele Polen auf Rußland, eben so mochte der Italiäner dieselbe Hoffnung jetzt auf Oesterreich setzen, fürerst schon zufrieden, wenigstens unter der Fremdherrschaft vereinigt zu sein! — Wenn Mazzuchelli mit hinreißender Gewalt uns Stellen italiänischer Dichter und Redner hersagte, welche das Vaterland feierten und beklagten, so konnten wir um so lebhafter seine Gefühle theilen, als wir uns nicht verhehlen durften, daß auch Deutschland, ungeachtet der jüngst siegreich geführten Befreiungskriege, seine nationalen Wünsche und Ansprüche noch lange nicht erfüllt sehen werde. —

Den König von Baiern zogen alte Verbindungen und Neigungen stark zu den Franzosen hin; er hatte seine besten Tage als Prinz von Zweibrücken in Straßburg verlebt, als Oberst eines französischen Regiments, das dort in Besatzung lag, und seine Anhänglichkeit war von den Königlichen auf die Kaiserlichen Franzosen übergegangen. Allein er wagte nicht seinem Hange zu folgen, wiewohl er sich in Worten oft ohne allen Zwang aussprach. Uebrigens lebte er ganz als Privatmann, ohne jedes Gepränge, und daß er keinerlei politisches Absehen haben konnte, zeigte sich auf den ersten Blick. Er war gegen mich sehr freundlich, bedauerte daß ich als

Düsseldorfer nicht mehr Baiern angehörte, indeß würde ich, meinte er, den pfalzbaierischen Verhältnissen doch ein gutes Andenken tragen. Von den schwebenden politischen Fragen zwischen Baiern und Baden schien er wenig zu wissen, oder sich wenigstens nicht um sie zu kümmern.

Frau von Demidoff, geborne Stroganoff, die reiche Russin, kam mit großem Gefolge aus Paris, und ließ uns den Wiederhall der dortigen Stimmung vernehmen, welche mit Ausnahme des Hofes und seiner engern Angehörigen durchaus liberal war, und gegen die Bourbons sowohl als gegen die sie beschützenden fremden Truppen tiefen Haß nährte und gewaltsamen Ausbruch drohte. Eben so berichteten die zahlreichen Offiziere, die von diesen in Frankreich zurückgebliebenen, besonders preußischen und österreichischen Truppen zum Besuch nach Baden kamen. Der noch jugendliche, aber schon vielerfahrene und kriegskundige General Bacheln, verbannt und flüchtig, weil er noch zuletzt bei Bellealliance in Napoleons Heer gefochten, traf aus der Schweiz ein, und hatte dort von der großen Gährung in Burgund und Dauphiné gehört, wo das Stadt- und Landvolk noch sehr an Bonaparte hing, oder vielmehr unter den alten Freiheitsgedanken, die unter seiner Gewaltherrschaft zwar unterdrückt waren, jetzt aber mit seinem Andenken wieder verträglich wurden, weil beiden ein gemeinschaftlicher Feind entgegenstand. Durch die Thorheit der von Paris her täglich erneuerten Herausforderungen konnte der Volksunwillen jeden Augenblick in offnen Aufruhr übergehen, und der Bürgerkrieg sich entzünden. Für uns Deutsche kamen noch die Besorgnisse hinzu, welche die Nachrichten aus der Schweiz, aus dem Schwarzwald, aus Würtemberg und selbst aus

Tyrol uns erregten; diesen ganzen Zusammenhang von Gebirgsländern durchzog ein Geist der Unzufriedenheit, der bei dem kraftvollen Sinn der Bewohner furchtbar werden konnte, wenn diesen einmal gemeinsam zu handeln einfiel.

Der ehemalige Präfekt von Rom, Herr von Montbreton-Norvins, war ein Bonapartist, ohne Frage, und er verhehlte seine Anhänglichkeit an die Kaiserzeit nicht; allein er gab sich mit Poesie ab, und aus seiner Feder flossen keine Chansons und Epigramme, sondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unsterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politisch unschädlich. Er ging und kam ungestört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte später in Paris denn doch, daß seine Feder auch politischer Schärfen fähig sei. Mit ihm verkehrten andre Bonapartisten, deren Art rauher war, und die ihm dadurch unbequem würden; er suchte sie abzustreifen, und sie rächten sich dafür, indem sie ihn der Zweideutigkeit beschuldigten.

Waren manche jener Franzosen einiger Unbesonnenheit und eines Mangels an Vorsicht nicht freizusprechen, so traf dieser Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und sich der großen Gesellschaft anschloß, aber zugleich in ihr schweigend und möglichst unbedeutend bleiben wollte. Doch diese Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Lustfahrt war er unserem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewissen Ansichten, welche er unter früheren Einflüssen in seinen Kämpfen der Zeit dichterisch ausgesprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorstellungen, die er über die An-

fänge der französischen Revolution darlegte. Der Fremde schwieg nicht ohne Zeichen der Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm theil an der Erörterung, die ihn denn bald so hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft seiner Rede uns in Erstaunen setzte, und uns die Ueberzeugung gab, dieser Mann sei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrag. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verschieden er plötzlich von dem erscheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns Verstellung unnöthig sei, und noch denselben Abend ließ er uns durch Bacheln wissen, daß sein wahrer Name Teste und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten sei, für deren Geschäfte zum Theil er auch diese Reise unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren, der mächtigen Gegensätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten sich Deutsche in Deutschland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzosen, und in dunkler Nähe gestaltete sich schon das Unheil, daß Deutsche in Frankreich als Flüchtlinge zu sehen sein sollten! Ich hatte später Gelegenheit ihm einige Dienste zu erweisen, und er veranlaßte Arnault, dessen Trauerspiel Germanicus eben großes Aufsehn machte, mir aus Brüssel zu schreiben und mir seine dort gedruckten Fabeln zu schicken.

Ein Ausflug in das nahe Elsaß ließ mich alles bestätigt finden, was mir Deutsche und Franzosen von der dortigen Stimmung berichtet hatten. In diesem ursprünglich deutschen Lande war der deutsche Karakter in voller

Kraft wirksam, aber nicht zu Gunsten der erst aufgekommenen politischen Deutschheit, welche eigentlich ein norddeutsches oder noch genauer ein preußisches Erzeugniß war, und hier gar nicht verstanden wurde. Was hätte auch in unsern heimischen Zuständen eine solche Sympathie wecken dürfen? etwa der Blick über den Rhein in das jämmerlich regierte Baden, in das bedrückte, uneinige Würtemberg, in die zerrissene Pfalz? Da war es doch besser dem großen Frankreich anzugehören, das selbst in der Unterdrückung unter den früheren Königen, unter Bonaparte und jetzt wieder unter den Königen, mit denen die Fremdherrschaft in's Land gekommen war, mehr Freiheit und zugleich mehr Gedeihen und Wohlfahrt genoß, als Deutschland nach seinen großen Siegen. So wenigstens stellten die Elsasser ihre Lage dar, und das Thatsächliche war nicht zu widerlegen. Im Volke lebten die Eindrücke der Bonapartischen Zeit und weiter zurück die der Republik mächtig fort, die Restauration der Bourbons hatte hier noch nicht Wurzel gefaßt. Straßburg galt als eine der revolutionärsten Städte Frankreichs, hier ließ man noch oft den Kaiser Napoleon hochleben, und schaffte auch die Dreifarben nicht völlig ab, welche den Augen seit einem Vierteljahrhundert vertraut und lieb geworden. Gar kein Wohlgefallen fand man aus gleichem Grunde an den neuen Königlichen Truppen, an den statt der alten berühmten Regimenter neuerrichteten Legionen; diese konnten in der That keine Vergleichung mit den Kaiserlichen Schaaren aushalten, wie diese durch und durch kriegerisch ausgesehen hatten, so sahen jene nicht einmal soldatisch aus, ihre Haltung war schlaff, ihre Waffenübung träge, Geist und Eifer fehlten

ganz und gar, die alten Bonapartistischen Offiziere, die noch beibehalten waren, hielten sich verschämt zurück, die neuen Bourbonischen Offiziere wagten sich nicht hervor, die Truppen fühlten es, daß sie ihrer Zusammensetzung nach untüchtige sein mußten; nur die Artillerie machte noch eine Ausnahme. Der französische Präfekt Graf Bouthillier behandelte die Einwohnerschaft mit kluger Vorsicht, und ließ vieles unbemerkt, was im innern Frankreich die schärfste Rüge würde erfahren haben. Wenige Monate später, fand er zu bereuen, diese Klugheit um des überwältigenden Ansehns willen, das mit dem Namen des Siegers von Waterloo verbunden war, außer Acht gesetzt zu haben. Wellington war auf einer Truppenbesichtigungsreise auch nach Straßburg gekommen, und der Präfekt hatte angeordnet, daß bei dem Erscheinen des Helden im Theater das Lied god save the king gespielt wurde. Als der Lord die Ungeschicklichkeit übte, hiezu durch Klatschen seinen Beifall zu geben, brach ein ungeheurer Sturm los, „Weg mit fremden Liedern, hieß es, französische, französische!“ Der Tumult war so furchtbar, daß der Präfekt sogleich nachgab, und mit seinem Gaste sich eiligst entfernte, um persönlicher Gefahr auszuweichen. Für den Augenblick mußte es schon eine Beruhigung sein, daß die Unzufriedenheit, obschon ernst und zäh und darin sehr deutsch, doch nicht die geringste Hinneigung zu den Nachbardeutschen zeigte. — Mit Rahel diese alte merkwürdige Stadt zu durchwandern, den Münsterthurm zu besteigen, die früheren Zustände uns zu vergegenwärtigen, besonders auch Goethe's hier verlebte Jugend und meine eigne an dem Oertlichen neu zu entzünden, gab mir einen hohen Genuß, den ich oft ersehnt

hatte. Professor Schweighäuser der Sohn, mit Rahel schon von Paris her bekannt, war uns dabei ein erwünschter, sinniger Begleiter, der die Vorzüge Straßburgs und des Elsasses als gründlicher Kenner leidenschaftlich anpries und vor Augen zu stellen suchte. —

Bei der Rückkehr nach Baden fanden wir die politischen Kreise noch in größter Aufregung wegen des Mißgeschickes, welches der Geheime Rath von Hänlein, nun preußischerseits wirklich zum Bundesgesandten ernannt, noch vor der Eröffnung des Bundestags erlitten hatte. Dieser Diplomat war in seine neue Stellung mit großem Gepränge und noch größerer Zuversicht eingetreten. Er wollte dem österreichischen Präsidialgesandten Grafen von Buol-Schauenstein, der bisher in Kassel sein Kollege gewesen war, weder an Aufwand noch an Geltung nachstehen, und meinte hier ausdrücklich Preußens Macht und Größe auch durch äußere Mittel vertreten zu sollen. Allerdings lag etwas dieser Art in seinen von Berlin empfangenen Weisungen; man bereute dort, dem österreichischen Hof einen zu großen Vorrang zugestanden zu haben, und hoffte nach und nach davon einiges abzuringen; allein dies sollte mit Klugheit und Vorsicht geschehen, denn die Eintracht und das Zusammengehen mit Oesterreich war als oberster Grundsatz angenommen. Hänlein's Aufgabe sollte sein, mit dem Grafen von Buol vertraulich zu verabreden, daß Preußen und Oesterreich die Leitung mancher Geschäfte und Einrichtungen gemeinsam übernähmen, den andern Bundesgliedern voraus, die alsdann den beiden vereinten Mächten gegenüber nicht sehr widersprechen würden. Buol nahm die Eröffnungen Hänlein's bereitwillig auf, meinte aber der Inhalt sei

in Frankfurt schon durch Briefe von Berlin her bekannt, und nun bleibe nichts übrig, als die vertraulichen Anträge gleich den sämmtlichen Gesandten als förmliche offne darzulegen. Hänlein ging in diese Falle, fuhr mit einem Viergespann bei den Gesandten umher, und machte ihnen kund, was sie nicht wissen sollten. Ihr Staunen verwandelte sich in Unwillen, sobald sie von Buol hörten, daß dieser, weit entfernt sich einverstanden mit Hänlein's Schritten zu erklären, nur über dessen unkluges Benehmen und Preußens gefährliche Vorgriffe bitter klagte, und die andern Gesandten in ihrer Aufregung bestärkte. Von allen größern deutschen Höfen, und besonders von Wien, erfolgte ein Sturm von Klagen und Beschwerden, denen man in Berlin keine triftigere Genugthuung geben konnte, als die förmliche Mißbilligung Hänlein's und seine sofortige Abberufung. Er mußte auf seinen bescheidenen Posten nach Kassel zurückgehen. Aber das Aergerniß war ungeheuer, und unsrer ganzen Diplomatik empfindlich; man sah uns als Leute an, die Arges im Schilde führten, aber ungeschickt uns ertappen ließen und den Zweck verfehlten. Daß der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Goltz darauf zum Bundesgesandten Preußens ernannt wurde, konnte den üblen Eindruck nur halb verwischen, denn der hohe Titel war keine Bürgschaft großer Eigenschaften, und daß man auch diesen Fähigkeiten nicht zu sehr traute, verrieth die Bestimmung, Goltz werde erst später eintreffen, die noch immer hinausgeschobene Eröffnung des Bundestages preußischerseits durch den wegen der Gebietsausgleichungen noch in Frankfurt verweilenden Staatsminister von Humboldt geschehen.

Mittlerweile war ein französischer Gesandter, der Graf von Montlezun, in Karlsruhe eingetroffen, und für ihn hatte der Minister von Hacke die Antrittsaudienz beim Großherzog in Griesbach erwirkt. Das Hinzögern meiner Vorstellung am Hof wurde hiedurch nur um so auffallender. Montlezun kam gleich darauf nach Baden, und wir machten Bekanntschaft. Er gehörte, wie sich das von selbst verstand, zu den Ultraroyalisten, und richtete seine Aufträge pünktlich aus, auch wenn sie gehässige waren und Verfolgungen gegen andersdenkende Franzosen zum Gegenstande hatten, allein er betrieb dergleichen nicht aus eigner Lust, und wünschte überhaupt kein Aufsehn zu machen, da er selber nahe daran gewesen war, unter Bonaparte Dienste zu nehmen, wenigstens hatte er dessen früherem Gesandten in Karlsruhe Herrn von Nicolai sich angeschlossen. Von einem schmerzvollen Uebel geplagt, hielt er sich auch gesellschaftlich zurück; versuchte er einmal witzig oder lustig zu sein, schmeckte es etwas nach der Wachtstube, doch aus der alten Zeit. Uebrigens war leicht mit ihm auszukommen, und ich stand mit ihm, nach einigen scharfen Worten, die ich ihm zu hören gegeben, fernerhin auf leidlich gutem Fuß, obschon er mich mit Bachelu und andern Verbannten in bestem Vernehmen sah und meine Vorliebe für die Liberalen wußte.

Fünf Wochen eines belebten Aufenthalts in Baden waren schnell verflossen, die Gesellschaft, welche zumeist die unsrige gewesen, machte schon neuen Ankömmlingen Platz, auch Tettenborn kehrte nach Mannheim zurück, und wir folgten ihm gern dorthin, nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe, wo ich für jetzt nicht lange

sein wollte. Der Großherzog weilte noch in Griesbach, und meine Geschäfte mit Hacke waren ohnehin nur schriftlich zu führen. Da ich des Großherzogs sicher zu sein glaubte, so durft' ich wagen, was sonst nicht rathsam gewesen wäre, statt der Hauptstadt diesen Sitz der badischen Opposition zum Aufenthalt zu wählen; die Annehmlichkeiten des hiesigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim ist die im südlichen Deutschland am meisten norddeutsche Stadt; ein Kern von höherer Bildung des Geistes und Geschmacks hatte sich unter dem Kurfürst Karl Theodor fruchtbar angesetzt, und pflanzte sich in Geselligkeit, Litteratur, Kunstsinn, besonders auch im wohlgepflanzten Theaterwesen, noch immer fort, manche Spätlingserscheinung bezeugte durch Wort und That den Glanz jener frühern Zeiten. Die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andre dieser Geltung waren hier ansässig; der in Karlsruhe beglaubigte niederländische Gesandte, Admiral von Kinkel, hatte hier seine feste Wohnung; Fremde, wie der Freiherr Stryck van Linschoten, der General von Tettenborn, der General von Knorring, Herr Abegg aus Elbing, ließen sich gern auf längere Zeit hier nieder; an Besuchenden und Durchreisenden fehlte es nicht. Ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und freundlicher als Karlsruhe; dort hatte ein verschwundener Hof gute Wirkungen zurückgelassen, die hier ein vorhandener meistentheils vermissen ließ.

Ich war kaum vierzehn Tage in Mannheim, so erfolgte von Seiten Hacke's die verbindliche Aufforderung, mich zum nächsten Hofzirkel in Karlsruhe einzufinden, wo meine Vorstellung geschehen werde. Ich kam, und

die Vorstellung hatte in gewohnter Weise Statt, mit allem Zubehör von Besuchen und Einladungen. Der Großherzog war äußerst freundlich, und sagte mir sogar mit leiser Vertraulichkeit, er rechne darauf nun außer Tettenborn noch einen zweiten Freund in der Nähe zu haben. Die Großherzogin that gleich, als wär' ich ein alter Bekannter, und gerieth mit mir bald in ein so ernstes Gespräch, daß es den Hofleuten auffiel, und besonders Frau von Hacke ihre Ungeduld nicht bergen konnte; der Großherzog hatte sich schon längst entfernt, und noch immer standen wir und sprachen, die Hofleute mußten auch stehen und warten, bis ich endlich entlassen wurde. „Die Hoheit ist ja sehr gnädig gegen Sie gewesen, Sie müssen ihr angenehme Dinge gesagt haben, so lange hält sie sonst nicht aus", sagte mir Hacke beim Weggehn mehr spitz als artig, und ich erwiederte ihm eben so, daß ich recht gut wisse welchen Dank ich ihm dabei schuldig sei, zugleich macht' ich ihm die Anzeige, daß ich nochmals nach Mannheim zurückkehren würde, was ihm offenbar unerwartet kam.

Gleich darauf erfolgte auch die Vorstellung bei der verwittweten Markgräfin Amalia und ihrer Tochter Prinzessin Amalie, darauf bei der Königin Friederike von Schweden und ihren Prinzessinnen Töchtern, dann bei den Markgrafen Ludwig und Friedrich; und zuletzt wurde auch die Gräfin von Hochberg nebst Söhnen und Töchter anstandshalber besucht. Die verwittwete Markgräfin wandte mir sogleich ihre Gunst zu, sprach über viele frühere Verhältnisse in Preußen, die mir zum Theil wohlbekannt waren, und bezeigte sich überhaupt so mittheilend, verbindlich und angenehm, daß ich überaus zufrieden sein

konnte. Mir entgingen dabei doch die Winke nicht, welche deutlich merken ließen, daß eine vorzugsweise hieher gerichtete Beeiferung und ein Anschließen an die hier gültigen Interessen meinerseits der Preis sein müsse, durch den ich ein solches Wohlwollen und eine solche Freundlichkeit mir verdienen und daurend erhalten könnte. Ein Ansinnen, welches bei meiner schon ausgesprochenen Ergebenheit für die Großherzogin schwierig zu erfüllen war.

Rahel war unterdessen nach Frankfurt am Main gereist, um mit Custine's dort wieder zusammenzutreffen, besonders aber um Frau von Humboldt wiederzusehen, die seit kurzem dort bei ihrem Gatten angelangt war. Während der vieljährigen Trennung der beiden Freundinnen hatte sich gar vieles verändert, und Frau von Humboldt nicht zu ihrem Vortheil; sie war in Wien eine vornehme Dame geworden, dann gar eine hocheifrig Deutschgesinnte, und hatte frühere Ansichten und Empfindungen vergessen, ja ganze Verhältnisse so sehr, daß sie Raheln, der sie einst das Du schriftlich aufgedrungen, und noch zuletzt in häufigen Briefen immer geschrieben hatte, beim ersten Begegnen mit Sie anredete. Für Rahel war dies nur eine kleine Verlegenheit, weiter nichts, sie rechnete es ihr nicht an, und fand in ihr allen Zauber der Liebenswürdigkeit wieder, den sie in der besten Zeit gehabt. Ich nahm dies anders, und sah ein Zeichen darin, das gar viel bedeute. Daß der ehmals freie Geist in manche Schranken des Gewöhnlichen sich eingeengt, daß auch die freieren Gefühle, indem sie ganz wie sonst ihren Neigungen folgten, doch das Gewand der herrschenden frommen Ausdrücke angelegt hatten,

das mußte Rahel freilich erkennen und bedauern. Ein Vorfall, bei welchem Rahel, um die Ehre eines Freundes nicht antasten zu lassen, den Fürwitz einer Dame zurechtwies, deren sich Frau von Humboldt annehmen und dabei eine vermeintliche Ueberlegenheit geltend machen wollte, die aber an der wirklichen Ueberlegenheit Rahels wie Glas an Stein zersplitterte, konnte nicht beitragen, die alte Innigkeit herzustellen, und obschon äußerlich ein gutes Vernehmen fortbestand, das auch von Rahels Seite ein unzerstörbar herzliches blieb, so war doch etwas Fremdes zwischengetreten, das durch neue Trennung nur größer werden mußte. Desto fester und schöner sah Rahel sich mit der Gräfin Custine und mit deren tiefgeistigem Sohn verbunden; hier war auch manches Entgegenstehende in Ansichten und Gewöhnungen, aber dort hatte sich das Störende auf dem einst freien Boden aufgethürmt, hier wich es zurück und gab der höheren Freiheit Raum.

In Mannheim genossen wir schöne Herbsttage, die reiche Gegend lockte noch oft in's Freie, die Stadt bot angenehme, mannigfache Gesellschaft, musikalische Aufführungen, ein von alter Zeit her wohlbegründetes Theater, das von seiner ehmaligen Blüthe noch ehrenvolles Zeugniß gab. Auch einige politische Fäden zogen sich hier durch das gesellige Leben heimlich durch, von denen ich einige hier berühren muß. Während des Krieges gegen Napoleon war England von dem Verkehr mit dem Festlande mehr und mehr abgesperrt worden, und hatte sich genöthigt gesehen, seine politischen Verbindungen selbst bei den großen Höfen nur insgeheim und also durch unscheinbare Agenten zu unterhalten. Zu

solchem Dienste gaben sich unter diesen Umständen angesehenere Leute her, die sonst dergleichen als ihrer unwürdig verschmäht hätten, so der unglückliche Bathurst, dessen Verschwinden bei Perleberg noch heute ein ungelöstes Räthsel ist. In Wien war längere Zeit Herr King, Bruder des Lord King, ein solcher Agent, mit um so mehr Erfolg und Annehmlichkeit, als in der hohen Gesellschaft ihn seine Geburt und bei den vornehmen Damen seine stattliche Erscheinung sehr empfahlen, und namentlich die kurländischen Prinzessinnen der Reihe nach ihn sehr begünstigten. Dieser war, als der Umschwung der Dinge dies erlaubte, nicht sofort in die offenbare Diplomatik übergegangen, sondern aus Liebhaberei noch auf den geheimen Wegen geblieben, und sah sich nun nach dreien Jahren noch auf solchen, da er es längst nicht mehr wünschenswerth fand; die Aufträge in Wien waren von selbst erloschen, die dortige Gesellschaft in alle Welt zerstreut, und die englischen Minister wußten für den Augenblick nichts Besseres, und gaben dem gutbesoldeten Agenten den allgemeinen Auftrag sich in Deutschland beobachtend umzusehen. So kam er nach Mannheim, und führte sich in die dortige Gesellschaft ein; doch am meisten war er bei Tettenborn, und in vertraulichen Abendstunden hielt er nicht mit seinen Wahrnehmungen und Erfahrungen zurück, und scherzte bitter über die Dummheit derer, an die er seine Berichte schrieb; denn obschon ganz Tory, war er doch stets mit den Führern der Parthei sehr unzufrieden. Ihm war seine jetzige Stellung zum Verdruß, besonders da ihm nicht entgehen konnte, daß in der Gesellschaft mancher zweifelhafte Blick auf ihn fiel. Sein Geschäft mochte seinen

Vorgesetzten oft wichtig genug dünken, denn er empfing Depeschen durch Kouriere und Stafetten, allein die Wichtigkeit hob die Anrüchigkeit nicht auf, und nach einiger Zeit, da kein gesandtschaftlicher Posten sich für ihn aufthun wollte, trat er aus diesen Verhältnissen völlig zurück. So lange er in Mannheim lebte, war er uns eine reiche Quelle mannigfacher Angaben und Aufschlüsse.

Aber in Mannheim verwickelten und spannten sich noch andre Geheimfäden englischer Verhältnisse! Ich habe früher schon des hannöverschen Freiherrn von Ompteda zu erwähnen gehabt, dem zur Buße dafür, in Diensten des Königs von Westphalen gewesen zu sein, der schändliche Auftrag geworden war, die Prinzessin von Wallis in Italien zu belauschen und zu verrathen. Er fand sich bei ihr unter dem Schein eines von der Regierung Verstoßenen ein, war als solcher willkommen und erfuhr die liebreichste Aufnahme; die Prinzessin sah in ihm einen Genossen und Freund, und that sich vor ihm keinen Zwang an; um so sichrer konnte er als Augenzeuge ihre vielfachen Verirrungen an den Grafen von Münster berichten, der dem Prinz-Regenten in jener Zeit nichts wichtiger wußte, als Beweisstücke gegen die Ehre seiner Gemahlin zu empfangen. Ihr Lebenswandel war nicht zu vertheidigen, und ihr englisches Gefolge wurde durch ihre Aufführung so verletzt und beschämt, daß einer nach dem andern wegging, und bald nur Italiäner bei ihr waren. Nur ein Herr Haunam war noch übrig, und auch dieser hatte schon erklärt, daß er nicht bleiben wolle, da brachte ein Zufall den schwarzen Verrath Ompteda's an den Tag, und Haunam hielt sich

doch seiner Herrin noch zu sehr verpflichtet, um nicht einer solchen Büberei gegenüber noch zuletzt für sie aufzutreten. Ompteda war bereits geflohen, allein Haunam's Herausforderung folgte ihm nach Deutschland, und er konnte ihr nicht ausweichen. Aber schlagen wollte er sich keineswegs, im Gegentheil anstatt sein Leben zu wagen jetzt den Lohn seines Thuns genießen; in der That hatte der Graf von Münster ihn zum hannöverschen Gesandten in Rom ernennen lassen, und wußte ihm auch über den Zweikampf hinauszuhelfen. Ompteda hatte Mannheim zum Stelldichein bestimmt, und eben so den Zeitpunkt des Zusammentreffens; Ompteda kam zur rechten Zeit, und wartete drei Tage, am letzten kam ein englischer Kourier und brachte ihm Depeschen aus London, worauf er sich seine Anwesenheit und Warten bescheinigen ließ und augenblicklich nach Hannover abreiste, um sich von da nach Rom zu begeben. Erst lange nachher erfuhr ich den schändlichen Zusammenhang. Haunam war nach England gereist, um vor dem Zweikampfe seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen; als dies geschehen und er im Begriff war nach Mannheim abzugehen, traf er unerwartete Schwierigkeiten und wurde gerichtlich verhindert London zu verlassen; diese Händel hatte Münster angeregt, Haunam mußte den für Mannheim festgesetzten Tag versäumen, und als er nach weggeräumtem Hindernisse nicht mehr zu halten war, sandte Münster jenen Kourier voraus, jetzt möge Ompteda nur eiligst abreisen, und sich darauf berufen, daß er auf den Gegner vergebens gewartet habe. Als Haunam eintraf und jenen nicht mehr fand, war er außer sich, auf ihn den Unschuldigen fiel nun ein zweideutiges Licht; er verwünschte

den Gegner, dessen Weg und Ziel er nicht erfahren konnte, und kehrte nach England zurück. Was soll man zu solch niedrigen Ränken sagen, verübt von Leuten hohen Ranges und Amtes, und die dabei noch immer für Ehrenmänner gelten wollen! —

In den Herbst dieses Jahres fielen einige politische Ereignisse, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Eines der wichtigsten und folgenreichsten geschah in Frankreich; die Ultraroyalisten, die Fanatiker, die weißen Jakobiner, wie sie auch genannt wurden, hatten in der Deputirtenkammer, wie sie nach den hundert Tagen durch Gewalt- und Trugwahlen zu Stande gekommen war, dergestalt die Oberhand und mißbrauchten diese zu so maßlosem Wüthen, daß sie der Regierung selbst gefährlich wurden und der König sie fürchten mußte. Ludwig der Achtzehnte hatte keineswegs den hellen Verstand und den festen Willen, die man ihm bisweilen zugeschrieben, allein er war im höchsten Grad eifersüchtig auf seine angeborne Macht und Würde, und wenn diese bedroht schienen, so konnte allerdings sein träger Sinn zur Entschlossenheit gereizt werden. Sein Bruder und Thronfolger, der Graf von Artois, stand an der Spitze jener Parthei, die den König meistern wollte, und dieser fühlte die Nothwendigkeit gegen die Parthei seines Bruders einen kräftigen Schlag auszuführen. Durch seinen Minister Decazes geleitet, gab er die berühmte Verordnung vom 5. September, durch welche die Deputirtenkammer aufgelöst, neue Wahlen anbefohlen und zugleich die Versicherung ertheilt wurde, daß die beschworne Verfassungsurkunde unverletzt bleiben sollte. Die Ultra's waren geschlagen, eine gemäßigtere Kammer ging aus den neuen

Wahlen hervor, die Regierung benahm sich etwas freisinniger; im Ganzen aber war wenig gewonnen, die Minister schalteten willkürlich wie vorher, die geschlagene Parthei behielt Macht und Einfluß, und immerfort wurde sie ängstlich berücksichtigt, ihren Forderungen nachgegeben, besonders wenn es galt Bonapartisten und Liberale zu verfolgen. Dennoch kann man sagen, daß jene berühmte Verordnung vom 5. September damals Frankreich gerettet, die Katastrophe, zu der die blinde Wuth der Reaktion die Bourbons drängte, noch auf viele Jahre hinausgeschoben hat.

Daß der österreichische Kaiser Franz, durch den Tod der edlen und geistvollen Kaiserin Maria Ludovika von Este zum drittenmal Wittwer, zur vierten Heirath schreiten würde, war von Allen die ihn kannten, vorausgesagt worden. Er wählte die Tochter erster Ehe des Königs Max Joseph von Baiern, die früher dem Kronprinz von Würtemberg vermählt gewesen war; jedoch hatte dieser die Ehe nicht vollzogen und sie in der Folge als ungültig aufgelöst. Diese neue Verbindung war für die süddeutschen Verhältnisse politisch wichtig, insofern sie den Vergrößerungsgelüsten Baierns einen neuen Rückhalt an Oesterreich gab, und gegen deren vereinte Zwecke Würtemberg und Baden mißtrauischer und wachsamer machen mußte.

Wichtiger und unmittelbarer einwirkend war der plötzliche Tod des Königs Friedrich von Würtemberg und die Thronbesteigung seines Sohnes, des nunmehrigen Königs Wilhelms des Ersten, der als Kronprinz, wie die meisten Kronprinzen, große Hoffnungen erregt hatte. Seine Anhänger priesen seinen Kriegsmuth und seine

Feldherrngaben, für beides sollte die Schlacht von Montereau zeugen; die Deutschgesinnten rechneten auf ihn, die Freigesinnten nicht weniger. Man hoffte, der würtembergische Verfassungsstreit würde durch ihn auf das glücklichste erledigt werden; Stein war mit ihm in Briefwechsel, Wangenheim hatte sein ganzes Vertrauen, aus dem Rathe solcher Männer glaubte man müsse Vortreffliches hervorgehen. Sehr bedeutend erschien seine Gemahlin, die Königin Katharina, Schwester des russischen Kaisers, auf welchen sie nicht ohne Einfluß war und durch dieses Verhältniß das Ansehn Würtembergs weit über das Maß seines eignen Vermögens erhob. Für Baden konnte dieser Weg auf Rußland einzuwirken, so wie die ganze Stellung des Königs nur günstig sein, wiewohl noch niemand daran dachte beides zu benutzen; im Gegentheil suchte man dem Großherzog Mißtrauen einzuflößen, und den Verfassungseifer des Königs als für Baden nachtheilig zu schildern, wo das Wort Verfassung oder Stände dem Hof und dem bisherigen Regierungswesen ein Gräuel war.

Für Deutschland erschien denn auch nach langem Harren endlich der Bundestag; er wurde am 5. November feierlich eröffnet. Der österreichische Präsidialgesandte unterhielt in einer schwerfälligen ungelenken Rede die Versammlung und demnächst die Nation — denn die Verhandlungen mußten damals vorschriftgemäß im Druck erscheinen — von den guten Absichten und großen Zwecken, welche die Regierungen durch den Bund erreichen wollten, und belehrte sie ausdrücklich, daß der Bund kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund sein solle, ein Unterschied, auf den man eben erst aufmerksam geworden war.

Wilhelm von Humboldt, der preußischerseits bei dieser Eröffnung auftrat, sagte nichts Erhebliches, und auch die andern Gesandten gaben nur längere oder kürzere Zustimmung. Alles ging kühl, träge, pedantisch her. Dem entsprach die öffentliche Theilnahme; durch das lange Zögern und durch alles was von den vorbereitenden Anstalten und Berathungen bekannt geworden, hatte sich die Täuschung, als werde hier den Deutschen ein neues Heil aufgehen, längst verloren, man sah Preußen mit Oesterreich einverstanden oder diesem nachgiebig, und von Oesterreich wußte man, daß es nur den alten Einfluß in Deutschland anstrebte, um jede neue Entwicklung zu hemmen. Mit gleichgültiger, oder höhnischer Neugier vernahm man die mannigfachen, oft lächerlichen Vorgänge, in denen der Bundestag sich bemerklich machte. Für Oesterreich und Preußen war er eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Baiern und die übrigen ehmals rheinbündnischen Staaten fürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souverainität; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine Neigung zum raschen Fortschreiten; die Kleinsten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbstständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Parthei schon völlig überzeugt daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese

Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet.

Dennoch gab es unter den Bundesgesandten selbst eine kleine Schaar vaterlandseifriger und muthiger Männer, deren Gesinnung und Kraft den Bundestag, seiner schlechten Anlage zum Trotz, und wider alles Gegenstemmen der Großmächte, zu einer wirksamen Nationalbehörde zu machen strebten, zum gesetzlichen Anhalt für Recht und Freiheit, zur lebendigen Mitte des deutschen politischen Lebens. Gagern von Luxenburg und Nassau, Plessen von Mecklenburg-Schwerin, Berg von Oldenburg, Smidt von Bremen, standen in diesem Streben rühmlich voran, und suchten sowohl die Arbeiten der Bundesversammlung selber zu beleben und zu fördern, als auch für dieselben nach außen den Antheil und die Gunst der Nation zu gewinnen. Was in der ersten Zeit am Bundestage noch einigermaßen von Trieb und Thätigkeit zu finden war, die Berathung über die Weiterentwicklung des Bundes durch organische Gesetze, die Ernennung besondrer Ausschüsse für bestimmte Geschäfte, das Annehmen und Erwägen aller Arten von Beschwerden, dies und vieles Andre ist hauptsächlich dem wackern Eifer dieser thätigen und klugen Minderheit zu verdanken, vor deren Ueberlegenheit an Einsicht und Kenntniß, das große Ansehn des höchstbeschränkten Präsidialgesandten sich beugen mußte. Zum Theil mit ihnen verbunden, zum Theil unabhängig von ihnen, wirkten noch viele deutsche Männer zu demselben Zweck. Ich selbst ließ es mir angelegen sein, die Hoffnungen auf den Bundestag nicht sinken zu lassen, ihn als die ausgesprochene Einheit der Nation zu bezeichnen, als das vorläufig um alle Stämme geschlungene

Band, das, wie schwach und lose jetzt es noch sein möge, durch unablässigen Eifer und gemeinsame Arbeit ein starkes und festes werden könne. Solange jene Minderheit, aus der später durch Wangenheim's Zutritt eine kraftvolle Opposition entstand, in ihrer Richtung thätig blieb, durften wir die Hoffnung, daß der Bundestag den gerechten Forderungen der Nation entsprechen könne, wirklich nicht aufgeben.

Als wir nach Karlsruhe gegen Ende des Novembers zurückkehrten, war der Hof dort bereits wieder beisammen, und es verlautete daß derselbe für den Winter allerlei festlichen und gesellschaftlichen Glanz entfalten werde, man wollte dem widerspenstigen Mannheim zeigen, daß Karlsruhe die Hauptstadt sei. Niemand hatte besseren Willen und schöneres Talent die Geselligkeit zu beleben, als die Großherzogin, allein den Raum und Stoff dazu hätte sie erst erobern und schaffen müssen, und hiefür war sie weder kriegerisch noch kräftig genug. Die steifen Formen des Hofwesens konnte sie nicht durchbrechen; sie hatte nicht die Macht, die engen Gränzen der herkömmlichen Einladungen zu erweitern, ja nicht einmal die, innerhalb dieser Gränzen nach eignem Sinn zu wählen. Das Hofgesinde wollte zwar Aufwand und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eignen Stolzes und Wohllebens; gleich Schauspielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes sei, wollte jeder nur das gelten lassen, wobei er persönlich seine Rechnung zu finden glaubte. Eine Gesellschaft bei der Großherzogin durfte sicher sein, von dem Anhange der verwittweten Markgräfin wenig schmackhaft gefunden zu werden, ein Gleiches geschah den Gesellschaften der

Markgräfin von Seiten des Großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friedrich konnte dazwischen gar nicht aufkommen, und der Hochberg'schen Familie wäre es als eine Erdreistung ausgelegt worden, hätte sie sich als Gesellschaftsmitte benehmen wollen. Unter diesen Hemmnissen von Neid und Eifersucht, und wechselseitigem Aufpassen und Mäkeln war eine freie und geistige Geselligkeit unmöglich, und statt ihrer war es nur die Langeweile, welche die schönen Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzosenthum geherrscht hatte, waren Bürgerliche zugelassen worden, nachdem die Deutschen gesiegt, wollte man wieder recht vornehm sein, und jene wurden ausgeschlossen. Als mir der Geheime Legationsrath Friederich mit Unwillen erzählte, daß auch ihm, der früher allen Hofgesellschaften beigewohnt und als Dichter sie verherrlicht hatte, jenes Loos zu Theil geworden, konnt' ich ihm zu seinem Troste versichern, daß am Hofe zu Berlin dasselbe Verfahren stattgefunden habe. Konnte für Friederich der höhere Rang im Staatsdienste keinen Zutritt am Hof begründen, so war dieser noch weniger möglich für Männer, die bei größter Auszeichnung jenen Rang noch nicht erreicht hatten, wie der Finanzrath Nebenius und der Regierungsrath Winter, spätere Minister und schon damals allen Karlsruhern wohl bekannt, von denen aber in der höheren Gesellschaft auch nur die Nennung ihrer Namen schon zu viel gewesen wäre! —

Mit Friederich kam ich bald in ein vertrautes Verhältniß; unsre politischen Gesinnungen stimmten sehr überein, und nicht viel weniger unsre litterarischen Neigungen. Seine gebildete Förmlichkeit gefiel den

Frauen, und auch Rahel mochte ihn leiden, obschon sie vom ersten Augenblicke geurtheilt hatte, sein Gutes ermangle der durchdringenden Kraft, und suche daher Hülfe in kleinen Klügeleien und Berechnungen, so wie sie vorhersagte, daß die angenehme Artigkeit, deren er sich befliß, später in abstoßende Pedanterei umschlagen würde. Seine Zwecke verlor er nicht leicht aus den Augen und meine Bekanntschaft war ihm in diesem Betracht gewiß nützlich, mehr als mir die seinige, denn ich war am fremden Orte besser unterrichtet und fester gestellt, als er im heimischen. Mich mit Nebenius und Winter bekannt zu machen, lehnte er ab, weil er als geborner Pfälzer mit diesen Altbadnern nicht in bestem Vernehmen stand, und von ihnen mit Mißtrauen angesehen wurde.

Doch im diplomatischen Kreise selbst eröffnete sich unerwartet eine heitre liebenswürdige Geselligkeit, wie sie nur zu wünschen war. Der hannöversche Gesandte von Reden traf in Karlsruhe mit seiner Familie ein, und alle Vorzüge norddeutschen Umgangs folgten ihr. Der Gesandte war ein alter Staatsdiener aus den Zeiten vor der französischen Revolution, ein geschworner Feind von dieser und allen ihren Folgen, ein strenger Anhänger alten Rechtes und Herkommens, voll tiefer Ehrfurcht seinem Fürsten ergeben, mit blinder Zuversicht alles ausführend und billigend, was ihm höheren Ortes befohlen wurde. Von Regensburg her hatte er gründliche Kenntniß des alten deutschen Staatsrechts, aber auch sonst ungemeine Gelehrsamkeit, und in Sprachen, Geschichte und besonders Genealogie, ein Gedächtniß, dem jeden Augenblick sein ganzer Reichthum zu Gebote stand. Dabei liebte er, diese Kenntnisse beeifert mitzutheilen, so wie

seine Grundsätze zu bekennen, in lebhafter, beeilter, sich überstürzender Rede, die doch fast niemals lästig wurde; denn er spann nichts in's Weite aus, ging bereitwillig von einem Gegenstande zum andern, weil ihm jeder fruchtbar war, und beachtete mit aufmerksamer Güte so wohlmeinend den Geschmack, die Verhältnisse und Neigungen des Hörenden, daß dieser sich nicht gelangweilt sondern eher geschmeichelt fand, und bei den oft heftigen Ausbrüchen des guten Alten seine überschwängliche Herzensgüte, sein menschenfreundliches Wohlmeinen nicht verkennen konnte. Wer keinen andern Gewinn aus seiner Unterhaltung zog, der hatte wenigstens den, seine Eigenheiten aufzufassen und bei Gelegenheit scherzend wieder vorzutragen. Seine Liebenswürdigkeit überwand jede Schroffheit, und so wurde es möglich, daß er in gleicher Weise meine Freigeistereien duldsam ertragen, wie ich lächelnd es anhören konnte, wenn er auf die verfluchten Konstitutionellen schalt, ein Ausdruck, den einst selber aus Grund der Seele aussprechen zu sollen ich mir nicht träumen ließ! Was aber dem alten Reden völlig mein Herz gewann, war seine hohe Werthschätzung Rahels, von deren Wesen er ganz eingenommen war. Frau von Reden stimmte wie in vielem andern so auch hierin mit dem Gatten überein, hatte aber sonst über Welt und Menschen ihr eignes, mitunter scharfes Urtheil! sie hatte sich darein ergeben, kränklich und alt zu sein, doch merkte man, daß gewisse Ansprüche noch fortdauerten, und nur die Form gewechselt hatten; auch bei ihr aber war behagliche Freundlichkeit und launige Gesprächslust vorherrschend. In der ältesten Tochter Henriette zeigten sich die guten Eigenschaften der Eltern gleichsam verklärt, sie

hatte großen Verstand und ein sichres Urtheil, rasche Gewandtheit und den leisesten Zartsinn, bei der freiesten Selbstthätigkeit war sie unabläßig aufmerksam und besorglich für die Andern, lenkte vorsichtig alles Störende ab, half über Schwierigkeiten hinweg, füllte Lücken aus, und das alles so leicht und natürlich, daß sie als ein wohlthätiger Genius für die Gesellschaft arbeitete, in der sie heiter und froh nur sich zu unterhalten schien. Stiller und in sich gezogen war die jüngere Schwester Elise, doch der Grundton von Güte und Laune, der die ganze Familie auszeichnete, fehlte auch in ihr nicht, so wenig wie in einem Bruder und in einer nahen Verwandten, die auf längere Zeiten zum Besuch kamen. In dieser wahrhaft edlen und vortrefflichen Familie war jeden Abend nach norddeutscher Sitte die Theestunde der Geselligkeit gewidmet, und so groß war die Anziehkraft der Unterhaltung, die man dort zu finden versichert war, daß auch Karlsruher Herren und Damen sich gern einfanden, doch ohne je das Uebergewicht zu erlangen. Das altaristokratische Ansehn that hier sehr gute Wirkung, sodann aber auch die bildende Thätigkeit, welche von den mehreren, einander in gleichem Sinn unterstützenden Mitgliedern der Familie übereinstimmend geübt wurde. Weder bei minderem Rang noch bei geringerer Zahl hätte eine Geselligkeit dieser Art in Karlsruhe Wurzel fassen und bestehen können; das Haus war das einzige dieser Art in der Stadt, für uns in der ersten Zeit eine wahre Zuflucht. Nur blieb die Familie nicht immer am Ort, und wie wir nach Mannheim oder Baden, ging sie zeitenweise nach Stuttgart oder Aschaffenburg.

Rahel hatte gleich anfangs erklärt, daß sie nicht an

Hof gehen würde; sowohl Kränklichkeit als Geschmack und Neigung mußten sie von diesen tödtlich langweilenden Anstrengungen der geputzten Jämmerlichkeit zurückhalten. Die Großherzogin aber, die schon durch die Gräfin Walsch von ihr gehört hatte, war ungeduldig sie kennen zu lernen und sah sie bei der Gräfin Walsch; der wechselseitigen Zuneigung, die sich sogleich zu erkennen gab, waren aber die Verhältnisse nicht günstig, und die Gelegenheit ungestörten harmlosen Sehens wiederholte sich nicht oft. Leichter war diese für mich, und die Unterredungen, die ich mit der liebenswürdigen Fürstin hatte, waren so ernst und offen, wie es die Lage der Sachen erforderte. Sie versicherte mich des unwandelbaren Wohlwollens und Vertrauens des Großherzogs, und fügte hinzu, daß ich es seiner bekannten persönlichen Scheu und Trägheit zuschreiben müsse, wenn er seine Gesinnung nicht selbst entschiedner ausspräche oder gar thätig werden ließe; die gelegentlichen Einflüsterungen, durch die mir Herr von Hacke bei ihm zu schaden gesucht, hätten nicht das geringste gewirkt; im Gegentheil sei er sehr gegen diesen seinen Minister verstimmt und mißtrauisch, und ihn zu entlassen geneigt, obschon das zum Schaden des Landes wohl so bald noch nicht geschehen würde. In der That zeigte der Großherzog mir bei den wenigen öffentlichen Gelegenheiten, wo ich ihn sprechen konnte, — denn Hacke suchte mich sogar mit Unhöflichkeit entfernt zu halten, — die freundlichste Gewogenheit, und gleicherweise that die Großherzogin, so daß die widriggesinnten Hofleute ihren Aerger darüber nicht verbergen konnten, und Hacke gegen meine Kollegen spöttisch davon sprach, was doch dem Großherzog so besonders an mir gefallen möge?

Bei dem erklärten Kriege durft' ich den Feind in keiner Weise schonen. Für meine Angriffe gegen ihn war kein Boden günstiger, als der Salon der verwittweten Markgräfin Amalia; sie liebte es, daß an ihrer Mittagstafel und in ihren Abendkreisen etwas vorging, das anregte und belustigte, und wenn der Scherz nur nicht alles Maß überschritt, so konnte er auf ihren Beifall rechnen, dem das Einstimmen der Andern nicht fehlte. Anwesend und abwesend mußte Hacke mir als Zielscheibe dienen, die gar leicht und gut zu treffen war. Die Markgräfin gab ihn völlig preis; ihre Tochter aber, Prinzessin Amalie, nahm mich eines Tages bei Seite, und sagte, sie sehe hinter dem Scherz einen schweren Ernst, und wünschte, daß ihr Bruder der Großherzog hören könnte, wie über seinen Minister gesprochen werde, der nach ihrer Einsicht zum großen Schaden des Landes jetzt diesen Platz einnehme.

Wirklich hatte er in dieser Zeit, wo Baiern mit unermüdeter Thätigkeit darauf hinarbeitete auf Badens Kosten große Erwerbungen zu machen, und zu diesem Zwecke immer mehr Boden bei den großen Höfen gewann, diese in auffallender Weise vernachlässigt oder sogar aufgereizt. Auf Rußland nahm er gar keine Rücksicht, Frankreich und England schienen ihn nichts anzugehen, wider Preußen bezeigte er entschiednen Widerwillen, gegen Oesterreich aber nahm er sich eine solche Sprache heraus, daß der Fürst von Metternich, damals grade in Weimar, die badischen Noten gar nicht mehr annehmen wollte. Dabei rieth er dem Großherzog, der ganz unglücklich darüber war, in einige Landabtretungen an Baiern zu willigen. Die Aussicht, von Baiern und vielleicht sogar

von Oesterreich große Geldsummen als Entschädigung zu bekommen, wurde weit eröffnet; sie war um so lockender, als die badischen Finanzen sehr schlecht standen und die Bedürfnisse des Hofes täglich wuchsen; dem Großherzog wurde noch besonders damit geschmeichelt, solche Geldsummen würde er, da es weder Stände noch Verfassung gab, ganz für persönliche Zwecke verwenden können, und manche Höflinge, die sehr wohl wußten, daß wo große Summen in's Spiel kommen, immer etwas für die Nahstehenden abfällt, thaten ihr Mögliches, diesen Ausweg als den allerbesten vorzustellen. Die Gefahr war dringend; der Großherzog konnte zu einer unglücklichen Einwilligung überredet werden, es konnte aber auch, bei dem Stillschweigen oder gar halben Zugeständnisse Badens ein durch Baiern den großen Höfen zu entlockender Beschluß als ein europäischer Machtspruch dem Großherzog und seinen Dienern unwiderstehlich dünken, und die Zerreißung des Landes, die Beschränkung des Erbrechtes zur Folge haben. Ich erwog den Stand der Sachen mit Tettenborn, und durch ihn der ihm als Freund und Landeskind nur Vertrauen, als unbetheiligter russischer General kein Mißtrauen einflößte, ließ er sich überzeugen, daß es Zeit zu thätigem Handeln sei. Schwer war es, ihn zu den nöthigen Maßregeln zu bestimmen, aber es gelang doch zum Theil. Zuerst wurde der badische Bundesgesandte in Frankfurt Herr von Berstett angewiesen, mit dem von Hacke ganz unbeachtet gebliebenen, von Berstett aber klug herangezogenen russischen Gesandten von Anstett die badnische Sache zu berathen, und über den Erfolg ohne Hacke's Wissen unmittelbar an den Großherzog zu berichten. Dann mußte Hacke, der nicht ahndete, woher

dem Großherzog dieser Einfall kam die außerordentliche Sendung des Generals von Schäffer nach St. Petersburg und des Generals von Stockhorn ebenso nach Berlin veranstalten; nach Wien aber eine solche Sendung ebenfalls anzuordnen, lehnte er beharrlich ab, und eben so wenig wollte er das Geringste thun, um den guten Willen des durch die russische Verbindung jetzt so wichtigen Würtembergs aufzuregen. Der badische Gesandte von Marschall in Stuttgart, schien der Mann, der an Hacke's Stelle treten könnte, er wurde abgerufen, um in Karlsruhe zur Hand zu sein; allein so lange er nicht wirklich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, war es nur ein Uebelstand, daß er in Stuttgart fehlte. So zog sich bei mancherlei Anstalten alles in ungenügender Weise hin, und diejenigen, denen es am meisten oblag, sorgten am wenigsten. Der Sturz von Hacke schien unerläßlich, wenn aus der Halbheit heraus ein wirksames Ganzes entstehen sollte.

Ich unterließ nichts, um darauf hinzuarbeiten; ich führte eine gute Sache, die des Landes und Fürsten, wo ich angestellt war, die dem preußischen Vortheil entsprechende, nebenher meine persönliche. Hacke selbst vermehrte unabläßig die Waffen, die gegen ihn zu gebrauchen waren. Sein loses Reden, sein unsinniges Betragen machten ihm stets neue Feinde. In der Großherzoglichen Familie hatte er nirgends einen Anhalt. Mit dem niederländischen Gesandten Admiral von Kinkel entzweite er sich in dieser Zeit auf das bitterste durch nichtsnutzige Klatscherei; ebenso beleidigte er die badischen Offiziere durch Spöttereien, die wenigstens ihm nicht zustanden. Keiner der Diplomaten in Karlsruhe war ihm Freund,

jeder hatte über ihn zu klagen. Sonderbar genug schien nur allein bei dem Großherzog noch einige Gunst für ihn vorhanden, so daß ich bisweilen zweifeln durfte, wie es dieser denn eigentlich wohl meine? —

Doch durfte mich das nicht irren, ich betrieb meine Sache mit fester Thätigkeit. Mit Friederich hatte ich beinah täglich hierauf bezügliche Unterredungen; auch besprach ich die Lage der Dinge mit dem braven Minister von Marschall, er übersah jedoch ihren weiteren Zusammenhang nicht ganz, und war außerdem wegen der Unbestimmtheit, in der man ihn ließ, tief mißvergnügt, ja er ahndete schon, daß er gegen Andre werde zurückgesetzt werden. Mir konnte nicht fehlen, auf die Gesandten von Reden, von Maltitz und selbst auf den Grafen von Trauttmansdorff, der zwar gegen Baden aber auch entschieden gegen Hacke war, im Stillen einzuwirken, ihre Depeschen trugen gewiß manche Färbung aus meinen Mittheilungen. Daß der würtembergische Gesandte Graf von Gallatin abberufen wurde, ist oben schon erwähnt. Einstweilen versah den Posten ein Geschäftsträger Namens Cognard, der mir von seinem bisherigen Minister Grafen von Wintzingerode nachdrücklich empfohlen war; ich selbst ein Neuling sollte den Neuling leiten, denn an Dienstjahren alt genug hatte er doch bisher nie selbstständig zu handeln gehabt. Ich benutzte ihn, um zuvörderst in Stuttgart die zweckmäßigen Eindrücke geben zu lassen, die sodann nach St. Petersburg übertragen werden konnten. Ich schrieb in gleichem Sinne nach Frankfurt am Main, wo der Heerd aller deutschen politischen Angelegenheiten war, und jede Ansicht leicht ihre Verbreitung fand. Am eifrigsten und sorgfältigsten berichtete ich

den mißlichen Zustand Badens in meinen Depeschen nach Berlin.

Inzwischen belebte sich der Winter durch mancherlei Besuch; Auguste Brede kam von Stuttgart, und wohnte eine Zeitlang bei uns, deßgleichen der Freiherr von Otterstedt, der in Stuttgart den neuen König begrüßt hatte, und auf der Rückreise nach Frankfurt in Karlsruhe scheinbar nur uns besuchte, in der That aber sich würtembergischen Aufträgen unterzogen hatte; der König war mit Baden etwas gespannt, und wollte seinen eignen Geschäftsträger nicht gebrauchen, sondern hielt sein Anbringen durch einen fremden Diplomaten, mit dem man ihn allerdings von altersher vertraut wußte, für unverfänglicher; Otterstedt sollte die Versicherung der freundnachbarlichsten Gesinnungen geben und zur Standhaftigkeit ermahnen, allein er fand niemanden, der ihn hätte anhören wollen, denn zum Großherzog war nicht zu gelangen, und Hacke durfte nicht erfahren, was ja zumeist gegen ihn selbst gerichtet war. Ich kannte Otterstedts Schwatzhaftigkeit, und sagte ihm nicht mehr als nöthig war, rieth ihm aber, in Frankfurt dem Herrn von Berstett die Besorgnisse und den guten Willen, die man in Stuttgart hatte, mitzutheilen, was er auch that, und auf diesem Wege wurde der Großherzog von allem unterrichtet. Unter den Besuchen dieses Winters muß ich noch den Fürsten von Solms-Lich anmerken, der keiner politischen Absichten geziehen wurde, aber dem Hofe der Markgräfin Amalia, wo er sein Lager aufschlug, einige Belustigung gab durch das Bemühen im Vortrage französischer Trauerspiele die Meisterschaft Talma's zu erreichen. Zum Namenstage der Großherzogin, dem 26. Dezember der

diesmal durch Hoffeste besonders gefeiert wurde, erschien auch aus Stuttgart der Gesandte von Küster, mit dem ich in bestem Vernehmen stand, ohne ihm doch mehr anzuvertrauen, als das amtliche Verhältniß es erforderte, denn er hatte Aussicht als Gesandter nach München zu kommen und schien, wo nicht der baierischen Sache günstiger als der badischen, wenigstens gleichgültig für die letztere. —

Aber bei allem Eifer, den ich dieser Sache widmete, ließ ich doch nicht meinen Blick ausschließlich auf sie geheftet; er umfaßte das ganze politische Gebiet, was zu Hause in Berlin vorging, was in Deutschland, dieser Musterkarte mannigfacher Staatengebilde, zusammen- und auseinanderstrebender Bestandtheile, sich hervorarbeitete, die Gährungen in Frankreich und England, alles reizte und beschäftigte mich, und in allem zumeist die Entwicklungen der Völker zur Freiheit, zu freien Verfassungen; was dahin strebte zu fördern, zu steigern, war mir heiligstes Anliegen. Der gute Schein, den in dieser Beziehung Preußen von dem Wiener Kongreß her trug und in späteren Verkündigungen nicht grade abwerfen wollte, konnte mich in dieser Richtung äußerlich genugsam schützen, und ich war versichert, daß, solange der Staatskanzler das Steuer führte, mich dieserhalb kein amtlicher Vorwurf treffen würde, falls nicht ein besondres Aergerniß dazu aufforderte; ein solches aber war so leicht nicht zu befürchten, da ich nirgends öffentlich aufzutreten hatte, und meine Stimme nur in den namenlosen Erörterungen der Tagesschriften und Zeitungen erhob; das mündliche Wort kam weniger in Betracht, wurde vergessen oder verziehen, oder gar als ein kluges Erkunden gedeutet,

bei dem die eigne wahre Meinung nicht betheiligt sei. In jener Zeitungsthätigkeit war ich seit Jahren heimisch, hatte gute sichre Verbindungen, und konnte begünstigt von den Umständen manchen kühnen Wurf wagen. Die Funken sprühten weit umher, zündeten vielfach, und die sichtbare Wirkung wurde zum Anreiz, das Feuer unablässig fortzusetzen, zu verstärken. Unzählige kürzere und längere Aufsätze von mir liegen in den Jahrgängen der damals gelesensten Zeitungen zerstreut; was sich davon bei mir durch Zufall erhalten hat, ist von der Art, daß ich es noch heute in meinem Alter billigen kann, weder des Inhalts, noch des Ausdrucks hab' ich mich zu schämen, und wie sehr ich aus dem tiefsten Sinn und Leben der Nation heraus gesprochen, dafür gilt als bestes Zeugniß, daß dreißig Jahre später, als die Nation erwachte und wirklich frei zu werden begann, meine früheren Worte großentheils ein Ausdruck dessen waren, was die neueste Zeit im Allgemeinen forderte. Meine Artikel sprachen unaufhörlich für das Bürgerthum, gegen die Vorrechte des Adels, gegen die Willkür der Behörden, für die Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte, für die Einheit der ständischen Vertretung; wo sich Gleichgesinnte zeigten, trat ich ihnen bei; Rotteck schrieb über stehende Heere, bald nachher Liebenstein ebenfalls, Oelsner schrieb über das preußische Kabinet, ich zeigte ihre Schriften lobend an, nicht einmal oder zweimal, nein an den verschiedensten Orten und immer wieder. Ich war für das Schweizerische Museum von Troxler, für Luden's Nemesis, besonders auch für die Jenaische Litteraturzeitung thätig, und hier war, wenn die Zeitungen mehr den Plänkeleien dienten, bisweilen der Ort für schweres Geschütz.

Ich kann mir nicht versagen, ein paar kürzere Artikel, in der Mitte des Sommers 1816 veröffentlicht, als Merkwürdigkeit hieherzusetzen. Der deutsche Beobachter gab ein Schreiben aus Frankfurt am Main vom 5. Juli, das also lautete: „Nach manchem Hin- und Herwenden der Sache scheinen die Anzeigen nun doch größtentheils darauf hinauszulaufen, daß der deutsche Bundestag gegen die Mitte des Augustmonats eröffnet werden soll; Mißtrauische, die sich bei dieser Gelegenheit noch in großer Zahl zeigen, wollen auf noch längeren Aufschub gefaßt sein, so daß vielleicht die Eröffnung auf denselben Tag, wie sie anfangs festgesetzt war, nur gerade ein volles Jahr später, erfolgte; immerhin, wäre nur dieser Zeitpunkt wirklich unaufschiebbar angenommen, die Beschämung für diejenigen, die ganz und gar an dem Zustandekommen des Bundestages zweifeln wollten, würde noch immer groß genug sein.

Der Nachtheil, der für die Deutschen aus einem so langen Liegenlassen ihrer allgemeinen Angelegenheiten entsteht, ist wahrlich nicht gering anzuschlagen. Das Volk im Ganzen fühlt es schmerzlich, und sieht sich von dem Auslande bemitleidet, daß selbst die zerrütteten Franzosen, ja die Polen sogar, zur Betreibung ihrer Nationalsachen schneller und rüstiger gelangen, als es den an Geist, Willen, Bildung und Muth so hochstehenden Deutschen gegönnt ist. Der Nachtheil ist groß, und darf mit Grund und Wahrheit eine Kalamität genannt werden. Zwar stehen unsre Berge und Häuser darum nicht minder, die Flüsse hören nicht auf zu strömen, der Acker trägt nicht weniger, das Brot wird nicht kleiner, und es schießt sich darum Keiner eine Kugel vor den Kopf; auch gehen die Abgaben

richtig ein, und die Gehalte werden ausgezahlt, die Gesandten gehn an die Höfe, die Soldaten ziehn auf die Wache und die Schauspieler auf die Bühne, zum Nutzen und Vergnügen scheint kein nöthiges Stück zu fehlen: aber im geistigen Staatsleben, im tieferen Volksthum leiden wohl die edelsten Theile, stocken die besten Säfte, ermattet das muthige Herz, und verdorrt die frischeste Kraft! Ein Volk, wie das unsere, das noch so viel zu leisten und die höchsten Stufen seiner wahrscheinlichen Weltbestimmung noch in weiter Ferne zu ersteigen hat, darf nicht ohne traurige Folgen den Wirkungen zufälligen Auseinandergehens und vereinzelten Hinschwebens, aus dem es sich kaum erst zu kräftigem Gange mit Selbstbewußtsein endlich herausgearbeitet hat, auf's neue wieder zerstreut und lose überlassen werden!

Darum wollen wir keineswegs die Hoffnung, aber auch nicht die Forderung aufgeben, daß der Bundestag sobald als möglich den deutschen vaterländischen Angelegenheiten Form und Gemeinschaft gebe, und mit Weisheit und Kraft über dem Ganzen des Bundes walte." Und gleich darauf ein andres vom 8. Juli: „In unserm lieben Deutschland sieht es wahrlich bunt aus; wohin man schaut, da erblickt man verwirrte Verhältnisse, streitige Rechte, Uneinigkeit und Auseinandergehn! Niemals war unser gemeinsames Vaterland mehr aufgelöst; wo soll man es fassen, um sich daran zu halten, wo und wie ihm seine Liebe und Hingebung beweisen? überall sind nur einzelne, zerstückelte, einander mit Bitterkeit bestreitende Elemente, alter verjährter Rust, alberner Dünkel, trostlose Dumpfheit: welcher Deutscher kann und mag darin sein Vaterland finden? Es ist Zeit, daß der

deutsche Bundestag eröffnet werde, so wenig man auch von ihm erwarten will, so ist er doch das einzige gerettete Ueberbleibsel der großen Hoffnungen, die die deutschen Völker nach der Leipziger Schlacht für ihre gemeinsame, starke Verbindung, für ein freies und trotziges Selbstbestehn fassen konnten. Es müsse sich zeigen, ob wir auch diesmal wieder zu Zwietracht und Zersplitterung rettungslos zurücksinken, als eine elende, nichtsnützige Nation, der ihre Kräfte alle vergeblich verliehen sind, oder ob wir noch zu einem großen, rechten Gemeinwesen durch Muth und Arbeit empordringen sollen! — Wenn ein neuer Krieg kömmt, wie findet er uns? wie stehn wir da? als ein Volk, das die ihm von Gott geschenkte Gelegenheit zu einem tüchtigen Werke benutzt hat? Möge die Zeit solcher Prüfung uns nicht zu schnell übereilen!" — In beiden Artikeln ist ein Zustand ausgedrückt, der heute, im Juli 1850, noch und wieder so sehr derselbe ist, daß die alten Worte der Klage und Anklage höchstens darin eine Aenderung erleiden mögen, daß der Bundestag damals eine schwache Hoffnung war, jetzt aber ein Verrath und Hohn ist. —

Wenn damals in fast allen deutschen Ländern freie Verfassungen gefordert wurden, für die man gutmüthig genug auch sogenannte ständische noch hinnehmen wollte, so hatte das seinen guten Grund in den argen Erfahrungen, die man während der Fremdherrschaft in Nord- und Süddeutschland über die Willkürmacht der Fürsten gemacht hatte. Von Gewaltthaten im Bereiche des ehemaligen Rheinbundes, verübt durch die Fürsten und ihre Behörden, von Verwilderung der öffentlichen Zustände, von Gesetzwidrigkeiten, Verschleuderungen der Staats-

gelder, Unterschleifen, Schändlichkeiten aller Art im Großen und Kleinen, wußten alle Leute in diesen Ländern zu erzählen, und außer dem Offenkundigen, das man an Wirthstafeln laut hören konnte, gab es noch schlimmeres Geheime, das einem nur in's Ohr geraunt wurde. Von letzterer Art will ich ein Beispiel mittheilen, das mir anfangs unglaublich vorkam, in der Folge jedoch in allen seinen Angaben als durchaus wahr sich erhärtet hat.

Ein angesehener Hofbeamter in Karlsruhe, früher Lieutenant in preußischen Diensten, nach dem Kriege von 1806 aber in Baden durch Gunst gleich als Oberst aufgenommen und bald bis zum Generallieutenant befördert, hatte in Posen ein hübsches Bürgermädchen liebgewonnen, und ihr sein Herz angetragen, und da ihr der junge Mann gefiel, so lebten sie in traulicher Gemeinschaft, die zwar nicht durch den Spruch des Priesters, aber bald durch die Geburt einer Tochter gesegnet wurde. Das Verhältniß bestand in Karlsruhe fort, obschon es der jetzigen Glückslage des Mannes unbequem und wenig gemäß erschien, doch einige Versuche, die gemacht wurden es zu lösen, schlugen gänzlich fehl. Mittlerweile war dem Großherzog eine verstohlene Liebschaft mit einem am Hofe lebenden Fräulein zugespielt worden, und nach schnell eingetretenem Ueberdrusse fand man gerathen das Fräulein zu verheirathen, und zum Gatten ersah man jenen Hofbeamten, den man dadurch zugleich den mißliebigen Banden entziehen wollte, die ihn gefesselt hielten. Allein gegen alles Erwarten zeigte sich die Herzensneigung stärker, als der sonst willige Gehorsam, und man sah, daß man vor allem die alte Geliebte entfernen müsse. Der

Plan dazu war schnell gemacht, das Werkzeug sogleich zur Hand. Ein vormaliger Handlungslehrling, Namens Hennenhofer, war unter Begünstigung der Zeitbewegung in den Feldjägerdienst getreten, und hatte sich durch Gewandtheit und Willfährigkeit so gut höheren Ortes empfohlen, daß er bald höhere Ansprüche machen konnte und Rittmeister wurde. Dieser fand nicht das geringste Bedenken, sich der Frevelthat, die man von ihm verlangte, zu unterziehen. Unter falscher Vorspiegelung, als habe er einen geheimen Auftrag an sie zu bestellen, wußte er die unglückliche Geliebte in den nahen Hartwald zu locken, dort fand sich ein Wagen mit Postpferden, sie wurde mit Gewalt hineingehoben, der Verräther setzte sich neben sie, und nun ging es ohne Aufenthalt fort, Tag und Nacht, bis in's Posen'sche. Kein Angstschrei, keine Wehklage, kein verzweiflungsvolles Anrufen half der Unglücklichen; ihr Begleiter wies sich überall den Behörden durch wohlbeglaubigte Papiere als vollkommen berechtigt aus, eine Verirrte auch wider ihren Willen in den Schoß ihrer Familie zurückzuführen. Sie wurde ihren Verwandten übergeben, und diesen ein Jahrgeld zugesichert unter dem Beding, daß sie die Zurückgebrachte nicht wieder fortließen. Hennenhofer kehrte stolz und freudig zurück, und wurde belobt und belohnt. Das Mittel erfüllte den gewünschten Zweck vollkommen; der Hofbeamte, von der Geliebten getrennt, über deren Verschwinden er nicht Rechenschaft fordern konnte, war jetzt schwach genug, in die ihm vorgeschlagene Heirath zu willigen. Sie war keine glückliche, denn außer der Unbefriedigung, die er in dieser aufgedrungenen Ehe stets empfand, hatte sein Gewissen und sein Herz eine tägliche Mahnung durch die Gegen=

wart seiner Tochter, die durch ein Versehen bei dem Vater geblieben war, und die er nun um keinen Preis von sich lassen wollte. Später fand auch die Entführte doch Mittel ihren Aufsehern zu entkommen, und gelangte nach Straßburg, von wo sie mit gerichtlichen und öffentlichen Klagen drohte, bis man sich genöthigt sah, mit ihr ein förmliches Abkommen zu treffen, wodurch sie und ihre Tochter in guter Art versorgt wurden, und sogar den adlichen Namen des Mannes führen durften. — Der Ausführer jener Schandthat, Hennenhofer, wurde mit gebührendem Abscheu angesehen, doch wollten ihn manche entschuldigen, und die ganze Schuld auf den Anstifter werfen. Wer dieser eigentlich sei, wie hoch die Büberei hinaufreiche, das wollte niemand wissen; den Großherzog unmittelbar beschuldigte man nicht, obschon er, wenn auch durch glimpfliche Vorspiegelung getäuscht, um die Sache gewußt haben mußte, und seine Behörden ihr amtliches Ansehen zu dem Betrug und der Gewalt geliehen hatten; doch in seiner Seele konnte dergleichen nicht entstanden sein. In Karlsruhe, hieß es, gäbe es Bösewichter genug, man habe da stets die Auswahl. Als fähig zu jedem schlechten Streiche, der von obenher gewünscht werden möchte, nannte man zum Beispiel den Oberschenk Baron von Ende, einen hannöverschen Edelmann, der von dem berühmten Freiherrn von Knigge war erzogen worden, und sich durch vielfache Talente und schmiegsame Dienstfertigkeit dem Hofe nützlich gemacht hatte. Er galt als ausgelernt in allen Ränken und Listen, als heimisch in allen Lastern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen hier nennen, denn seinen damaligen Ruf hat er leider nur zu sehr thatsächlich bestätigt, indem

er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schlechtes verübt und höhere Würden und den Titel Exzellenz erlangt, durch Richterspruch aller seiner Würden so wie des Adels entsetzt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist.

Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin.

1817.

Das Jahr 1817 kündigte sich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unsern Kreis und an ihm vorüber. Ich erwähne zuvörderst einiger Veränderungen im diplomatischen Körper. Von würtembergischer Seite kam als Gesandter der Freiherr Gremp von Freudenstein, ein kleiner vorwitziger Klügling, der sich für einen vollendeten Weltmann hielt, und auf alles, was ihm nicht auf gleichem Boden zu stehen schien, mit vornehmer Ueberlegenheit herabsah. Er war ungern nach Karlsruhe gekommen, und fand daher den Ort abscheulich, ein rechtes Judennest, wie er sich ausdrückte, wodurch er es mit dem Hofbankier Haber sogleich für immer verdarb. In kurzem hatte er auch am Hofe der Frau Markgräfin Amalia, die er früher in St. Petersburg gesehen, in unziemlichen Ausdrücken gesprochen und behauptet, sie habe auch als Schwester der Kaiserin dort nur den Rang einer Portraitdame gehabt, und auch der französische wie der österreichische Gesandte waren durch seine rücksichtslosen Aeußerungen

verletzt. Mit mir blieb er auf gutem Fuß, er hatte ein Anliegen in Preußen, das er durch mich gefördert zu sehen hoffte, und so war es mir nicht schwer, ihn bei dem Kampfe, den ich mit Hrn. von Hacke fortzuführen hatte, einigermaßen auf meine Seite zu ziehen. Baiern sandte anstatt des abgerufenen Grafen von Seiboldtsdorf den Grafen von Reigersberg, Bruder des baierischen Justizministers, einen gutmüthigen heitern Mann, der aber auf politische Fähigkeiten keinen Anspruch machte, und in Karlsruhe recht vergnügt gewesen wäre, hätte es nur seiner Frau besser gefallen wollen. Etwas später trat auch in der russischen Gesandtschaft eine Veränderung ein, der Freiherr von Maltitz wurde pensionirt mit der Erlaubniß in Karlsruhe seinen Wohnsitz zu behalten, und an seiner Statt wurde der in Stuttgart lebende Gesandte Graf Goloffkin auch für Karlsruhe miternannt, und hier unter dessen Obhut der Staatsrath von Struve als Geschäftsträger angestellt; dieser brachte eine zahlreiche Familie mit, die jedoch den Reiz der Gesellschaft wenig erhöhte, und war ein harmloser, in seiner Geschäftsverwaltung pflichttreuer Mann. Den Grafen Goloffkin kannte ich von Prag her, hatte ihn in Wien wiedergesehen, und da noch außerdem Rahels Bruder Ludwig Robert eine geraume Zeit in Stuttgart sein Gast und Geschäftsgehülfe gewesen war, so fehlte es nicht an guten Anknüpfungen, die ich für mich und für die badische Sache bestens zu benutzen strebte.

Die badische Sache stand allerdings in großer Krise, und konnte jeden Augenblick verloren sein; weniger durch das doch ernste und bedenkliche Vordringen der Gegner, als durch die eigne Verwahrlosung und Ungeberdigkeit.

Der Minister von Hacke hatte nach allen Seiten solche Verstöße gemacht, die Sachen so verfahren, daß er zuletzt keinen Ausweg mehr wußte. Der General von Schäffer war mit dem Auftrage, die Bedrängniß Badens dem Kaiser Alexander dringend vorzustellen, nach St. Petersburg gesandt worden, allein dort angekommen fand er, daß die ihm mitgegebenen diplomatischen Ausfertigungen nicht in gehöriger Form waren, und statt eines amtlichen Geschäftsverkehr nur ein vertraulicher aus persönlicher Rücksicht zugestanden wurde; Schäffer war wüthend, und erklärte gradezu, Hacke könne ein solches Versehen nur absichtlich begangen haben, um die Sendung scheitern zu lassen, was einem Verrath gleich käme. Die Sendung des Generals von Stockhorn nach Berlin war bestimmt und angekündigt, erfolgte aber immer nicht, und auch dies legte man dem Minister zur Last, der das dem Großherzog eigne Hinzögern in diesem wichtigen Falle nicht durch entschlossenes Auftreten zu überwinden suchte. Der Großherzog war mit allem sehr unzufrieden, allein von selbst that er nichts, und wenn er seinen dicken Minister sah, ergötzte er sich an dessen Thorheiten und plumpen Späßen, die oft die einzige Würze seiner langweiligen Tage waren. So erzählte er mit Wohlgefallen, daß, als er nach einem gehabten Vortrage Hacke'n entlassen um auf die Jagd zu gehen, dieser zuletzt ihm nachgerufen: „Nun, gnädiger Herr, draußen schießen Sie Säue und hierinnen schießen wir lauter Böcke", worauf er zwar erwiedert: Sie haben ein ungewaschen Maul! aber jener flugs den Schluß gesetzt: „Ei, schicken Sie mir nur die Sau, nachher will ich mir das Maul schon waschen!" Ein andermal sagte Hacke zu Tettenborn

ohne Rückhalt, die Wirthschaft in Karlsruhe sei die tollste von der Welt, und er selbst mache sie nicht vernünftiger; es sei keine Kunst, wenn die fremden Gesandten von hier aus lustige und arge Depeschen nach Hause schrieben, er wollte an ihrer Stelle noch ganz andre Dinge schreiben, als irgend einer der Herren jetzt es etwa thue.

Da der Hof sich bemühte, der Hauptstadt einigen gesellschaftlichen Schimmer zu geben, so fehlte es an festlichen Versammlungen nicht, und auch die kleineren geselligen Kreise belebten sich wenigstens äußerlich, denn im Ganzen blieb es ein erkünsteltes Wesen und ein matter Schein. Immer jedoch war es genug, um dem Minister von Hacke die Gelegenheit zu geben, seinen widrigen Sinn gegen mich durch auffallende Vernachlässigung an den Tag zu legen. Bei Anlässen, wo die sämmtlichen Diplomaten erschienen, ließ er mich uneingeladen, und wußte es so zu wenden, daß ich den Großherzog und die Großherzogin seltner zu sehen bekam. Wenn er persönlich mit mir zusammentrat, war er voll Artigkeit und nach seiner Weise sogar traulich, aber dem preußischen Geschäftsträger, meinte er gegen Andre, dürfe er nicht zu viel einräumen. Galt die Vernachlässigung zumeist meiner Person, so durft' ich sie nicht leiden, noch viel weniger aber, wenn sie meinem Amte galt. In jener Beziehung nahm ich meine Genugthuung auf der Stelle indem ich den Feind mit scharfem Spott angriff und in der Meinung herabsetzte; wegen der amtlichen Beziehung wandt' ich mich zuvörderst an Hrn. von Küster, als meinen nächsten Vorgesetzten, der auch auf meine Beschwerden willig einging, und seine Vermittlung bei Hacke schriftlich von Stuttgart aus versuchte, jedoch von ihm nur unhalt-

bare Ausflüchte zur Antwort bekam, worauf sowohl Küster'n als mir nur übrig blieb, die Sache nach Berlin zu berichten und nähere Vorschriften zu erbitten, wie ich mich dabei verhalten solle. Zu Tettenborn, der darüber mit dem Großherzog sprach, sagte dieser vertraulich, Hacke sei ein lächerlicher Kerl, wolle den Richelieu von Baden spielen — auch gegen ihn seinen Herrn —, nehme ein hochfahrendes Wesen an, beleidige rechts und links alle Verhältnisse, und schade ihm mehr durch seine Thorheit, als er ihm durch alle seine Klugheit nützen könne; er werde ihm ernstlich seine Meinung sagen, daß er den gerechten Beschwerden, die ich gegen ihn habe, sofort abhelfe, — aber Tettenborn, setzte er mit scheuer Bitte hinzu, möchte es doch ebenfalls thun! Letzteres ist wahrlich für die Personen und Verhältnisse sehr bezeichnend. Es erklärt auch hinlänglich, wieso mir möglich war, in meiner Stellung einen solchen Krieg zu führen, und ihn so zu führen, wie ich that.

Ich brachte den Feind mehr als Einmal in die Enge und brachte ihm unheilbare Wunden bei. Bei der verwittweten Markgräfin war ein mir vortheilhaftes Schlachtfeld. Als die Rede auf die Möglichkeit einer Revolution in Deutschland kam, und was für Folgen diese haben könnte, sagte ich trocken, sie werde sich von der französischen darin unterscheiden, daß in dieser ein gewesener Koch wohl habe General werden können, bei uns aber ein Minister dann allenfalls Koch werden würde. Die Markgräfin fand diesen Gegensatz ungemein ergötzlich, aller Augen wandten sich auf Hacke, der betroffen und schweigend dasaß. Ein andermal, wo er nicht zugegen war, sagte ich der Markgräfin, die mich wegen des Thea-

ters befragte, daß ich dasselbe nicht besuchte, denn es sei zu schlecht, und schlecht müsse es wohl sein, weil Herr von Hacke unmöglich zwei so wichtige Fächer, wie das der auswärtigen Angelegenheiten und das des Theaters mit gleicher Sorgfalt verwalten könne, eines von beiden müsse nothwendig leiden, und da gewiß die auswärtigen Angelegenheiten vortrefflich besorgt würden, so leide natürlich das Theater, und so müsse dessen schlechter Zustand noch ein gutes Zeichen für Baden sein. Die Markgräfin lachte und drohte mir mit dem Finger, und lachte nochmals, als ein andrer Gast mir widersprach, und meinte, Herr von Hacke vernachlässige das Theater nicht, sondern gehe eben damit um, ihm einen Helden zu verschaffen, denn er sage, der Großherzog habe wohl zwanzig Generale, aber darunter keinen brauchbaren Helden, man müsse einen verschreiben. Da jedoch höhere Offiziere zugegen waren, die an dieser Aeußerung großes Mißfallen hatten, so schlug auch diese versuchte Vertheidigung nur zu Hacke's Nachtheil aus.

In dieser Zeit gab er eine Blöße, die er sich hätte ersparen können, denn nichts drängte ihn sie zu geben, es geschah ganz unnöthig, aus überkecker Eitelkeit. Von Mannheim her quälten ihn Erinnerungen von litterarischer Bildung, von litterarischem Ruhm, und er wünschte den Karlsruhern seine Ueberlegenheit auch nach dieser Seite darzuthun. In der Stille hatte er sich an eine Uebersetzung der Rochefoucauld'schen Maximen gemacht, eine leichte, zu gelegentlicher, abgerissener Beschäftigung geeignete Arbeit, die er in Verdauungsstunden mit der selbstgefälligsten Willkür ausübte, und endlich vollständig fertig brachte. Dies Werk erschien plötzlich gegen Ausgang des

Januars im Druck. Allgemein war das Erstaunen, den Minister von Hacke als Schriftsteller auftreten zu sehen. Niemanden konnte er damit einen solchen Dienst erweisen, als mir. Die Arbeit war die jämmerlichste von der Welt, voll Mißverstehens, Flüchtigkeit und Plumpheit; man sah, er war weder des Französischen noch des Deutschen mächtig, und machte in Betreff des Sinnes die lächerlichsten Schnitzer. Auf diese Schwächen aufmerksam zu machen, war hinreichend, um den sein wollenden Schöngeist in traurigster Gestalt hinzustellen. Der Großherzog, der ohne alles litterarische Urtheil jedes Gedruckte für bedeutend hielt, die Großherzogin, welche mehr auf die Urschrift als auf die Uebersetzung sah, wollten einen Augenblick an litterarisches Verdienst des Ministers glauben, allein diesen Glauben sogleich zu vernichten bedurfte es nur einer raschen Beleuchtung der augenscheinlichen Stümperei, die bald allgemein als solche erkannt und verurtheilt wurde. Hacke konnte sich aus der Lächerlichkeit und Verhöhnung, in die er sank, nicht mehr retten, und nachdem er vergebens versucht hatte rechts und links zu beißen, ließ er wie ein geschlagener Mann den Kopf hängen. Meine Kritik brauchte nur die Stimmen zu wecken, sie wurden von allen Seiten laut. Er that sich durch sein litterarisches Machwerk mehr Schaden als durch allen Unfug, den er im Amte verübt, und die vollständige Niederlage des Schriftstellers, half die des Ministers kräftig vorbereiten. Sein Fall war eigentlich schon entschieden, doch bei der Unschlüssigkeit und Zögerung, die in allem herrschten, konnte sein wirkliches Abtreten noch einige Zeit hinausgeschoben bleiben.

Auch war er durch seine Stellung, so lange er sie

hatte, ganz im Vortheil gegen mich, und da der Großherzog mir zwar Recht gab allein nicht dazu verhalf, so fand ich gerathen, vorläufig wieder nach Mannheim zu gehen, und hier ruhig abzuwarten, was für Weisungen von Berlin her in Betreff meiner Beschwerden gegen Hacke mir zukommen würden. Tettenborn hatte so eben seinen zweiten Sohn verloren, denselben bei dem ich Pathenstelle im Namen des Königs vertreten, und die Betrübniß, die deßhalb in seinem Hause herrschte, war ein Grund mehr für uns, daselbst auf's neue einzukehren. Der Großherzog, welcher es hätte übel nehmen dürfen, billigte mein Weggehen, und wußte mich überhaupt gern bei Tettenborn, den er für seinen einzigen wahren Freund hielt, und von dem er mit Vertrauen guten Rath annahm, wiewohl meistentheils nicht befolgte. Von dieser Seite war ich daher völlig gedeckt, und brauchte des Geredes nicht zu achten, das mir mein häufiges und langes Verweilen in Mannheim, in dieser Stadt der Opposition zum Vorwurf machen wollte.

Wir hatten anfangs sehr unfreundliches Wetter, und blieben daher meist auf das Haus beschränkt. Aber dieses war ungeachtet des betrübenden Trauerfalles sehr belebt, und glänzte bald wieder in heitrer, prächtiger Gastlichkeit. Fremde von allen Nationen versammelten sich hier, besonders Russen und Franzosen, von Einheimischen waren Frau von Wambold und Frau Crevenna willkommene Erscheinungen; der hier mit seiner Familie eingebürgerte holländische Freiherr von Stryck-Linschoten — einst als Bürger Stryck Gesandter der batavischen Republik in Stuttgart, wo er seine Tochter, weil kein warmes Wasser zur Hand war, mit Milch taufen ließ, — gab Stoff

zu mannigfacher Unterhaltung, er hatte ein spanisches Gedicht übersetzt, mit dessen Vorlesen er die einen ergötzte, die andern quälte; der alte Admiral von Kinkel, der sich selbst den närrischen nannte, ließ es an klugen und thörichten Schnurren nicht fehlen. Allerlei Reibungen mit der übrigen Mannheimer Gesellschaft, vorzüglich mit dem abgeschlossenen Kreise des steifen Adels, gaben Gelegenheit zum kleinen Kriege, der von uns mit lustiger Erinnerung an die wirklichen Feldzüge kräftig geführt wurde. Das Theater nahm die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch; ernstere Beschäftigung gaben uns die politischen Gegenstände, die sich in unsrem nächsten Gesichtskreise rasch folgten und immer wichtiger darstellten.

In Karlsruhe war aus St. Petersburg der russische General Balaschoff erschienen, der daselbst auf der Durchreise von Stuttgart nach Paris die Erklärung des Kaisers abzugeben hatte, daß er die Gebietsausgleichungen die zwischen Baiern und Baden schwebten, nicht hindern wolle, aber dabei voraussetzte, daß sie ohne Zwang, aus gütlicher Uebereinkunft, geschähen. Diese Erklärung war offenbar die Folge der badischen Sendung nach St. Petersburg, welche trotz der Formfehler, mit denen der Leichtsinn des Ministers ihr Gelingen fast unmöglich gemacht hatte, durch die Geschicklichkeit des Generals von Schäffer doch in der Hauptsache ihr Ziel erreicht hatte. Der Großherzog wurde durch diese Erklärung gestärkt und ermuthigt, sein Minister aber that, als wäre sie von keinem Werth und versuchte kaum sie geltend zu machen, so daß sie dadurch allerdings fast werthlos wurde, bald hieß es sogar, Rußland billige die Ansprüche Baierns.

Mich besuchte zu Mannheim im Auftrage des nun-

mehrigen preußischen Bundesgesandten Grafen von der Goltz sein Sekretair Küpfer, der mir einen Briefwechsel antrug, um zwischen dem Grafen und mir eine regelmäßige Verbindung zu unterhalten. Küpfer, obschon bürgerlich war dem Grafen ich weiß nicht wie verwandt, überdies vermögend, und hatte den diplomatischen Dienst erwählt, weil dieser seiner angebornen Neigung zum Spähen und Spüren am meisten zu entsprechen schien. Damals war er ganz liberal gesinnt, stand mit Oelsner und Jassoy in gutem Vernehmen, rechnete auf Hardenberg und Humboldt; sein Eifer kannte keine Gränzen, er schien nur für die politischen Geschäfte zu leben, mit andern jungen Leuten und ihren Vergnügungen hatte er nichts zu schaffen. Den Frauen mißfiel er durchaus, und sie machten sich lustig über den hölzernen Pedanten, der ein Diplomat sein wolle. Freilich stand seine Geschicklichkeit mit seinem Eifer in großem Mißverhältniß; er war voller List und Schlauheit, aber er konnte sie nicht verbergen, sein plumpes Ausfragen wurde bald zur Last, und sein Horchen und Spähen, denn er konnte kein beschriebenes Papier liegen sehen ohne zu versuchen es verstohlenerweise zu lesen, machte noch schlimmern Eindruck. In Frankfurt nannte man ihn den Fuchs in Holzschuhen, weil er zwar listig anschlich, aber dabei nicht leise gehen konnte. Man warnte mich vor ihm, es sei ihm nicht zu trauen, allein ich erwiederte, was ich ihm mittheile sei von der Art, daß er es meinetwegen geheim und öffentlich ausplaudern dürfe, oder um seiner selbst willen streng geheim halten müsse. Wegen des Grafen von der Goltz war mir indeß der Briefwechsel mit ihm nicht unwichtig.

In Mannheim hatte der dortige unzufriedne Adel sehr mit Verfassungsentwürfen zu thun. Im allgemeinen war ihm an ständischen Rechten nicht viel gelegen, ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß seine Vorrechte noch immer in dem jetzigen verfassungslosen Zustande besser gewahrt seien, als sie es in einer Verfassung sein würden, die doch den Bürgern und Bauern auch Rechte zugestehn müsse, und zwar solche, mit denen jene Vorrechte den unausweichlichen Kampf auf die Dauer nicht aushalten könnten. Allein Verfassung und Stände waren das Feldgeschrei, durch die man die verhaßte Regierung am besten ängstigen, sie am ehrsten zur Nachgiebigkeit bringen konnte; überdies hatte der Großherzog eine ständische Verfassung bereits förmlich angekündigt, und der dreizehnte Artikel der Bundesakte sagte, daß sie in allen Staaten des Bundes bestehen werde. Man glaubte damals, keine Regierung werde sich dieser Verpflichtung entziehen dürfen, und arbeitete daher in diesem Sinne vorwärts. Während Baden noch zögerte, waren bereits Weimar, Hannover und Sachsen eifrig am Werk, auch Preußen hatte seine Verheißung vom 22. Mai 1815 und sprach bei jeder Gelegenheit von seiner zukünftigen Verfassung als von einer Sache, die sich von selbst verstehe. In Würtemberg hatte der vorige König, in voreilender Hast noch während des Wiener Kongresses eine Verfassung gegeben, durch die er alle Ansprüche nicht sowohl befriedigen als abfertigen wollte; allein sie waren nur heftig dadurch aufgeweckt worden, und er hinterließ die bittern Kämpfe bei seinem Tod unerledigt. Der jetzige König hatte den besten Willen, eine Verfassung zu geben, die allen gerechten Forderungen entspräche. Doch welches

waren diese Forderungen, und wie weit durften sie gehen, ohne ihm ungerechte zu werden? Sein geistvoller, muthiger, freigesinnter Minister von Wangenheim, dem er in diesen Dingen ganz vertraute, hatte sich ein Urbild konstitutionellen Gleichgewichtes ausgedacht, eine Adelskammer, eine Deputirtenkammer, einen Staatsrath — in Würtemberg Geheimer-Rath genannt —, ein verantwortliches Ministerium, einen konstitutionellen König, alles nicht eben neu, wie man sieht, aber durch Wangenheim sinnreich erklärt und begründet für die würtembergischen Großen und Kleinen. Mit diesem Werke war man emsig beschäftigt, und der König bemühte sich, demselben allen Nachdruck zu geben und ihm auch auswärts gewichtige Stimmen zu verschaffen; er war deßhalb mit Stein in Verbindung getreten, der ihn auch in Stuttgart besuchte und der beredten Dialektik Wangenheim's nicht viel entgegen zu setzen wußte.

Wichtiger noch als diese Vorgänge in Würtemberg erschienen die Veränderungen, welche in Baiern eintraten. Hier war der seit so vielen Jahren allmächtige Minister Graf von Montgelas, der unter französischem Schutze Baiern zu seiner nunmehrigen Größe und Bedeutung erhoben hatte, plötzlich entlassen, und statt seiner trat der Graf von Rechberg an die Spitze der Staatsleitung. Dies große Ereigniß hatte der Kronprinz bewirkt, und es hieß, Baiern werde nun einer wahrhaft deutschen Richtung folgen und auf der konstitutionellen Bahn ein großes Beispiel geben. In Baden wurde man hiedurch nicht wenig geängstigt; man sah einen großen Sieg Baierns in der öffentlichen Meinung voraus, die damals noch als eine Macht angesehen wurde, und fürchtete den

nachtheiligen Rückschlag auf Baden. Dem Großherzog wurde durch Reizenstein und Marschall unter der Hand vorgestellt, wie nöthig es sei, noch vor Baiern ständische Einrichtungen zu treffen, und dadurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, auch forderte die Unordnung der Finanzen und die Willkür in der Verwaltung dringend eine Abhülfe, die nicht besser zu finden sein konnte als in einer ständischen Aufsicht; aber zu viele Personen sahen ihren Vortheil zu sehr mit der bisherigen Unordnung verknüpft, als daß sie nicht alles angewandt hätten, jenen Rath zu vereiteln, was ihnen bei der Trägheit des Großherzogs nur allzu leicht wurde. Auch Tettenborn, der lebhaft für Verfassung sprach, konnte nichts ausrichten; es hieß man müsse erst sehen, wie die Sachen in Würtemberg und Baiern abliefen. —

Gegen Ende des März richteten sich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Besuch dort eintraf. Die Prinzessin von Wallis hatte Italien verlassen, wo sie zuletzt unter Ausspähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen an andern Orten, auch nach Karlsruhe, um zu sehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, sondern auch sichtbar genug war, und die Zuflüsterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweisung dringend gewünscht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er sei nicht zum Richter jenes häuslichen Zwistes bestellt, der Lebenswandel der Prinzessin

gehe ihn auch nicht an, noch immer sei sie Prinzessin von Wallis, und als solche und als seine Verwandte habe sie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten ungeschmälerten Anspruch. Der sonst lässige, unentschlossene, aber im Herzen edle und mit gutem Verstande begabte Fürst hatte solche Augenblicke großmüthiger und fester Entschließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünschen gewesen wäre. Genug, die von mächtigeren Höfen abgewiesene Prinzessin fand an dem badischen, der hierin selbstständiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings seltsam und anstößig, und gab weit und breit zu reden. Ein starker, schwarzlockiger Italiäner, Bartolomeo Bergami von Crema, früher Reitknecht des Generals Pino, war Oberhofmeister, seine Schwester Namens Oldi erste Hofdame, ein andrer Bruder Luigi Bergami hatte ebenfalls ein Hofamt; die englische Dienerschaft war entlassen oder freiwillig fortgegangen. Ich bin zwar von den Vorgängen in Karlsruhe kein Augenzeuge gewesen, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundschaftlichen Briefes ersetzen, den ich in jenen Tagen vom Grafen von Trauttmansdorff empfing, und den ich hier einzuschalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geschrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur schönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverstanden. Das Interesse, welches diese Stadt in ästhetischer und diplomatischer Hinsicht darbieten kann, verschwindet neben jenem der badischen Residenz. Die Prinzessin von Wales beglückt letztere schon seit drei Tagen, und mit Erstaunen gafft das Karlsruher Volk

nach den Fenstern des Posthauses, wo sich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzessin blicken läßt. Am Hofe scheint man mit dem durchlauchtigsten Gaste wohl zufrieden zu sein. Man führt ein interessantes Gespräch, man singt in den Konzerten der Großherzogin, reitet spaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Fastenzeit einen Hofball nicht gestattet. Die Schönheit der Prinzessin läßt sich nicht schildern, man muß sie gesehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgestern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu sich der Hof in Gala setzte, und bei dieser Gelegenheit ward der Prinzessin das diplomatische Korps vorgestellt. Wir nahmen uns recht schön aus. Da sie uns in Beziehung auf ihre Reisen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer sei als jenes von München, und wir hierüber schon ziemlich genaue Notizen hatten, so vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzessin aus ihren vielen Reisen gezogen, nicht wohl zu entscheiden. — Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tische ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel, und auf seinem Säbel die Portraite der Murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter, und wird als solcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche sämmtlich in eine Art Jägeruniform gesteckt sind, erregten

nicht viel Aufmerksamkeit. — Die Prinzessin wohnte gestern der herrlichen Vorstellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war schön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Essig noch verschont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute ist eine Fahrt nach Baden veranstaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Reden ist seit einigen Tagen in Stuttgart, wo er stillschweigend «die verfluchten Konstitutionellen» mustert.“ —

Der Gegenstand war damals noch scherzhaft genug, um so launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war schon zu viel von dem innern Zusammenhange dieser Geschichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu sein über die unwürdigen Anschläge, welche immerfort gegen die Prinzessin geschmiedet wurden, und bei jedem Redlichen sogar die Frage nach ihrer Schuld oder Unschuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen seine Gemahlin, die aber auch ihrerseits von frühster Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten, welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, sie wohl gar abgewiesen hätten, sondern seine hannöverschen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des Grafen von Münster, dieser Leidenschaft seines Herrn so willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverschen Gesandten mit in diesen gehässigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schlusse des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverscher Gesandter in Stuttgart und

7*

Karlsruhe, konnte nicht umhin, seiner Dienstpflicht die Ausführung dessen, was man in diesem Falle von ihm verlangte, seufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er sich, um persönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief schon andeutet, für die Zeit der Anwesenheit der Prinzessin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreise erschien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigster Gesinnung erfüllte Mann unterzog sich den niedrigsten Nachforschungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, und eine der letztern, deren Zeugniß besonders werthvoll schien, durch vieles Geld bewogen wurde, sich nach London abschicken und dort reichlich verpflegen zu lassen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch diese traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umstände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentisch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß gesetzt hatte, so lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Aussage verlangt zu sehen, wobei ich zwar nichts zu Gunsten der Königin, aber scharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte aussprechen müssen. Ich sah es als eine Gunst des Schicksals an, daß diese Gefahr später nur drohend an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieser kurzen Erscheinung der Prinzessin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu betrauern, der in ganz andrer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling starb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit sehr aus den Augen verloren,

und sein Tod überraschte mich; die wenigen ausführlichen Gespräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine sanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und selbst Widerspruch gegen seinen Glauben mit liebevoller Nachsicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverstanden, wie ihm seine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch stets geistesrege, und ihn weitübersehende Frau sogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing sein Herz noch immer und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, dessen Wege er doch nicht zu verstehen bekannte. Von der Theorie der Geisterkunde wollte er nicht gern sprechen, er sah sie als eine Verirrung an. Gern und sehr anmuthig erzählte er seine Lebensbegegnisse, wobei mitunter sehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiser Alexander ihn einst, nach längern religiösen Unterhaltungen, aufs äußerste bedrängt, er solle sagen, welche der christlichen Partheien er am meisten übereinstimmend glaube mit der ächten reinen Christuslehre? So hart war die Frage nicht gestellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten sollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, sondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf diese Frage, alle christlichen Bekenntnisse und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der christlichen Formen schlössen den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menschen selbst an, auf seine Gesinnungen und seinen Wandel. Der Kaiser war hiermit nicht zufrieden, und meinte, es müsse doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forscher wie

Jung sei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage sich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaisers, und nach einigem Besinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder seinen Spruch, sein Gewissen erlaube ihm nicht, einen Vorzug einzuräumen. Endlich sagte der Kaiser, ihm selber sei die Sache beinah entschieden, nur wünschte er seine Meinung durch Andre bestätigt zu sehen, ihn dünke, die Herrnhuter entsprächen jenem Vorbild am meisten. „O ja, versetzte Jung, die Herrnhuter sind vortrefflich, und mir gewiß lieb; aber die Form thut es auch hier nicht, und wenn der Mensch nur gut ist, so kann er in jeder gedeihen.“ Der Kaiser konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling ist merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher sich noch in seiner letzten Zeit ein Geist erhob, der in seinem frommen Wallen fast immer die Fesseln des Wahnes und Aberglaubens schwer mitgetragen hatte. Der Tod stand lange vor ihm, zögerte aber stets, und der Greis, der zu sterben wünschte, konnte sich der Klage nicht erwehren, daß sein Leidenszustand sehr groß sei. Eine seiner Enkelinnen stand an seinem Bette, und glaubte ihn trösten zu müssen: „Bedenken Sie aber, sagte sie, welche Herrlichkeit Sie bald sehen werden“, und nun malte sie ihm den Himmel mit den genauesten Zügen und Bildern, die in solchem Augenblicke doch allzu kindisch erscheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröstungen unangemessen, und wies sie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man so recht doch nicht wissen.“ Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden besuchte, hat

mir an dem Tage selbst, wo sie sie gehört, diese merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs sagen, daß sie mehr bedeuten, als bei frömmster Zuversicht, die Jung gewiß hatte, ihr schlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man so recht doch nicht wissen.“ —

Mehr als das Ableben des stillen Greises gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der ersten Hälfte des Mai sich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und starb sehr schnell an Krämpfen, ganz wie früher schon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das furchtbarste getroffen und erschüttert; mit diesem Prinzen erlosch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzessinnen, zu denen dieses Jahr noch eine dritte kam, und welche allesammt unangefochten heranwuchsen und blühten, während die Brüder früh starben, hatten keinen Anspruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; diese waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So schien das Unwahrscheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, sich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausstürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Bestürzung den wichtigen Trauerfall und besprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angst und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die schon bei dem frühern Falle leise geflüstert worden, erneuten sich lauter und dreister; besonders war das unterste Volk geschäftig, die abentheuerlichsten, unhaltbarsten Anschuldigungen in seiner dunklen Vorstellungs-

weise zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider schon in Betreff seiner selbst insgeheim ein solcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer seiner Diener, der sich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und sich aus Gewissensangst getödtet habe, wurzelte immer fester bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt selber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von diesen düstern Bildern mitergriffen, und nicht ohne Widerwillen konnte sie manche Personen sehen, welche den hülflosen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten. —

Einige Wochen später starb der jüngere Oheim des Großherzogs, Markgraf Friedrich; sein Tod machte wenig Eindruck, der Markgraf war immer unbedeutend gewesen und hatte wiewohl verheirathet keine Kinder. Dagegen war das Ansehn des ältern Oheims, Markgrafs Ludwigs, durch den Tod des kleinen Erbgroßherzogs bedeutend gestiegen, und ihm die Aussicht auf die Erbfolge eröffnet; er hatte keine Gemahlin, wohl aber Kinder, und konnte sehr wohl durch standesmäßige Heirath deren erbfolgfähige erzielen. Doch sagte man, daß er solche Gedanken zu hegen sich noch gar nicht getraue. Indeß gab es unter den Hof- und Staatsdienern schon manche, die sich ihm heimlich näherten, und ihr Glück mehr von ihm erwarteten, als von dem Großherzog, der allerdings trotz seiner jungen Jahre zu keiner langen Regierung bestimmt schien. —

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei seiner Durchreise in Karlsruhe zu beherbergen. Er war

im Frühling von Frankfurt am Main, wo er seit dem Jahre 1815 sich aufgehalten und die Entscheidung seiner preußischen Dienstanstellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um seine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geschärft an allen seit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereignissen hatte er in Berlin beobachtet, und seine Wahrnehmungen waren von der Art, daß sie den Eingeweihten sowohl befriedigten, als überraschten, ersteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche sein Blick den Gegenständen noch abgewann. Seine Einsichten waren ein reicher Schatz, seine leichte Darstellungsgabe hatte ein scharfes Gepräge, seine Meinungen bewegten sich in einem großen Kreise, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umstände forderten. Aber grade diese seltnen Talente und Eigenschaften schlossen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchsten Verhältnissen einem Fürsten oder wenigstens einem Minister zur Seite stehen müssen, als dessen Aug' und Ohr, als eine leise Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geistigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren seine Gaben wo nicht verloren, denn er spendete sie bereitwillig aus, aber doch ihm selbst unnütz, er konnte sie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; sie waren zu hoch, zu vornehm und zart, für den gemeinen Geschäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit sehr geringen Talenten abzufinden sind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte

schreiben lassen, ein Gedanke, der sich von selbst aufhob als neben Preußen auch Oesterreich ihre Leitung führen sollte! Aber nicht viel besser war es, daß der Fürst von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken lassen; diese hatte der Worte genug, sie harrte auf Thaten; was der Fürst, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch sagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte sagen mögen und können. Also für diesen durchaus ein Verhältniß der Herabstimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden sein konnte! Auch hatte er selbst ein richtiges Vorgefühl dieser falschen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn sich aufschließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn schätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich sah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur bestärken. Rahel aber sah die Sachen gleich von Anfang ungünstig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn seine Hoffnungen wollte sie nicht stören. —

Kaum war dieser Besuch vorüber, so erschien ein andrer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufsehen machte. Der päpstliche Nuncius Zen war beauftragt, die Sache der römischen Kurie gegen die deutsch-katholische Sache des Kapitularvikarius von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg, am badischen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzusetzen. Der Glanz und die Ehre einer solchen Beschickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgesetzt hatte, und die Groß-

herzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet schien, lebte zu tief in dem Wesen der Religion, als daß sie sich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte sie in solchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit schon halb verfehlt, und der Nuncius klagte, seine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuscht. Der Minister von Hacke lieh wohl den römischen Einflüsterungen ein williges Ohr, und benahm sich gegen Wessenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptsache stand doch immer in des letztern eigner Entscheidung, und dieser war in seinen Grundsätzen und Gesinnungen unerschütterlich. Die deutschkatholische Kirche war damals auf dem besten Wege, sich in ächt christlicher Weise herzustellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfnisse des Vaterlandes gemäß und heilsam erschien, in ihrer Mitte selbst waren die Führer dieses guten Werkes erstanden, Männer wie Wessenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen sich anschloß, sowohl der Geistlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entsprochen haben. Wessenberg besonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treusten Sinnes und der edelsten Geistesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Wessenberg wäre die größte Bürgschaft der innern Eintracht und des gedeihlichen Fortschrittes gewesen. Allein die Regierungen, und namentlich die protestantischen, deren größter Vortheil es war, jene heilsamen Bestrebungen zu fördern, durch welche die katholische Kirche in Deutschland eine deutsche geworden wäre, erwiesen sich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die

Sache fortsetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern, ihre Mühen vergeblich blieben. Die persönliche Sache Wessenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entschloß sich, nach Rom zu gehen, und sich dort gegen die ihm gemachten Anschuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung so auch Schrecken und Angst. Wessenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämische Gegner, die seiner klaren, milden und volksgemäßen Gesinnung gram waren, ihn dort verläumdet, seine Feinde waren seine Richter, gehässige, unwissende Richter, was für ein Schicksal konnte dort seiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müssen, auch wäre wohl Wessenberg's Namen jenseits der Alpen nicht ganz machtlos gewesen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußersten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche Mühen! Angesehene Personen redeten ihm warnend ab, seine Freunde beschworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es seine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich seinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß seine Gegner ihn verläumdeten. Er reiste wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abschied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber sein Wirken

war gebrochen, und freiwillig entsagte er der Bischofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieser Sachen in Deutschland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, sondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes gewesen wäre. —

Der badische Bundesgesandte von Berlin war inzwischen in Frankfurt am Main nicht müßig, sondern versicherte sich mehr und mehr der Gunst des russischen Gesandten von Anstett, dem er sich blindlings ergab; sein Ehrgeiz ging dahin, die Stelle des Hrn. von Hacke zu erlangen, und dazu mußte er denselben in den Geschäften überflügeln, und sich dem Großherzog unentbehrlich machen. Er hatte den Minister schon aus der Leitung der Gebietsverhandlungen hinausgedrängt, sie waren dem Minister von Marschall übergeben; jetzt ließ Berstett sich wider Hacke's Willen eine Sendung nach England geben, zu dem doppelten Zwecke, das dortige Ministerium für Baden in der Gebietssache günstig zu stimmen und dem Prinz-Regenten wegen der guten Aufnahme, die der Prinzessin von Wallis am Karlsruher Hofe zu Theil geworden, Entschuldigungen zu machen. Berstett blieb einige Wochen in England, und machte von seiner Sendung großen Lärm, obschon er nicht viel mehr erwirkte, als daß Baden versprach, die Prinzessin nicht ferner aufzunehmen; sie hatte nämlich beabsichtigt, auf längere Zeit in Rastadt zu wohnen, und schon waren für sie auf dem Schlosse daselbst die nöthigen Einrichtungen angeordnet, die nun sogleich abbestellt wurden, so wie Hr. von Ende ihr anzeigen mußte, daß ihr der Aufenthalt im Badischen nicht könne gestattet werden. Durch Berstett's Rückkehr aus London nach Karlsruhe wurde Hacke's Verhältniß dort sehr

erschüttert, er fühlte den Boden wanken und konnte sein Mißbehagen nicht verbergen.

Ich glaubte, daß es nun Zeit für mich sei nach Karlsruhe zurückzukehren, und Tettenborn, so wie Küster und selbst Goltz, bestärkten mich in dieser Meinung. Ueberdies war mir eine Depesche des Staatskanzlers angekündigt, die mir durch Gelegenheit zukommen sollte, da man sie der Post nicht anvertrauen mochte. Sie mußte die entscheidende Antwort bringen, wie ich mich gegen die Nachlässigkeiten, die sich Hacke in Betreff meiner amtlichen Stellung hatte zu Schulden kommen lassen, zu verhalten habe, und selbst im Falle, daß mir neues Zurückziehen geboten würde, war ein neues Weggehen bezeichnender als ein bloßes Wegbleiben. Gegen Ende des April trafen wir in Karlsruhe wieder ein. Unmittelbar darauf erhielt ich die erwartete Depesche, sie war vom 4. März, also schon acht Wochen alt, und lautete wie folgt: „Die Abreise des Generallieutenants von Zastrow verschafft mir endlich Gelegenheit, an Ew. Hochwohlgeboren auf einem sichren Wege zu schreiben, und Ihnen zu sagen, daß Sie das Verdienst gehabt haben, uns über die geheimen Anschläge Baierns zu einem erweiterten Territorialerwerb den ersten Wink zu geben. Der Plan, den Sie freilich in seinem Entstehen nicht vollständig durchschauen konnten, hat sich jetzt näher entwickelt, und bezweckt nichts weniger als die Abtretung der fünf wichtigsten Aemter der Rheinpfalz. Die Ausführung dürfte aber desto schwieriger fallen, da keiner der Mitinteressenten und keiner der größern europäischen Höfe die daraus für Deutschland und für das jetzige System überhaupt entstehenden nachtheiligen Folgen verkennen wird. Ich kann jedoch nicht

mit Ew. Hochwohlgeboren die Ansicht theilen, daß der Großherzog von Baden durch seine bedrängten Finanzumstände, oder durch verderbliche Rathschläge verleitet wäre, den Anträgen des Münchener Hofes Gehör zu geben, sondern ich habe vielmehr Ursach zu glauben, daß Seine Königliche Hoheit bei seiner bisherigen Weigerung zu beharren entschlossen ist. Die Sache wird sich wahrscheinlich nach Ankunft des hier als Gesandten ernannten Herrn Generallieutnants von Stockhorn aufklären, und ich werde alsdann erst beurtheilen können, was etwa unsrerseits in Karlsruhe zu thun rathsam wäre. Unterdessen empfehle ich Ew. Hochwohlgeboren, sich völlig passiv zu verhalten, jedoch aber alles, was Sie über den vorliegenden wichtigen Gegenstand erfahren werden, ferner einzuberichten. Zugleich verfehle ich nicht, Ihnen den Eingang Ihrer Depeschen bis zu No. 31 inclusive anzuzeigen. Ich werde vielleicht künftig auf einige darin berührte Punkte zurückkommen, muß mich aber heute bloß beschränken, Ew. Hochwohlgeboren zu ersuchen, mit Ihrer interessanten Korrespondenz fleißig fortzufahren, und versichert zu sein, daß ich selbiger stets mit Vergnügen entgegensehe. Empfangen Sie die Versicherung 2c. Berlin, d. 4. März 1817. (Gez.) C. F. von Hardenberg."

Dies war alles ganz gut und verbindlich, aber im Grunde nur eine Verschleierung der Zagheit des preußischen Kabinets in selbstthätiger Weise aufzutreten, und den Schutz des Mächtigen für den Schwachen auszusprechen. Auch der Zweifel, welchen der Fürst ausdrückte, daß dem Großherzog verderbliche Rathschläge gegeben würden, war eigentlich nur in diesem Sinn; denn ich hatte thatsächliche Angaben berichtet, und wußte mehr, als ich dem Papier

anvertrauen durfte. Meiner Beschwerde gegen Hacke, wegen der ich sehnlichst einer leitenden Weisung entgegen gesehen, war mit keinem Worte gedacht, alles blieb in der Schwebe, und ich mußte mich, der Meinung Küster's beitretend, damit trösten, der Fürst habe für das Beste gehalten, alles meiner eignen Klugheit und Geschicklichkeit zu überlassen.

Uns beschäftigten mittlerweile ganz andre Sorgen. Die vorjährige Ernte war schlecht ausgefallen, man reichte mit den Vorräthen nicht bis zur neuen Ernte, das Getraide stieg im Preise, in manchen Gegenden fehlten die Lebensmittel, oder wenigstens das Geld um sie anzukaufen, in allen Rheinländern war große Theurung, in manchen schon Hungersnoth eingetreten. Besonders aus dem sogenannten Oberland und aus der Schweiz kamen die traurigsten Klagen, aber auch in der Nähe von Karlsruhe stieg das Elend auf einen hohen Grad. Die Großherzogin, von den entsetzlichen Schilderungen, die sie vernahm, tief erschüttert, gründete einen großen Wohlthätigkeitsverein, den sie durch ansehnliche Beisteuern, noch mehr aber durch das Beispiel ihrer eingreifenden Wirksamkeit fruchtbar machte, und dessen Segen weithin empfunden wurde. Von tiefem Mitleid ergriffen, that auch Rahel alles was in ihren Kräften stand, um den Bedürftigen zu helfen, die äußerste Noth von den Bedrohten abzuwehren. Sie hatte in diesen Bestrebungen bei sehr beschränkten Mitteln einen wunderbaren Erfolg; es war als ob alle ihr verliehenen Geistesgaben und Gemüthskräfte in dieser Richtung ihre reichste und vollständigste Anwendung fänden, ihr schnelles Urtheil, ihre klare Einsicht, das richtige Maß ihres Handelns, und die wohl-

thuende Wärme desselben. Sie verstand es genau, die wundeste Stelle der Verhältnisse herauszufinden, ihr die angemessenste Linderung zu verschaffen, das Geld in Sachen zu verwandeln, durch persönliche Vermittlung die Umstände zu benutzen, durch eindringlichen Zuspruch die eignen Kräfte der Leidenden aufzuwecken. Sie folgte hierin einem ihr angeborenen Beruf, den sie eigentlich jeden Tag ihres Lebens, nach Maßgabe der dargebotenen Gelegenheit, also meistens nur still und leise, und daher auch unbemerkt und unbesprochen, nach allen Seiten ausübte. Mir selbst fiel nicht weniger ein Theil dieses Elends und zwar von Amts wegen zu. Die preußischen Handwerksburschen nicht allein wandten sich in ihren Wanderbedrängnissen häufig an mich, sondern auch die zahlreichen Auswanderer, denen ich die Pässe zu unterschreiben hatte, lagerten zu Hunderten vor meiner Thüre, und oft mit Weib und Kindern in solchem Zustande, daß es unmöglich wurde, ihnen mit der Unterschrift nicht auch eine Reisezehrung zu ertheilen. Man rechnet, daß in diesem Jahre nur aus Baden gegen zwanzigtausend Seelen auswanderten, von denen mehr als ein Zehnttheil nach dem russischen Polen zogen.

Ein Ereigniß von großer Wichtigkeit war besonders für uns Nachbarn, daß die würtembergischen Stände den vom König ihnen vorgelegten Verfassungsentwurf mit großer Stimmenmehrheit zurückwiesen, indem sie erklärten derselbe genüge ihren Ansprüchen in keiner Art. Die Bestürzung hierüber war sehr groß, unter den Regierungsanhängern, weil sie glaubten, man habe den Ständen schon zu viel eingeräumt, und bei den Konstitutionellen, weil sie fürchteten, dies üble Beispiel von stör-

rischer Opposition könne dem ganzen Verfassungswesen zum Schaden gereichen. In der That blieb nichts unversucht, um wenigstens diese würtembergischen Stände in schlimmen Ruf zu bringen. Man rühmte den guten Willen, das freiwillige Entgegenkommen des Königs, dem die engherzige Beschränktheit der Parthei des alten Rechtes die grundlosesten Schwierigkeiten entgegengestellt habe. Wangenheim war tief gekränkt, nicht weniger Cotta, der sich von jener Parthei getrennt hatte, um sich den politischen Freunden des Königs anzuschließen. Der König selbst war am gefaßtesten, und fühlend, daß er seine Aufgabe um jeden Preis zu lösen habe, machte er sich sogleich mit dem Gedanken vertraut, einen ganz neuen Weg einzuschlagen, bei welchem freilich Wangenheim, der zu sehr in seinen politischen Lehrsätzen befangen war, nicht mehr der Führer sein konnte.

Der Juni schritt unterdessen vor, Rahel erwartete von Ems ihren älteren Bruder nebst dessen Familie zum Besuch, und bereitete sich zu einem längeren Aufenthalt mit ihnen in Baden. Ich hatte einen Anlaß noch früher dorthin zu gehen. Der König und die Königin von Würtemberg waren in Baden angelangt, und der Großherzog und die Großherzogin hatten sich beeilt sie daselbst zu begrüßen. Der König wollte versuchen, mit dem Nachbarfürsten sowohl für die innere als für äußere Politik eine gemeinsame Haltung zu verabreden, woraus für beide Theile kein geringer Vortheil zu hoffen war. Allein die Verschiedenheit der Gemüthsarten, und das unvermeidliche Zwischenstehen der beiderseitigen Umgebungen, die eine solche Einigung nicht mit gleichen Augen ansahen, verhinderten die zutrauliche Näherung, und der König kam

in seinem Versuche nicht weiter, als daß er seine guten Dienste dem Großherzog in Betreff der Gebietssachen anbot, worauf der letztere aus altem Mißtrauen nicht sehr einging. Eben so blieb das anmuthige und geistvolle Zusammensein der Königin mit der Großherzogin für den politischen Zweck ohne Folgen.

Die Gesandten in Karlsruhe versäumten nicht den würtembergischen Herrschaften in Baden ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Ich durfte nicht unterlassen dasselbe zu thun. Der König hatte als Kronprinz schon in Wien mir große Freundlichkeit bezeigt, und erneuerte mit einer Art von Eifer, der mir auffiel, die frühere Bekanntschaft. Ich fand ihn erstarkt an Geist und Willen, seine Erscheinung so würdig als einnehmend. Der König wollte meine Ansichten über die ganze politische Lage der Dinge wissen, über den deutschen Bund, die Verfassungsfragen, besonders auch über die kritische Lage Badens. Ich hatte keine Ursache zurückhaltend zu sein, ich sagte mit großer Freimüthigkeit meine wahre Meinung, die keineswegs mißfiel. Die Königin Katharina lernt' ich hier erst kennen; sie war durch Schönheit und Geist höchst ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schwester des Kaisers Alexander alles nach großartigem Maßstabe beurtheilte. Sie hatte nichts Phantastisches, für Poesie und Kunst wenig Sinn, aber einen scharfen klaren Verstand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menschen und Verhältnisse Wirksame lebhaft ergriff und so leicht als richtig behandelte; wenn sie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anstalten des Gewerbfleißes den schwächlichen und nebelnden ästhetischen Ziereien vorzog, so traf sie damit ein richtiges Ziel, das den nächsten Ort- und Zeit-

bedürfnissen entsprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr leider nur zu kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihren Namen unvergeßlich gemacht. Indeß war sie zugleich die entschiedne Herrscherin, gewohnt ihren Willen mit der Gewißheit auszusprechen, daß die schleunigste Erfüllung folgen müsse, und sie fand es nur natürlich, mit Dienern, auch mit den höchsten, nicht viele Umstände zu machen. Von den vornehmsten Russen umgeben, die ihr aber, weil sie mit einem Deutschen einiges im Vertrauen sprechen wollte, zu nahe standen, sagte sie ganz unbefangen mit trocknem Befehl: „Weiter zurück!" und sie gehorchten schnell mit Unterthänigkeit. Aber wie sie hierin sich keinen Zwang anthat, so that sie es auch in Aeußerung ihrer Meinung nicht, und so konnten zu andrer Zeit jene Russen, als von dem wilden Wesen des Großfürsten Konstantin die Rede war, mit Entsetzen die Worte mitanhören: „Ich weiß es wohl, er ist ein Thier; aber er ist doch der Beste von uns, denn er zeigt sich wie er ist." Diese Mischung von Hoheit und Offenheit gab der schönen Frau, die doch zugleich die feinste Weltbildung besaß, einen außerordentlichen Reiz, und ihre Unterhaltung übte bisweilen einen wahren Zauber aus. Ich konnte bald gewahr werden, daß auch sie mit meinen Ansichten und meinem Benehmen sehr zufrieden war; ich hörte manches Schmeichelhafte aus ihrem Munde so wie aus dem ihres Gemahls, und darunter eigenthümliche Anspielungen und Winke, die ich mir nicht zu deuten wußte. Tettenborn, der ein schon älteres Vertrauen genoß, und mit dem Könige und der Königin täglich die ernstlichsten Besprechungen hatte, stimmte mehr zu jenen Winken ein, als daß er sie mir erklärt hätte.

In kurzem traf auch der König von Baiern ein, der seine gewohnte Badekur hier antrat. Die Königin mit den Prinzessinnen Töchtern wohnten nicht mit ihm zusammen, da sein kleines Haus nur für einen bescheidenen Münchener Bürger, der er hier sein wollte, Raum hatte. Später kam auch noch der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der auf einer Reise nach der Schweiz begriffen mehrere Tage in Baden verweilte, und sich nicht wenig freute, Rahel hier wiederzusehen. Dann sahen wir auch seine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luise, ferner die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt, Tochter der Markgräfin Amalie, die auch selber kam, und sich freute durch die Badezeit so viele der Ihrigen an demselben Orte vereinigt zu finden.

Der reichste, belebteste Mittelpunkt der Gesellschaft in Baden war abermals das Haus Tettenborn's, der, wie im vorigen Jahre, durch das Ansehn seines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der so reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten sich erstreckende Freigebigkeit, und vor allem durch seine und seiner Gattin stets erfreuende Anmuth, unausgesetzt alles Ausgezeichnete und alles Wünschenswerthe in seinen Kreis zog, und sogar neben dem wirklichen Landesherrn, wie dieser einmal scherzend äußerte, als der eigentliche Fürst des Ortes gelten konnte. Die Gesellschaft konnte mit allem Recht eine europäische heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europas ihre reichsten Beiträge dazu gegeben, sondern auch weil sie ganz in der Sphäre sich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klassen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinsames erscheint. Selbst die Engländer, deren Stolz und Scheu

und Schroffheit überall schon verschrieen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meist sind es nur die mittlern Klassen, die in jener geselligen Unbehülflichkeit stecken bleiben, dagegen die wirklich vornehmen willig und leicht in den gemeinsamen Typus eingehen, ja sogar dessen höchster Ausdruck werden. Doch waren überhaupt die Engländer, sowohl vornehmer als mittlerer Klassen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht so zahlreich, als wir sie späterhin jahraus jahrein dort angesiedelt sehen, sie hatten in der Gesellschaft kein Uebergewicht, und machten darauf auch keinen Anspruch.

Bei Tettenborn sah man, um fürerst der namhaftesten Fremden zu gedenken, aus Paris die Frau von Demidoff mit ihrer zahlreichen Begleitung, die Marschallin Marmont Herzogin von Ragusa mit der ihrigen, den Gesandten Grafen Goloffkin, bekannt durch seine an eigner Festigkeit und Selbstverläugnung gescheiterte Gesandtschaft nach China, den General Bachelu, den Grafen von Saint-Aulaire mit seiner Gemahlin, endlich den gewesenen Gouverneur von Moskau Grafen Rastoptschin. Der letztere Namen überstrahlte alle andern, und seine Person, in welcher die größten Gegensätze sich hart zusammengezogen zeigten, würde Aufsehn und Scheu erweckt haben, wäre sein Namen auch nicht mit dem Brande von Moskau schon unauflöslich verknüpft gewesen. Von ihm wird hier etwas ausführlicher zu reden sein.

Er kam von Paris, wo er einen längern Aufenthalt gemacht, und schien ganz erfrischt und erweckt von der geistigen Bewegung, deren Wirbel ihn dort ergriffen hatte. Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze

französischer Unterhaltung, fesselte er durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geistesweben einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halbwilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerschöpflichkeit der Laune stand Rastoptschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck! Wenn man sich bei Ligne's heitrem Scherze wie auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahndete man bei Rastoptschin den Boden von scharfen Stacheln besäet, zwischen denen der Fuß vorsichtig zu setzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne seine Rednergabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an. Es war ein Fest, ihn die scharfsinnigen, zum Theil höchst eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei seinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach seiner Weise in gelassener Erzählung und in springenden Vergleichen darstellen zu hören. Frankreich und die Franzosen, Paris und die Pariser schienen seine ganze Vorstellungskraft ergriffen zu haben, und wie sehr sein treffendes Urtheil sich unbefangen über diesen Gegenständen zu erhalten wußte, so sah man doch, wie sehr ihn diese Gegenstände mit Vorliebe erfüllten. Seine Ansichten waren unbeschränkt, durch keine Uebereinkommnisse der Politik noch durch Wünsche des eignen Herzens

gestört. Er urtheilte frei, und sprach dreist aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim ersten Anstoß in Frankreich zusammenfallen müsse, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit besprach er insbesondere die russischen Verhältnisse, ja mit wahrer Bitterkeit, zum großen Kreuz des Grafen Goloffkin, der noch allenfalls mitlachte, wenn jener im Tone eines erfahrenen Weisen versicherte, nirgends machten die Leute von Verdienst so sicher ihr Glück als in England, hätten es die Weiber so gut wie in Frankreich, dahingegen Rußland das Paradies der Lumpe (des gueux) heißen müsse, weil es ihnen dort entschieden am besten ginge; aber es kamen andre Reden vor, welche anzuhören die amtliche Würde eines Gesandten schlechterdings nicht einwilligen konnte. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein großer Entschluß wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern ebenso durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verstimmung. Doch glaubte ich trotz dieser Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewisse Aehnlichkeit zuschreiben, dieselbe scheinbare Kälte, unter

welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe scharfe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieser außerordentliche Mann hatte schon früh seine Handlungsweise durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiser Paul Minister der auswärtigen Angelegenheiten schien er mit der rauhen Sinnesart seines Herrn trefflichst einzustimmen. Allgemein wurde über die schneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war fast immer Geist oder Witz in seinen Aeußerungen. Den Grafen Michael Oginski, der mit der Empfehlung des preußischen Ministers Grafen von Haugwitz bei dem Kaiser die Erlaubniß der Rückkehr nach Polen erhalten hatte, ertheilte Rastoptschin am 29. März 1799 den abschlägigen Bescheid in folgenden lakonischen Zeilen: „Monsieur le comte, Sa Majesté l'empereur ayant reçu votre lettre en date du 12 du courant, a jugé à propos de refuser vos demandes, et m'a ordonné de vous en faire part. J'ai l'honneur d'être" etc. In der Zeit des Einbruchs der Franzosen war seine zusammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth gesteigert. Seine schrecklichen Aufrufe an das Volk, seine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inschrifttafeln können nie vergessen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau schrieb er noch an Bagrathion in derbem Russisch, er werde Moskau suchen zu halten, so gut als möglich, und wenn es auf's äußerste käme, so gelte das alte Sprichwort: „Besser, zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen." Aber

auch in Glück und Erfolg dauerte in ihm die gereizte Stimmung fort, welche das Unglück und die Verzweiflung ihm gegeben hatte. Die Franzosen hatten die Brandstätte von Moskau wieder verlassen, die zurückgebliebenen Verwundeten wurden von den einrückenden Russen niedergemacht, nur einigen, die mit noch schwachen Kräften das große Spital im Findelhause zu vertheidigen wagten, wurde die Gnade zu Theil, in harter Gefangenschaft zu schmachten; sie wandten sich in ihrer drängenden Noth bittend an Rastoptschin; die Kaiserin Mutter hatte sich der Unglücklichen erbarmend angenommen, ganz durfte er ihre Bitte nicht abschlagen, aber er gewährte sie mit folgenden eigenhändig von ihm geschriebenen grausamen Worten: „Le comte Rastoptschin accorde le temps nécessaire à M. Gazo père pour se remettre de sa maladie: après quoi il faudra qu'il se rende avec son fils dans le gouvernement de Wologda. La conversation qu'il me demande n'amènerait aucun résultat; il n'y a ni calomnie ni malveillance qui agissent auprès du comte Rastoptschin; mais une nation qui a ni foi ni loi, et qui n'a d'autres titres depuis vingt ans que des crimes et des forfaits, ne doit jamais prendre à témoin l'Etre suprème, dont la justice est méconnue chez les brigands." Der eiserne Mann war im Franzosenhasse doch nicht so ausdauernd wie der Minister von Stein; Paris hatte das widerstrebende Metall zu schmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath sie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn nur klein und vertraut war, gab uns Rastoptschin unerwartet die vollständige Erzählung des Brandes von Moskau und

seiner Betheiligung dabei. Er spottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptstadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Persepolis bloß durch die Hand der Thais aufflammen sehe. „Ich habe, sagte er, die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht.“ Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortschaffung der Feuerspritzen, wobei noch die besondere Rücksicht waltete, daß die Spritzenleute ein militairischer Körper waren, der dem Feinde nicht überlassen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängnisse, die Anstalten aller Art, um die Franzosen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptstadt, sondern nur eine Stätte der Verwüstung finden zu lassen, endlich das entscheidende Beispiel, daß er selbst durch Niederbrennung seines außerhalb Moskau's gelegenen Pallastes gegeben. Er legte seine Gedankenfolge, seine Triebfedern und Empfindungen dar, und gestand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in diesem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem sein Gedanke sei ausgeführt worden. Pechkränze und Pechfackeln waren bald in den Händen der wilden Rotten, die sich selber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung sich wieder verwirrte, so wie auch mehrere Pulverschläge, die dem Feinde zu besonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Versäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerstörung im Ganzen aber war ungeheuer, sie übertraf alle

Voraussicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden sich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geschichte erwies, so war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitausend Menschen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die wir den Mann, der solches Ungeheure eingeleitet, jetzt so fein und artig als friedlichen Erzähler desselben in unsrer Mitte sahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leser am eignen Gefühl ermessen!

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingestanden werden, im Volk und Heere befestigte sich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, diesem Glauben nicht zu widersprechen. Rastoptschin selbst ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, dessen wir gleich näher gedenken werden, hatte er sich den Unwillen des menschenfreundlichen Kaisers Alexander noch besonders zugezogen; bald sah er den russischen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter seinen Füßen überall wanken, und säumte nicht, ihn mit dem von Deutschland und Frankreich zu vertauschen.

Es ist ein merkwürdiger Zug in Rastoptschin, und unsres Bedünkens nur ein neues Zeugniß seiner innern Macht, daß er in späteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältnisse zu finden, durch eine besondere Druckschrift sich von dem Brande Moskau's lossagte, seinen allbekannten Antheil an diesem Ereigniß verläugnete, und somit auch den unsterblichen

Ruhm preisgab, der von daher an seinem Namen haftete. Der nächste Zweck überragte in ihm alles andre, man kann sagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das seinige! Wir müssen wirklich in dieser Handlung, die man als die eines schmiegsamen Höflings hat ansehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anspruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, persönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der ersten, vaterländischen, des guten Glaubens sein, daß er mehr rette, als zerstöre; gewiß durfte er bei der geschärften Prüfung, zu welcher er die Geschichtsforscher durch seine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um so heller seinen Namen herausstellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatsache geändert wähnten!

Was den Kaiser Alexander gegen Rastoptschin unheilbar mißstimmte, war folgende bejammernswerthe Geschichte, die ich wiedergebe, wie sie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Russen späterhin erzählt worden ist. Als die Franzosen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tages die Polizeiwache eine Gruppe junger Russen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem französischen Blatte den neusten von Napoleon erlassenen Aufruf übersetzte. Der Dolmetscher wurde sogleich als Verbrecher behandelt und fortgeschleppt. Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren,

Hauptmann außer Diensten, Namens Werischalin, und kein Verdacht einer bösen Absicht konnte bei seiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugnisse erhärteten, daß er seinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunst und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Rastoptschin hielt sich an die äußerliche Thatsache des Verbreitens französischer Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm sich zu sättigen, zu stärken. Er pflegte die vor seiner Wohnung stets versammelte und oft tobende Menge von dem Absatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch seine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Werischalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzosen sind die Verräther unsre Feinde! Die verdienen tausendmal mehr als jene unsern Haß, das ausgesuchteste Verderben. Da sehet ihr einen, der Napoleon's Aufgebote verbreitet hat, da sehet ihr euern ärgsten Feind!" Nun ergoß er sich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen selbst, und zuletzt, indem er sich abwandte, befahl er dem nächsten Polizeisoldaten: „Schlag ihn!" Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was! rief Rastoptschin, der sich wieder herzuwandte, das will nichts sagen, überlaßt ihn dem Volke, das wird schon besser mit ihm umspringen!" Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wüthenden Pöbel hinabgestoßen, und in wenig Augenblicken war er in tausend Stücke zerrissen, seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf

dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte! —

Diese Gräuelgeschichte war jedoch so nicht abgethan, sie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiser Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiser war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Werischalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung, und, im Fall sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein nun kinderloses Alter, seine nun erblosen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei schuldig gewesen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröstend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Rastoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm es an, und sagte mit finsterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünschte ihn niemals wiedersehen zu müssen. So war Rastoptschin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgestoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorstreben und den sich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volks ein Unthätiger, Ausgewiesener, und da die Heimath selber keine mehr für ihn sein durfte,

so zog er voll dunklen Grimmes einsam hinter den Truppen in die durch sie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerstreuungen. Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältnisse, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und sein schneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er selber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. Zu solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angstvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abentheuer zu stören, aber wie erschraken sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich saß Rastoptschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geschlagen, der euch hinabgestoßen hat!" Entsetzen war in ihm und Entsetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verstanden, daß er Vater und Sohn Werischalin zu sehen glaubte; sie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem seinigen an, und weckten ihn endlich aus seiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Besuchenden, nahm sich zusammen, strich mit der Hand seine Stirn und Augen, trank ein paar Gläser Wasser, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu sprechen

wie sonst. Der Eindruck dieses Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöschlich, und einer derselben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Frischerlebten diese Umstände buchstäblich so erzählt wie ich sie hier wiedergegeben. Noch lange, sagt man, blieb Rastoptschin von solchen Erscheinungen gepeinigt, die doch hauptsächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da sie beim Gebrauch angemessener Arzneimittel schwanden. Er brachte bekanntlich seine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünschte Rückkehr sich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben seinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands anerkannt zu sein. — Ich habe dies alles hier zusammengestellt, weil über Rastoptschin bisher nur wenig geschrieben worden, und die dämonischen Züge in diesem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund sind.

Dieser Mann hatte Stunden, in welchen er mit harmloser Unbefangenheit dem unschuldigsten Vergnügen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder zusah, diese vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geschenke belebte; andre, die ihn als den zuvorkommendsten, freundlichsten Gesellschafter zeigten, voll feiner Aufmerksamkeit auch für Männer, und sich den Frauen mit zarter Huldigung anschließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und gesellige Anmuth einer Künstlerin aus Stuttgart, Auguste Brede's, ihn angezogen, verhehlte eine lebhafte Französin nicht, daß sie von ihm eingenommen sei und daß er dies bemerken solle, so daß es eine Spannung

war, den Helden von Moskau auch noch als den eines französischen Intriguenstückes zu sehen. Aber sein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er scherzte selbst über das ihm Zugemuthete, und meinte, in seinen Jahren müsse man der Freundschaft selten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Von Paris war auch Frau von Demidoff gekommen, die Gattin des durch seinen Reichthum berühmten Besitzers sibirischer Bergwerke. Sie war eine geborne Stroganoff, und ihr Gatte, den ich mehrere Jahre später, als sie schon gestorben war, kennen lernte, hat mir wiederholt als eine der größten Befriedigungen seines Lebens, das doch an solchen nicht arm gewesen sei, den Glücksfall gerühmt, der ihm in dieser vornehmen Verbindung geworden. Er war gewohnt, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, freute sich des Aufwandes, den sie machte, und setzte ihm nur ungern Gränzen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, sie war von ihnen umgeben, aber schon in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne besondern Werth darauf zu legen, oder zu wähnen, dadurch etwas zu sein. Sie hatte dies bei einer unglücklichen Gelegenheit auf die großmüthigste Weise gezeigt. Ihr war vor mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten gestohlen worden, ein Diebstahl, der schon wegen seines hohen Betrages die Thätigkeit der Polizei lebhaft anregte. Auch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin von Schwicheldt aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde desselben vollkommen überführt. Frau von Demidoff, als sie hörte, daß der Name, einer bisher geachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgestellt werden müsse,

war sogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, sie wollte ihre Diamanten abläugnen und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies für nutzlos erklärt wurde. Die Thäterin, deren Handlung ihr selbst unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog sich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Demidoff in tiefe Verborgenheit nach Deutschland zurück, und starb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich graziös von Gestalt und Bewegung, aus dunklen, gebieterischen Augen freundlich blickend, und im Gespräch durch rasche Wendungen pikant, ersetzte Frau von Demidoff reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verlockt, sondern bei ihren Verhältnissen fast gezwungen, ihr ganzes Dasein in das einer Dame der großen Welt abzuschließen, mußte sie diejenigen, welche sie nur als solche kannten, um so mehr überraschen und rühren, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt sichtbar wurde, die sie ihrem damals etwa siebenjährigen Sohne Anatole widmete; in diesem reinen Ausdruck der natürlichsten und schönsten Liebe schien jede andre Beziehung wie verschwunden. Im Uebrigen hatte sie mehr allgemeines Wohlwollen, als persönliches, und ihr oft rauhklingendes Gebieten wäre leicht zu mißdeuten gewesen, hätte man nicht alle Personen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für sie erfüllt gesehen. Sie hatte die Tochter des französischen Generals Morgan bei sich, ferner eine russische Freigelassene von blühender Jugend und frohem Sinn, russische Herren, die sich ihr als Reisebegleiter angeschlossen hatten, einen Musiker, einen Zeichner,

deutsche und französische Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern, konnte keiner andern Dame so leicht einfallen, doch schien die Herzogin von Ragusa es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch sehr schön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen Perregaux, den wir in Berlin während der Franzosenzeit als Verwaltungsbeamten gesehen hatten. Für ihre Größe war sie etwas zu stark, allein sie hielt sich so stattlich, daß diese Fülle nur den Eindruck ihrer Bedeutsamkeit vermehrte. Auch sie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch sie war gewohnt, der Mittelpunkt eines Gesellschaftskreises, eines glänzenden Hauses zu sein. Doch mußte sie jetzt von der politischen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marschall hielt sich bekanntlich den Bourbons zugewendet, und wie wenig sie auch geneigt sein mochte, der Autorität des Gatten oder des Königs ihre Meinungen zu unterwerfen, so verstand sie doch die weltlichen Verhältnisse zu gut, als daß sie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Vorsicht hätte versagen wollen. Dieser Zwang erschien um so dringender, als man Baden von französischen Kundschaftern besucht wußte, deren einige offen genannt wurden, andre aber, wie man voraussetzte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten sich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchsten Hofkreise und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es schon zum hohen Ton, zum guten Geschmack möchte man sagen, sich der Opposition anzuschließen, auch in England, im

Norden, und großentheils in Deutschland, dachte man ungünstig von der Restauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in dessen Bewunderung hauptsächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Unzufriedene gern hervor, und menschliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbefriedigten, besonders in den höheren Klassen! Zu Gunsten der Anhänger, oder wenigstens Folger Napoleon's wirkte noch der Umstand mit, daß die Restauration, welche nach ihrer ersten Einsetzung noch ziemlich milde verfahren war, seit ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßstab anlegte, den ein unbefangener Sinn schlechterdings nicht zugestehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen sahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrschaft als die schlimmsten seiner Diener gekannt hatten, auch nicht grade die, welche am auffallendsten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil, diese wie jene standen wohl gar in Gunst und Ansehn und die wirklich Verfolgten erschienen dabei nur um so unschuldiger; in ihnen war oft nur das, dessen man sich zu ihnen versah, nicht das, was sie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeschicks, oft auch wohl nur persönlicher Haß und Neid in den höhern Kreisen, wo immer am ersten die große politische Sache dem Nutzen und der Zuständigkeit der Personen untergeordnet wird. Bei den Deutschen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menschliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen sie noch eben feindlich gegenüberstanden, und so

war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin sie sich zunächst gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meisten waren tapfre, kluge Männer, die sich jetzt äußerst bescheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Uebermuth und verletzende Anmaßung der herrschenden Partei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im russischen Feldzuge den General Bachelu feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, später auch als edlen Menschen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartisten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gastlich sein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günstig, und die Großmuth anziehend, bald war wie im vorigen Sommer ein Häuflein Schutz oder Anhalt suchender Franzosen um ihn versammelt. Frau von Demidoff, selber fast eine Pariserin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerseits die Sympathieen nicht, welche sie vorzugsweise für die Napoleonischen Franzosen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüssel herumgezeigt und vorgelesen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die sinnreichen Witzlinge der liberalen Parthei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenseite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Russische Liebhaberstimmen wetteiferten mit französischen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Gesänge vorzutragen, und dazwischen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neuste Gestalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie diese unabhängigen und freisinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Ragusa in ihrer Sym-

pathie für die bedrängten Landsleute nicht gehen; sie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß sie auch diese noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der ursprünglich auf geselliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politischen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Russin fiel, die ihren Hof sich mehren sah, während der Kreis der Französin weniger besucht wurde. War nun die französische Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die kleinste um so empfindlicher, oder was sonst sich einmischen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das sonst in der Weise der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegensatz immer stärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechsel ausbrach und endigte. Uns wurde das pikante Schauspiel, zwei Damen der auserlesensten Pariser Welt, mit bester Art, im elegantesten und fließendsten Französisch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmsten Dinge sagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, sondern Alle standen schweigend wie bei einer Schachpartie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meisterzüge gegen einander versuchen, und das Spiel zuletzt doch unentschieden lassen.

Unter den französischen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andre, deren Bekanntschaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme

werth, und besonders unser Freund Bachelu ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabscheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Rastoptschin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder schmiegten sich ihm an. Doch grade er war das Ziel der heftigsten Verfolgung. Der französische Gesandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer seine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, dessen Gunst er gewonnen hatte, sich für ihn verwendete und fast verbürgte, die Weisungen aus Paris waren zu bestimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf sich laden mögen. Der König Max Joseph, dem die herrschende französische Parthei schon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich diese für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch sein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte sich keinen Zwang auf, seine Meinung frei und laut herauszusagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn gesprochen, wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei lassen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er stehe ganz gut mit dem Könige. In solchen Fällen durch Dreistigkeit zu bezahlen, ist bei den Franzosen sprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an solcher Münze. Er kam sogleich nach Baden, trat

den König in der Promenade zuversichtlich an, hielt ihm die wohlklingendste Rede, erzählte von Straßburg, wo der König seine Jugenderinnerungen hatte, und wußte diesen nach und nach so günstig zu stimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab spazirte. Mehr brauchte dieser nicht, er war durch diese öffentliche Thatsache hinreichend sichergestellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit seine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg sollte auch der Gesandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer seine mißliche Seite habe, und bisweilen die Person mehr bloßstelle, als schütze. Er hatte von der badischen Polizei die Wegweisung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba gewesen war, und glaubte seine Forderung durch Angaben verstärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieser, und im größten Zorne schrieb er dem Gesandten eine Ausforderung, welche diesen lange Zeit in Verlegenheit und Sorgen setzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittlung beigelegt wurde.

Zwischen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Taſtet aus Straßburg wohlthätige Vermittlung; sie hing durch ihre Gesinnungen dem Vergangnen an, ihre Verhältnisse hingegen hielten sie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das ansehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffent-

lichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der sich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich ist, im offnen Ausdruck ihres Freiseins noch weiter; ihr musikalisches Talent ergötzte die Gesellschaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenseits des Rheins nicht zu singen gewesen wäre. Um keinen Preis hätte diese treffliche Familie den Antheil verläugnet, den sie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menschen widmete, die jetzt politisch verfolgt, aber ihr sonst von guter Seite bekannt waren oder jetzt erst wurden; alle konnten auf gastliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürsprache, die sich oft genug, ungeachtet des Scheelsehens der Behörden, unmittelbar wirksam zeigte. Die Franzosen haben in ihren großen politischen Stürmen sich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine ist die der raschen, beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meisterschaft nicht abzusprechen ist; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andre Schule sich bewährt, und ausharrende Treue, sowohl politische, als auch besonders rein menschliche, erweist sich noch täglich dort in den höchsten Beispielen. Die Familie Tastet beschränkte sich hierin keineswegs auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als sie Straßburg verlassen hatte und in Amiens wohnte, bot sie deutschen Freunden, welche sie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigste und liebevollste Zuflucht, wobei sie den eignen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Mich riefen mannigfache und dringende Geschäfte nach Karlsruhe zurück, doch bei der großen Nähe und der vielen und täglichen Fahrgelegenheit konnte ich meine Besuche in Baden leicht wiederholen, und an dem dortigen Leben Theil nehmen. Rahel hatte ihre Wohnung in dem herrlich gelegenen artigen Töpferhause, dicht an der Brücke und Promenade, und war so gleichsam im Mittelpunkte der geselligen Bewegung. Die politischen Thätigkeiten rasteten nicht, sowohl von Seiten Baierns als auch Badens fanden Versuche und Reibungen Statt, an denen auch Würtemberg nicht ohne Antheil blieb. Die Sache der Mediatisirten, die der würtembergischen Stände, der Gang der Bundesverhandlungen, vor allem aber die Gebietssache Badens, lieferten unerschöpflichen Stoff der Besprechung und der Einwirkung. Es war gewiß, daß Hacke abtreten und Berstett an seine Stelle kommen sollte. Man sprach davon, daß der Markgraf Ludwig heirathen werde, damit der badische Mannsstamm nicht aussterbe. Vielerlei andre Vorschläge wurden gemacht, wie Baden sich wehren, sich retten könnte.

Alle Spannung so mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge schönster Sommertage zu einer Lustreise in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zusammenfluß der seltensten Begünstigungen, zu dem Schönsten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte seine nähere Gesellschaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies sich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meisterschaft. Reitende Boten waren überall vorausgeschickt, unser Kommen anzumelden, diesen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht

hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir selber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigsten Dienerschaft über dreißig Personen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andern fuhren in offenen Wagen. Unser nächstes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, besahen den herrlichen Wasserfall von Tryberg, besuchten das Bad Rippoltsau, überstiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch selbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reise dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen sind, der mag, wenn er das schönste Wetter, die heiterste, in sich einigste und vollkommen befriedigte Gesellschaft, die belebtesten Gespräche und mannigfachsten Belustigungen hinzudenkt, sich einigermaßen vorstellen, welcher Hauch des Wohlseins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude sich darstellte. Solche zehn Tage, wie herausgeschnitten und rein gesondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingnisse, Rücksichten und Umstände, die uns den Athem erschweren, und anstatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, solch eine lachende Insel begegnet uns im wüsten Meere zu selten, um nicht wenigstens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauspiele der Natur, die Felsen und Bäche und Wasserfälle, das schimmernde Grün der Wiesen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge,

das Rauschen der Wässer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungskraft den Stoff der schönsten Träume. Niemals vorher sah ich Rahel's Fähigkeit des höchsten Naturgenusses in solcher Macht und Fülle, dies allein schon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verse, daß er ein Dichter sei, als solcher schaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill günstigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhbedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryschkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübschen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenstein und Schönburg führten diese zum lustigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Bursche unsre Damen im Tanz so hoch emporschwangen, daß Geschrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernstlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unsre zahlreiche, aber waffenlose Gesellschaft wenig Widerstand zu leisten fähig sei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich stattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeister von Philippsborn nahm einige Jägerbursche unter seinen Befehl, und bildete unsre Schutzwache. Vor- und Nachhut war so gut bestellt, der Befehlshaber so unerschrocken, und der ganze Zug in so guter Haltung, daß kein Feind sich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher

noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter gewesen war. Wir erlebten andre kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in diese Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unstäten Landsmann, dessen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutschen Künstler, der im einsamsten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unser Beschluß, daß die Reise nachträglich beschrieben werden und jeder Theilnehmer dazu seinen Beitrag liefern sollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerstreuungen von Baden leider unausgeführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, so wird mir dieser, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht versagen!

Rastoptschin, der zu unserm Leidwesen die Lustfahrt nicht mitgemacht hatte, freute sich sehr unsrer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernster, als wir ihn verlassen hatten, und es schien, als wären politische Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geschehen sah, er fand sich auf's Neue zum Abwarten hingewiesen, welches bei seinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeist der Völker, dem die Fürsten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs des Achtzehnten mit der Charte in Frankreich bittrer Ernst geworden, sondern der Kaiser Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen;

Rastoptschin empörte sich bei dem Gedanken, daß der besiegte Pole das haben sollte, was dem siegenden Russen versagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunst vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte sie stets nur als Einheit gesehen, und fand mit dieser auch am leichtesten fertig zu werden, mochte sie nun in dem Fürsten selbst, oder in einem Minister, einem Günstling oder einer Maitresse liegen. Diese Ansichten ließ er eines Tages scharf und bündig gegen ein englisches Parlamentsglied ausrücken, dessen steifem Verstande er durch Witz- und Schlagworte arg zusetzte, und auch an Kenntniß der englischen Verfassung und Geschichte fast überlegen war; wenn er die dortigen Verhältnisse haßte, so war es wenigstens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringschätzung, sondern vielleicht nur aus ächt russischer Vaterlandsgluth, die mit der römischen des Tacitus vergleichbar sein mag, welchem für Rom das Gebet entstieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Rastoptschin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichste Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhause vereinte gleich nach unsrer Wiederkunft die ganze höhere Gesellschaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angesiedelt lebte, nach der Favorite bei Rastadt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernste Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen

wiederholte Anlässe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaisers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Mensch, war nach allem Anschein auch außer seinem Fache thätig. Der russische Minister Graf Kapodistrias war diesen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weisungen, und die dem badischen Geheimen Rathe Friederich auf meinen dringenden Vorschlag, durch Tettenborn's Vermittlung übertragene geheime Sendung nach Böhmen, die wirklich geheim war und lange blieb, ist als der eigentliche Wendepunkt anzusehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig sinkende badische Gebiets- und Heimfallsfrage sich zu heben und einer günstigen Lösung entgegenzugehen begann. Neben solchen stillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergernissen, die nur in nutzloser Thorheit bestanden. Dahin zählten alle Besonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußischen Obersten von Massenbach, der nach allerlei Anstiftungen in seinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutschland zu wirken hoffte, zugleich aber sein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloseste, unbegreiflichste Weise aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von steter Unruhe geplagt, und schon in jüngern Jahren eines etwas schwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, so daß die Katastrophe, die ihn seiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menschen mit großer Gewalt, und lockte die verschiedenartigsten Thätigkeiten auf ihr Feld, das allen

zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es schienen die außerordentlichsten Dinge möglich. Die politischen Kenntnisse waren unglaublich sparsam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philosoph Hegel, der Schauspieldichter Kotzebue und der Naturforscher Oken, ja von dem harmlosen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg weilte, klangen einige Aeußerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andre jedoch als bittrer Ernst trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unserem Kreise nur der Spanier Gimbernat, der an seinem Vaterlande verzweifelnd ganz in chemischen und physikalischen Versuchen lebte.

Während unsrer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erschütterte. Frau von Stael war dort gestorben, und der Eindruck ihres Todes war um so tiefer, als die Meisten von uns sie persönlich gekannt hatten, Rahel schon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch sogleich an Chamisso, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean schiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage schilderte, und der sowohl unser Bedauern erhöhte, als auch sonst das Nachdenken beschäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leser neu und hier willkommen sein; möge er hier zwischen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zusammengeht! Der Brief ist von dem verstorbenen Doktor

M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke ist gestern früh ruhig eingeschlafen. Ich habe diesen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufsicht einbalsamirt worden ist, um in die Gruft ihrer unsterblichen Eltern, ihnen gegenüber zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgesprochene Wille der Entschlafenen."

„Wir haben die Einbalsamirung fast auf ägyptische Weise unternommen; es ist des Kampheressigs und Kampherspiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Mastix und des Firnisses, so wie des Gerbestoffes und der Binden nicht gespart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unsre Chirurgen und Apotheker, die sich an Senatoren geübt hatten, waren hier beseelt von der Würde der Person, deren Werke sie mit Bewunderung gelesen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatischen Einfluß schützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentstellten Verewigten abformen zu lassen. Mademoiselle Randall, die an Treue unerschütterlichste Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige solche Abbildung nicht gewünscht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorschlag zurückgewiesen, allein so heilig die vermeintlichen Gedanken der Entschlafenen auch sein mochten, so glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in so zweifelhafter Ver-

muthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorstellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Prosektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu lassen. Ich benutzte unterdessen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten um ein, wie ich mir schmeichle, kleines aber ähnliches Bild selbst zu unterwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Gesichtsformen und auch des schön gewölbten Schädels, dem Baron August von Stael, dem einzigen Sohne der Verstorbenen, einzuhändigen."

„Ein andrer Wunsch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der, die Ursachen des Hinscheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als positiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indessen hat ohne besonderes Zuthun, die Operation des Einbalsamirens mich hinlänglich überzeugt, daß diese außerordentliche Seele auch in dem vollkommenst organisirten Körper wohnte, der allein bis jetzt so vieler Thätigkeit zu widerstehen vermögend war!"

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten sich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, so wie die Gefäße und Nerven, die sie versorgen, schienen, wie sonst bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen wesentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen, kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Ursachen des Hinscheidens Aufschluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein schöneres, gesunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn gesehen. Es war geschaffen, um alles hervorstechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich gewesen ist. Das Oeffnen des sehr wenig verboge-

nen Rückgrathes war zum Einbalsamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es ist bekanntlich der Sitz fast aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen."

„Die Verewigte entschlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur seit kurzem die Blase und ihre Umgebung befiel, wo sie auch zuletzt den Brand einer Anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, sondern auch endlich die Brustmuskeln und das sehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung der Lungen nicht mehr unterstützt wurde. Die Lungen strotzten von Blut und Serosität. Das Hinscheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige schon in den ersten Tagen, da ich sie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich stets bat aufmerksam zu sein, wenn er sie befiele, damit sie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieser sehr geliebten Erde. In der That verging stets beim Einschlummern Besinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erschreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten diese alsdann aufrecht. Die physische Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerschöpflichen Geisteskraft, die sie so zügellos durchs ganze Leben beherrschte."

„Dieses ist ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen ist, Rechenschaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geschrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konsultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode versucht, die bald Reaktion

hervorbrachte, die aber auch, erschöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin besonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebst dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie sie sie nannte, sie zu erschrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entsetzliche Engbrüstigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli und ward um 2 Uhr Nachmittags so heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu spanischen Fliegen und andern kräftigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen sich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir sie schwach, aber etwas besser. Die Selige schlief hernach bis 12 Uhr und bestand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall sie, ob sie schliefe; sie antwortete „Lourdement et profondement", und dieses waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte sie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich schon auf war, so sah ich sie bald nachher. Allein Puls und Athmen waren geschwunden, und die Todtenkälte verbreitete sich schon über die Erblaßte. Sie war eingeschlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenstille versenkt."

„Man hat in dem hermetisch verschlossenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angesichte

gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Stael und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Bestimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf."

Aus Berlin kamen in derselben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbestimmtheit in Spannung setzten. Der Staatsrath, in seiner nunmehrigen Gestalt eine neue Schöpfung, hatte seine Thätigkeit begonnen, welche sogleich gegen den, welcher sie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg sich zu wenden schien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt in dieser Sammlung erscholl nur einstimmige Bewunderung, seine Gabe der Rede, sein scharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind staunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die sich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutschland beunruhigten, und deren Inhalt nicht so leicht auf sein gehöriges Maß zurückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer sonst glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde schwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, so wäre mir unschätzbar gewesen, meinen lieben Freund Reimer zu sprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich besuchen einsprach; treuen und scharfen Sinnes, mit den Personen und Sachen zu Hause wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit sprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, mich selbst und Andre zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft,

die Verhaftung Massenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufsehn, und der Brand des Berliner Schauspielhauses am 29. Juli erschreckte in seiner Weise die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerstreute sich dieser Nebel und Rauch wieder, und man sah aufs neue tageshell in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im südlichen Deutschland war unläugbar die Anlage zu großen Entwicklungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel gesunder Sinn, praktisches Talent reichlich ausgestreut. Allein das nördliche Deutschland schien doch entscheidendere Geschicksloose in sich zu tragen, aus deren ruhigem und hellem, oder gestörtem und trübem Hervortreten sich für das Ganze der Einschritt der nächsten Zukunft würde bestimmen müssen. Man sah nun, daß fürerst in den dortigen Verhältnissen wenigstens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, so ging man den begonnenen Weg still weiter.

Mit diesem stillen Vorschreiten hing ein Besuch zusammen, den ich von Hebel, dem allemannischen Dichter empfing. Ich hatte seine Bekanntschaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgesellschaft, er liebte seine freien Nachmittags- und Abendstunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genossen hinzubringen, die er durch seine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In seinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheinische Hausfreund" hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beschäftigte zugleich Einbildungs-

kraft und Verstand, und auch auf die Gebildeten verfehlte sein „Schatzkästlein", zu welchem er jene Beiträge gesammelt hatte, den günstigsten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünstiger doch abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen seinen Vorzügen und seiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergessen, daß er in jenen Aufsätzen gelegentlich von dem Tyroler Andreas Hofer in einer spöttisch-verächtlichen Weise gesprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt zuerst las, empört hatte. Wohl war ich seitdem verständigt worden, er habe den Ausfall auf Befehl der damaligen badischen Regierung schreiben müssen, und habe ihn seinerseits in der guten Meinung verfaßt, seine lieben schwäbischen Landsleute vor unglücklichen Versuchen zu warnen, die nun schon zwecklos waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein inneres Mißbehagen blieb mir mit der Sache noch stets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem besondern Anliegen. Die Königin Katharina von Würtemberg war auf das in der Nachbarschaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung desselben aufmerksam geworden, und dachte mit gutem Sinne zum Besten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe sollten in volksmäßigem Vortrag ihnen nahe gerückt, zu richtigem Verständniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; sie waren durch die Verfassung zur Ausübung politischer Rechte berufen, über welche sie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthschaftlichen, gewerblichen und andern gemein-

nützigen Angaben zu verflechten. Hiezu schien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichste Art zu sich beschieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuschlagen noch zu erörtern, er gab alle Versprechungen, die man wünschen konnte, und kehrte wonneberauscht nach Karlsruhe zurück. Hier aber besann er sich nach und nach, daß die Sache so leicht nicht sei, und daß grade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, sondern auch einzelne Leitung nöthig werde, wegen deren er sich nun zu mir wandte, wie denn auch die Königin selbst ihn schon auf mich namentlich verwiesen hatte. Mir bekannte er bald, halb ängstlich und halb launig, daß er weder recht gefaßt, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einstweilen vermuthe, sonderlich fähig sei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in seiner bekannten Art einen Aufsatz liefern, der seine Unfähigkeit in politischen Dingen mitzusprechen ausführlich beweisen sollte, wobei er viele Dinge in gewissem Sinne denn doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entsprochen worden, und weder Ewald noch ich konnten durch unser Zureden ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. So blieb sie denn liegen, und gerieth bald in Vergessenheit. Hebel aber hatte sich selber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politischer Sinn, wie seine spätere Rolle, als er Mitglied der badischen Stände war, hinreichend bewiesen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er sich in schwache und schiefe Stellung drücken, die ihn auch seines ursprünglichen Grundes, der

Volksbeliebtheit größtentheils beraubte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Prälat hielt er beim Schoppen Wein den traulichen Mitgästen seine launigen Vorträge.

Der Monat August führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommissair angestellt war, mich zu besuchen kam. Er hatte sich ganz vereinsamt, suchte keine Verbindungen, that für sein äußeres Fortschreiten nichts, hingegen erhielt er seinen Geist frei und frisch, ließ keine trübe Phantasterei, kein schales Philisterthum bei sich ein, und in Ermangelung neuerer Litteratur, die er zu träge war heranzuziehen, las er die griechischen Autoren wieder, von denen er sich auch während des Kriegslebens nicht getrennt hatte. Er lebte mit mir und Rahel ordentlich auf, bewegte sich in der großen Gesellschaft ganz behaglich, und die Klarheit seiner Urtheile, die Ungeirrtheit seines Blickes, brachen oft überraschend hervor. Rahel hatte in derselben Zeit auch die Freude ihren ältesten Bruder in Baden zu sehen, der mit seiner Frau und jüngeren Tochter von Ems kam, die ältere wieder abzuholen, welche diese Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Fest, die lieben Angehörigen in die ihrer schon freundlich harrende Gesellschaft einzuführen, sie mit den Herrlichkeiten des Ortes und der Umgegend bekannt zu machen. Neue Fahrten wurden gemacht, die Nichten auf Bälle geführt, Straßburg blieb nicht unbesucht, und selbst ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede; doch fand sich zuletzt, daß des Guten in der Nähe schon zu viel sei, um alles in so kurzer Frist genießen zu können. Ich nahm nur noch ausnahmsweise an dieser

Bewegung Theil, weil ich meistentheils in Karlsruhe sein mußte.

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte den Minister von Hacke endlich doch entlassen, und an dessen Stelle den Oberkammerjunker und bisherigen Gesandten am Bundestage, Freiherrn von Berstett ernannt. Die Entfernung des erstern war ohne Frage den badischen Angelegenheiten nöthig, er hatte es nach allen Seiten hin mit den Leuten verdorben, und kein Geschäft wollte mehr unter seiner Führung gedeihen. Aber die Anstellung Berstett's erregte bedenkliche Zweifel, wiefern in so schwieriger Zeit so geringe Aushülfe genügen könnte. Man zeigte auf den verdienten Minister von Marschall, der allerdings an Kenntnissen und Erfahrungen wie an strengem, unselbstsüchtigen Eifer jenem Neuling weit überlegen war. Allein der Großherzog liebte den etwas herben Geschäftsmann nicht, und der geschmeidige Hofmann erhielt den Vorzug. Uebrigens kam es auf die Besetzung dieser Stelle so sehr nicht an, denn die höchste Leitung der badischen Geschäfte ging in dieser Zeit in die Hände zweier tüchtigen Männer über, des um Baden hochverdienten Ministers von Reizenstein, der damals pensionirt war, und Tettenborn's, der noch nicht in des Großherzogs Diensten stand, aber wiederholt aufgefordert wurde, unter den vortheilhaftesten Bedingungen in sie einzutreten. Berstett hatte den klugen Sinn, diesen beiden, wenigstens so lange die Krisis dauerte, blindlings zu folgen. Als ein großer Verlust wurde jedenfalls der bald nachher, am 11. August, erfolgende schnelle Tod des Ministers von Marschall empfunden, und es ging sogar

die betrübende Rede, seine erlittene Zurücksetzung könnte denselben wohl mit verschuldet haben.

Inzwischen hatte mir Tettenborn einen wichtigen Auftrag eröffnet, den ihm der König von Würtemberg bei seiner Abreise hinterlassen hatte, und der nichts Geringeres besagte, als mir im Namen des Königs unter den vortheilhaftesten Bedingungen den Eintritt in würtembergische Dienste anzubieten. Ich war sehr überrascht, und einigermaßen erfreut, allein gleich im ersten Augenblick sagte mir ein inneres Gefühl, ich dürfe darauf nicht eingehen. Tettenborn stellte mir vor, wie eine solche Berufung mir in Würtemberg eine glänzende Stellung sichere, das größte Ansehn, entschiednen Einfluß, daß ich in kurzem dort Minister sein würde, daß auch Würtemberg selbst hier mehr als das kleine Land bedeute, daß es die Schwägerschaft Rußland's und alle großen Entwürfe in sich schließe, die der König hege, dessen Ehrgeiz ihn sporne in Deutschland eine große Rolle zu spielen, und worin auch seine Gemahlin ihn bestärke, deren Geist nach ausgedehnter Wirksamkeit strebe, und sich dabei auf den Kaiserlichen Bruder stütze, der sie liebe, verehre, ihren Rath wünsche und oft befolge. Seine eigengetroffene Wahl, die den ganzen Beifall der Königin hatte, vielleicht von ihr ausging, durfte er nicht so leicht verläugnen, er mußte sie durchsetzen, und ihr Dauer geben. Dies war alles begründet, und die persönlichen Vortheile sah ich sehr gut ein. Der König glaubte in mir den Mann gefunden zu haben, der ihn sowohl in seinen Verfassungskämpfen als in den auswärtigen Verhältnissen, die er vorzugsweise zu bearbeiten und zu benutzen dachte, wirksam unterstützen könnte. Was er von mir erwartete, durfte ich mir ge-

trauen zu leisten, und seine Absichten, so weit ich sie kannte, waren freisinnig und kühn, dem deutschen Gemeinwohl zustrebend und selbst dem wohlverstandenen Besten Preußens nicht entgegen. Tettenborn vertraute mir, daß er selber im Begriff sei den Bitten des Großherzogs nachzugeben und in badische Dienste zu treten, und zeigte mir wie wir uns gegenseitig kräftigen würden, wenn er mir von Karlsruhe, ich ihm von Stuttgart die Hand böte. Lockend genug war die ganze Aussicht, allein jenes erste Gefühl blieb, und ich hatte die Genugthuung, daß Rahel ganz mit mir einstimmte. Sie war von Geburt eine Preußin, ich ein Preuße aus Wahl, aber nicht aus leichtsinniger, die sich nach Laune zufälligen Glücks wieder aufgäbe und veränderte, meine Gedanken und Empfindungen gehörten entschieden Preußen an, ich darf sagen dem Könige, dem Staatskanzler, die ich aufrichtig verehrte, denen ich zur Dankbarkeit verpflichtet war. Auch entging mir nicht, daß eine untergeordnete Stelle in dem großen Staat einem hohen Amt in dem kleinen Staat wohl gleichzustellen, in manchem Betracht weit vorzuziehen sei. Genug, in meinem Innern war ich völlig entschieden und sagte dies auch Tettenborn, der indeß darauf bestand, ich solle eine so bedeutende Sache nicht übereilt abschneiden, sondern mit der ihr gebührenden Rücksicht und Zartheit behandeln. Meine Antwort war daher neben dem ausgesprochenen Dank ein vorläufiges Verweisen auf Hardenberg, dem ich die Sache persönlich vorlegen würde. Da ich ohnehin die Absicht hatte, den Staatskanzler bei seiner bevorstehenden Reise an den Rhein oder nöthigenfalls in Berlin zu sprechen, so ließ sich alles mündlich schnell zur Entscheidung bringen.

Der König von Würtemberg hatte zugleich gewünscht, ich möchte mit ihm in vertraulichen Briefwechsel treten, und hiezu ließ ich mich gern bereit finden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mit größter Freiheit nicht nur sondern auch Bequemlichkeit schreiben dürfte, denn nur so würden meine Briefe den Werth haben können, den der König von ihnen erwarte, den einer völlig aufrichtigen und zwanglosen Mittheilung. Dies genehmigte er bereitwilligst, und ließ mir durch Cotta, der den Briefwechsel vermitteln sollte, um ihn fremden Augen desto sicherer zu entziehen, auch die näheren Angaben über die ausgezeichneten Vortheile zugehen, die mir in Würtemberg bestimmt wären, und unter denen der, daß ich nur mit dem Könige selber zu thun haben sollte, nicht der letzte war.

Mit dem neuen Minister von Berstett war ich schnell in bestem Verhältniß, er kam mir aufs freundlichste entgegen und meinte, er würde alles aufbieten um mir meine Stellung in Karlsruhe angenehm zu machen. Da der Großherzog und die Großherzogin mir wohlwollten, und Tettenborn mein Freund war, auf den sich Berstett am meisten zu stützen hatte, so konnt' ich seine Versicherungen für aufrichtig halten; auch war sein Bemühen, Baden aus den schwebenden Verlegenheiten und Gefahren zu retten, gewiß ernst und eifrig. Im Uebrigen hatte er wenig Eigenschaften, die ihn für sein nunmehriges Amt empfehlen konnten. Er war aus der Ortenau gebürtig, wo er eine kleine Besitzung gehabt, wie auch eine solche im Elsaß, denn trotz der langen Trennung des jenseitigen Rheinlandes von dem diesseitigen waren für Besitz und Verkehr beide noch in vielfachem Zusammenhang. Als

Kadet hatte er im österreichischen Kürassierregiment Mack Dienste genommen, war später Hauptmann im Generalstabe geworden, nach dem Feldzug von 1800 unzufrieden heimgekehrt, und als Kammerherr der Großherzogin in den badischen Hofdienst getreten, aus dem er den Uebergang in die Diplomatie leicht erlangt hatte. Von seiner Unwissenheit erzählte mir später der Geschichtsgelehrte Wilken einen merkwürdigen Zug. Berstett war bei den Pariser Friedensverhandlungen im Jahre 1815 von Seiten Badens betheiligt, und sollte den Professor Wilken in dessen Bemühungen unterstützen, die aus der alten Heidelberger Bibliothek stammenden deutschen Handschriften, welche die Franzosen aus Rom fortgenommen, für den ursprünglichen Besitzort wiederzuerlangen; Wilken machte dem Herrn von Berstett bemerklich, die Sache würde sehr gefördert werden, wenn derselbe dem Bildhauer Canova, der als päbstlicher Abgeordneter hiebei eine entscheidende Stimme hatte, einen Besuch machte; Berstett aber, dem schon der Professor etwas zu dreist war, bog sich vornehm zurück und rief mit verachtendem Unwillen: „Was! zu dem Bildhauer soll ich gehen? Wo denken Sie hin!“ worauf denn Wilken mit verstellter Demuth erwiederte: „Freilich hat es sein Unangenehmes, denn Ew. Exzellenz könnten in den Fall kommen, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen dort zu finden, und dann stundenlang auf deren Weggehen warten zu müssen.“ Ein Andrer bemerkte, Canova habe denselben Titel, den noch vor kurzem Berstett's Herr geführt, er sei Marchese von Ischia, das heiße Markgraf. — Seinen Mangel an Urtheil gab er auch jetzt wieder zu erkennen; er wollte seinen Vorgänger Hacke so schnell als möglich los sein, und

betrieb eifrigst dessen Abreise nach Wien, wo derselbe badischer Gesandter sein sollte; auf die Bemerkung, es sei doch mehr als zweifelhaft, ob dieser Mann dort für Baden jetzt der rechte sei, erwiederte Berstett mit lächelnder Zuversicht: „O Wien ist für uns ganz unbedeutend, Oesterreich hat auf die deutschen Verhältnisse wenig Einfluß!“ Und der das sprach, kam vom Bundestage, wo Oesterreich den Vorsitz führte, und in Oesterreich waltete Metternich, dem alle Kabinette sich in Ehrfurcht beugten! Berstett hatte sich in Frankfurt am Dufte von Anstett's Küche und Einfluß bis zu solcher Verblendung berauscht; indeß Tettenborn und Reizenstein belehrten ihn bald eines andern. —

Hacke's Ernennung nach Wien fand Anfangs Schwierigkeiten, Metternich gedachte der früheren Unarten. Allein verwandtschaftliche Verhältnisse, — Frau von Hacke war eine geborne von Karpen und Schwester der Fürstin Kinsky —, und gute Worte von Seiten Hacke's dienten zur Vermittlung. Ich sah ihn noch, bevor er abreiste, und sah ihn ohne Groll; gegen den gefallenen Minister hatte ich keinen Krieg mehr zu führen. Er war auch ziemlich gebeugt, und suchte sein früheres Betragen einigermaßen zu entschuldigen; zuletzt erhob er sich denn doch wieder etwas, und warf einige Witzworte gegen seinen Nachfolger und nunmehrigen Vorgesetzten aus, die ich nicht umhin konnte zu belachen, so daß ich dem ungebärdigen Gegner zuletzt noch eine Freude machte.

Ein Besuch der Gräfin von Schlabrendorf, welche auf der Reise von Berlin zu dem Oheim in Paris nicht versäumen wollte Rahel in Karlsruhe zu sehen, traf in dieselbe Zeit; sie war untröstlich Rahel nicht zu finden,

denn sie war nur auf einen Tag eingerichtet, und konnte weder jene abwarten, noch selber ihre Weiterreise über Baden nehmen; ich machte ihr die paar Stunden Aufenthalt so gut ich konnte erträglich, und wurde darin durch den Zufall unterstützt, daß Frau von Quandt, die ich ehmals in Paris gesehen hatte, als Durchreisende mit uns an derselben Wirthstafel speiste, hier die Erzählungen von dem Erscheinen einer Schauspielerin Quandt, die freilich ihre Schwägerin sein wollte, sehr übel nahm und sich öffentlich gegen jede Verwechslung mit derselben eifrigst verwahrte, woraus eine der lustigsten Geschichten entstand, die später auf anderem Schauplatze sich fortsetzte.

Gegen Ende des August kehrte auch Friederich aus Karlsbad mit besten Nachrichten zurück, er brachte für den Großherzog, dem die über seinem Lande schwebende Lebensfrage an der Seele nagte, die tröstlichsten Versicherungen; jedenfalls war die Gefahr in die Ferne gerückt, und die Zwischenzeit konnte trefflich benutzt werden, sie völlig abzuwenden. Die Spannungen, welche sich in der Sommerhitze gehäuft hatten, ließen von allen Seiten nach, und auch die Gesellschaft fing schon an dahin und dorthin auseinanderzugehen. Tettenborn, Frau von Demidoff, Bachelu, und viele Andre, die sich anschlossen, wollten eine Nachkur in Schwalbach versuchen, Rastoptschin war, wie erwähnt, schon nach Paris zurückgekehrt, Rahel's Verwandte traten die Heimreise nach Berlin an. Für mich war es dringend nöthig, den Fürsten von Hardenberg zu sprechen, der mit dem Könige, bei dessen Rückkehr von einem Ausfluge nach Paris, am Rhein zusammentreffen wollte, und Rahel rüstete sich zu einer Reise

nach Brüssel, dort ihre Schwester Rose nach langen Jahren der Trennung wiederzusehen.

Ich hoffte den Fürsten in Frankfurt am Main zu sehen, und während ich dort seiner Ankunft harrte, traf Wilhelm von Humboldt ein, der sich nach London als Gesandter begab; denn solchen gefährlichen Gegner, besonders nach der im Staatsrathe versuchten Bewegung, wollte der Fürst nicht in seiner Nähe haben, und hatte ihm daher jene Bestimmung ertheilt, die nicht füglich abzulehnen war. Humboldt verhehlte seine Mißstimmung, und schien gern nach England zu gehen, doch ließ er durchblicken, daß er nicht allzu lange dort bleiben werde; auch er gedachte übrigens den Staatskanzler noch in Frankfurt abzuwarten. Allein plötzlich kam die Nachricht, der Fürst sei erkrankt, und habe, statt nach dem Rhein, den Weg nach Pyrmont eingeschlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen hatte er den Geheimen Rath Rother nach Frankfurt gesandt, und von diesem erfuhr ich, daß wohl fünf bis sechs Wochen vergehen würden, bevor die Geschäfte wieder in Zug kämen. Nun fiel jedes Hinderniß fort, und ich konnte einen schon früher empfangenen Urlaub getrost benutzen, um Rahel nach Brüssel zu begleiten. In Mainz traf ich mit ihr wieder zusammen, wir traten die herrliche Fahrt längs des Rheinufers hinab in schönstem Wetter und günstigster Stimmung an. Rahel sah diese Gegenden, deren eigenthümlicher Zauber so schwer zu schildern ist, in dieser Ausdehnung zum erstenmale, und war entzückt, doch mehr wegen der frischen, reinen Luft, die wir athmeten, als wegen der Ansichten, und ich selber mußte bekennen, daß die noch in nahem Andenken stehende Schwarzwaldreise den Eindruck

der Rheinreise etwas schwächte. Nur Eines nöthigte uns immerfort zu wiederholtem und gesteigertem Lobpreis, der mächtige, in seinen raschen Wirbeln stolz hinfluthende Strom selber, dessen Wasser durch seine Reinheit noch dem Gebirge und durch seine Farbe schon dem Meere anzugehören scheint, und dabei sich als ein selbstständiges Wesen ganz eigner Art bezeigt.

In Koblenz benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um Görres zu besuchen. Ich sah ihn zum erstenmal, und nachher nie wieder. Was ich von ihm sage, kann daher nur als das Ergebniß eines solchen einmaligen Anblicks gelten. Er war ohne Befangenheit und Anmaßung, einfach und fest in seinem Wesen, aufrichtig und entschieden in seinem Reden. Natürlich sprachen wir von den Rheinländern, von deren Schicksalen und Erwartungen, und Görres erklärte sich besonders mit den Säumnissen unzufrieden, die überall stattfänden, und die bei einmal festgestellten Grundsätzen, wie man diese Länder behandeln, was man ihnen gewähren und versagen wolle, von selbst wegfallen müßten; das Unbestimmte, versicherte er, sei nicht nur für sich eine Qual, sondern säe auch Mißtrauen und Argwohn aus. Er beklagte sehr, daß ihnen Gneisenau nicht gelassen worden, der sei der Mann gewesen, die neuen Preußen mit den alten zu verbinden. Ueber die Furcht vor Umwälzungen lachte er, und meinte, er sähe niemand an solche denken, noch weniger daran arbeiten, mit Ausnahme der Staatsbeamten selber, denn diese freilich arbeiteten zu Umwälzungen hin, daß ihnen der Schweiß von der Stirne ränne! Von dem Fürsten von Hardenberg hoffte er noch das Beste, und wenn er nur erst käme, wollten sie ihm schon unter die Arme greifen.

Die religiösen, oder vielmehr kirchlichen Sachen nahm er in keinen Betracht, sie schienen ihm vollkommen gleichgültig, und nicht einmal politisch als Hebel brauchbar. Nach und nach wurde er feuriger und bittrer, und ich muß sagen, daß er mir jetzt einen ganz neuen Eindruck machte, sein Eifer wurde nun zur Beredsamkeit voll kühner überraschender Bilder, die er mit Leichtigkeit hinwarf und ausführte. Ihm fehlte, so dünkte mich, nur ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Versammlung als Redner aufzutreten. Wenn ich ihm Einwürfe gegen einzelne Behauptungen machte, wenn ich ihm Personen und Verhältnisse, die er aus der Ferne falsch beurtheilte, aus genauer Kenntniß berichtigend schilderte, so nahm er das gelassen und freundlich auf, und ging so ruhig auf die Erörterung ein, als sei der Verstand in ihm die Hauptmacht und nicht die Phantasie. Erregt, wie ich ihn verließ, und durchdrungen von seinen großen Eigenschaften, mußt' ich mir doch leise bekennen, daß ich nebenher ein geheimes Mißfallen spürte, welches sich nicht wegschelten ließ, und ich wußte mir keine andre Rechenschaft davon zu geben, als daß er auch seine litterarischen Urtheile unbarmherzig nach den Gesichtspunkten zuschnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutschland allgemein ist, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet, als man gewöhnlich denkt. Wir schieden freundlich genug, aber es knüpfte sich kein Faden einer Verbindung an, so natürlich dieses zwischen uns doch gewesen wäre.

Unvermuthet empfing ich in Koblenz noch den Besuch des Staatsministers von Altenstein, der in seiner amtlichen Bereisung der Rheinlande hier eben eingetroffen war. Er war von glänzenden Hoffnungen erfüllt, und versprach sich von dem neuen Ministerium des Kultus, welches ihm bestimmt war, die fruchtbarste, freudigste Wirksamkeit; die fruchtbarste ist ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen sind, und die kein Widersacher ausrotten wird; aber die freudigste wurde seine Wirksamkeit nicht, im Gegentheil fielen gleich im Beginn die unglücklichsten Ereignisse und Mißhelligkeiten auf seine Bahn, und schwerkämpfend wand er sich auf ihr bis zum Ende hin; wer ihn hier, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochnen, doch unbesiegten Greis gesehen, dem muß jenes heitre Bild des zuversichtlich und fast schwärmerisch Hoffenden als ein schneidender Abstand erscheinen, der wohl vom Jüngling zum Manne nicht selten, aber innerhalb eines schon reifen Alters und einer Ministerlaufbahn ungewöhnlich ist. Er warb eben damals in Koblenz einen seiner treusten und unermüdetsten Gehülfen an, den Geheimen Rath Johannes Schulze, der ihm bald nach Berlin zu der einflußreichen Stellung folgte, in welcher auch ihm sein Theil an dem Loose fiel, das über die ganze Wirksamkeit verhängt war. Ich wußte, daß dieser — mein Universitätsgenosse — in Koblenz sein müsse, konnte ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht erfragen. Abends besuchte ich mit Rahel das Theater, man wies uns in eine Loge, wo schon eine Dame saß. Ich sagte zu Rahel, wahrscheinlich sei ich hier mit meinem Freunde zusammen, aber unmöglich könne

ich ihn herausfinden, und morgen müßten wir abreisen, es sei doch abscheulich! Die Dame hatte den Namen gehört, und blickte auf; es war die Gattin des Freundes, der allerdings im Theater war, den ich nun leicht auffand, und mit dem ich die vergnügteste Stunde verlebte, durch einen glücklichen Zufall, den man sich für entscheidende Lebensereignisse so günstig wünschen möchte!

Die Weiterreise führte über Bonn, Köln und Aachen. Ueberall, auch bei nur kurzem Verweilen, ergaben sich aus dem Anblick der Gegenstände und aus dem Verkehr der Menschen die fruchtbarsten Betrachtungen über das Verhältniß dieser Länder zu Preußen. Ueberall befestigte sich mir die Ueberzeugung, daß am Rhein ein neues, gedeihliches Leben beginne, und der preußische Namen hier einst Dank und Segen ärnten müsse, wozu der Samen unabläßig und reichlich, wiewohl still und ruhig, ausgestreut wurde. Zur völligen Klarheit erhob sich mir die Wahrnehmung, daß die grade hier so laute und heftige Opposition weniger aus dem Boden erwachse, als vielmehr hieher verpflanzt sei, eine recht eigentlich preußische, die hier bequemer sich nieder- und auslassen mochte, als in der Mitte der alten Provinzen, eine Opposition, die nicht dem Staate selbst, sondern hauptsächlich einigen Richtungen in der Verwaltung galt, die ja auch in Berlin ihre entschiedenen Gegner hatte. Freilich erschien im Volke diese Opposition als eine gegen Preußen überhaupt gerichtete, und konnte sich auch auf diese Weise aus allen örtlichen Unzufriedenheiten und Befürchtungen verstärken, an welchen es bei noch neuem Staatsverbande nie fehlt, und in der Folge konnten diese letztern, nachdem sie mehr und mehr erweckt und großgezogen worden,

sogar einen Augenblick als vorherrschender Bestandtheil wirken. Der Verlauf der Zeit hebt aber diese Mißstellung wieder auf, und hat es schon großentheils gethan, wie die allgemeine Stimmung, sobald von Westen her Wolken sich thürmten, glänzend dargethan hat. Ich legte meine damaligen Reisebemerkungen großentheils in Briefen nieder, aus denen allein sich mir das Einzelne des frischen Eindrucks wieder vergegenwärtigen könnte, worauf ich nun verzichten muß, da jene Briefe, wenn auch vielleicht noch verwahrt, doch mir nicht erreichbar sind. Nur soviel möge hier gesagt sein, daß der Anblick der rheinischen Landwehr ein herzerfreuender war, und daß die theils schon wirksamen, theils im Entstehen begriffenen Anstalten des Unterrichts und der Bildung in den grade hierin unter der französischen Herrschaft schändlich vernachlässigten Ländern ein segenvolles Gedeihen vorhersehen ließen.

Ganz anders waren in diesem Betreff die Eindrücke in Belgien. Die Vernachlässigung unter der Franzosenherrschaft war dieselbe gewesen, aber die Abhülfe schien bei weitem schwieriger, die Gemüther schienen dem neuen Zug der Dinge weit weniger aufgeschlossen. Holland hatte das Uebergewicht der geistigen Kraft und Haltung, und mußte dasselbe geltend machen; allein man setzte die schonende Klugheit zu sehr bei Seite, und vergriff sich in den Mitteln, zuletzt kam die große Spannung des Sprachunterschiedes hinzu, und bei der durch die Julirevolution möglich gewordenen Anlehnung an Frankreich konnte Belgien seine Absonderung durchsetzen, die unter allen Gesichtspunkten ein beklagenswerthes Ereigniß bleibt. Ueber die Verhältnisse jenes damals noch bestehenden Zusammenhangs, der aber schon manche schwache und

doch zu gespannte Fäden zeigte, entwarf ich eine Denkschrift, welche in der späteren Krisis zum Druck befördert und in Holland mit Beifall gelesen wurde, wiewohl sie nun nichts mehr war als ein verhallender Ruf einstiger Miteinsicht.

In Brüssel waren wir bei Rahel's Verwandten wohl aufgehoben. Der Gatte ihrer Schwester Rose, Karl Asser, einer der ersten Räthe im Justizministerium und Mitarbeiter am neuen Gesetzbuch, war mit den höchsten Staatsbehörden aus dem Haag nach Brüssel gezogen, da grade an dieser Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu sein, welches zufolge gesetzlicher Anordnung von Jahr zu Jahr zwischen beiden Städten wechselte. Die Beamten fanden diesen Wechsel unbequem, allein für sie glichen die Nachtheile sich leichter aus, als für die Geschäfte selbst; wie er aber zu vermeiden gewesen wäre in den damaligen Umständen, ließe sich wohl schwerlich angeben. Mein Schwager hatte sich anfangs etwas vor mir gefürchtet; der Holländer dachte sich den Preußen zwar nicht mehr mit Zopf und Stock wie ehmals, aber dafür mit langen Haaren, deutschthümelnden Redensarten und ebensolchen Meinungen. Ueber einen Theil seiner Voraussetzungen durch den Anblick gleich enttäuscht, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erste Gespräch beruhigt, und als ich zufällig nach Herrn Teste gefragt und für ihn Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieser fremde Namen, den ich erst seit kurzem und eigentlich nur obenhin kannte, ein schnelleres Bindungsmittel zwischen uns, als selbst die Bande der nahen Verwandtschaft es im ersten Augenblicke sein konnten. Denn Asser gehörte zu jenen Holländern, die

mit Ueberzeugung dem Königthum, aber auch mit Eifer den Freiheitsideen anhängen, und den um dieser willen Geächteten gern eine Zuflucht öffnen; er war früher schon dem Könige Ludwig von Holland aufrichtig ergeben, nun aber mit vollerem Herzen dem Hause Oranien zugethan, an welchem die französische Freisinnigkeit eine gute Stütze fand und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich Teste hatte in diesem Betreff einige nicht unwillkommene Beziehungen angeknüpft.

Durch Asser machte ich sogleich die Bekanntschaft des Justizministers van Maanen und bald auch die des gewesenen Handelsministers Falck; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Mensch durch seine würdigheitre Offenheit, sein allgemeines Wohlwollen und seine edle Geistesbildung, als Staatsmann durch seinen ruhigen Scharfblick und sein maßvolles gesundes Urtheil. Als Freund des niederländischen Gesandten in Rom, Ritters von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, andrerseits war Rahel's Jugendfreund, der preußische Minister-Resident Scholz in Frankfurt, auch der seinige. In der oben erwähnten Denkschrift nannte ich den einzigen Namen Falck als schlagendes Zeichen und Beispiel der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten sei; und ich nannte ihn um so mehr, als er damals ohne thätige Anstellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie sehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den schwierigsten Umständen sein Bestes zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unsern Gesandten, Fürsten von Hatzfeld, vorgestellt. Gegen diesen letztern bestand in Preußen bei den achtbarsten

Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beyme, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr, und Andre dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu untersuchen, wie weit er die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient habe, ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktischer Herzensgüte, der jeder Stunde ihre Freude gönnte, und nach Möglichkeit verschaffte; daß er der Geschäfte kundig war, und sie mit Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten wir uns keinen bessern Vertreter unsers Landes und keinen günstigern persönlichen Antheil wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Laeken und auch in Brüssel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Karakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen worden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören.

Der König wollte sich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters gesehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verständige Traulichkeit seines Benehmens und seiner Aeußerungen hatte mit der Herrschaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, sondern auch in Belgien, war ihm persönlich in höchstem Grade zugethan; die spätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können, und in der That läßt die Veränderung sich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwischen ihn und sein Volk nach und nach sich einschoben. Der Vorstellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürsten von Hatzfeld. Von Humboldt empfing ich bei dieser Gelegenheit eine starke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte schon genug Höfe besucht, und Kaiser und Könige nahe genug gesehen, um mir grade nicht selbst als ein Neuling in solchem Kreise vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Ansprüche der großen Welt, wären sie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beschaffenheit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beschädigten bedeckt sein müßte; allein trotz allem diesem hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszusetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beeifert sein werde, bei solcher Gelegenheit, wie in äußerer Erscheinung, so auch in geistiger Bereitschaft, wenigstens sein Bestes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo dergleichen vorgehen sollte, schon immer nicht

ohne einige Spannung, so war diese jetzt auf das höchste gesteigert, aber zugleich von mir abgezogen, und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun sich benehmen, was er sagen, erwiedern, andeuten würde, er, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, das beschäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich strengte im voraus mein Gedächtniß an, um von den kostbaren Worten keines zu vergessen. Doch stand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erschien, sprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, soldatisch, freimüthig, anregend und auffordernd sogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs stumm, allein was er sagte, hielt sich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, nur das Nothdürftigste sprach er in den geringsten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden, wie sie Europa jahraus jahrein hin und her reisen sieht. So blieb es bis zum Schlusse der Audienz, und erstaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der so gar nicht als solcher hatte erscheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeister des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus seinem Beispiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Kosten schon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen; die hingegen jener schlaue

brasilianische Gesandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde sagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!"

Eine der werthvollsten Bekanntschaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusministerium mit den katholischen Kirchensachen beschäftigt war. Er hatte in Jena studirt, dort Hegel gekannt und unter dessen frühsten Schülern sich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutsche Philosophie, nahm er auch an der deutschen Poesie und allgemeinen Litteratur den regsten Antheil, und bemühte sich unablässig, seinen holländischen Landsleuten diese frischen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Faust gehalten, und große Stücke dieser Dichtung sehr glücklich ins Holländische übersetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit seinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitschrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutsche den Holländern angenähert wurde. Doch hier galt es einen beschwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einst so groß in Wissenschaften und Gelehrsamkeit, besonders in Philologie und Naturforschung, hatten in den letzten Zeiten, indem sie stolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß sie zu lange stehen geblieben, und andre Nationen ihnen weit vorausgeeilt, besonders wollten sie dies von den Deutschen nicht gelten lassen, gegen welche sie aus früherer Zeit eine schon damals unbillige Verachtung in unsre Tage herübergebracht, wo diese Unbilligkeit längst als Lächerlichkeit und Schaden auf sie selbst zurückgefallen ist. Sie wollten sich daher nicht überreden lassen, weder daß sie selbst einer geistigen Erfrischung

bedürften, noch daß diese aus Deutschland kommen müsse, und am wenigsten von der Philosophie und Poesie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforschung sich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einsichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitschrift noch fortdauert; doch haben sie einen festen Ansatz gebildet, von welchem künftige Fortschritte ausgehen können.

Wenn ich diese alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffrischend, theils Bildern der Geschichte nachsinnend, so erschien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das sie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, besonders die heilige Gudula mit den einzigschönen Glasmahlereien, das wohlbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der österreichischen Herrschaft zuletzt geblüht hatte; doch die entsprechende Lebenserfüllung suchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, so lag dies im untersten Volke versteckt, und dieses selber schien in seinen mächtigen Beimischungen aufgelöst. Die Regierung mit ihren Beamten war holländisch, die gangbare Sprache französisch, und französisch auch das Theater, die Kaffeehäuser, die Zeitungen, zwischen diesen Einflüssen drängte sich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und Sitte in allen Klassen spüren ließ; an schönen Tagen war der Park von ihnen überschwemmt, und man fand sich von Engländern umgeben, als wäre man in einer englischen Stadt; übrigens machten sie einen

nur um so vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Bestimmtheit und Freisinn für sich und Andre, in der großen Anzahl nur um so sichtbarer hervortraten, und dies besonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere physisch und moralisch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war Belgisches zu sehen, und ich selbst lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entschuldigen, wenn sie glaubten, diese sich vernachlässigende und hinschwindende Volksthümlichkeit vollends wegstreifen zu dürfen. Doch muß sie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da sie vierzehn Jahre nachher mit solcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich schwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln besprochen und beabsichtigt, die mir äußerst mißfielen und bedenklich schienen, von meinem Schwager aber, da sie von seiner Behörde ausgehen sollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er selber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen seinen redlichsten Eifer und seine besten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht versäumen, in Brüssel die Bildergalerie zu besuchen, so wie auch einige Privatsammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundische Bibliothek an, eine reiche Sammlung der kostbarsten Handschriften, zum Theil mit den zierlichsten Bildern geschmückt. Während meiner Anwesenheit geschah auch eine Entdeckung, die den lebhaftesten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet

wurde, fanden sich mehrere Kisten voll Schriften, und bei genauer Untersuchung ergab sich, daß sie zum Theil den Briefwechsel zwischen Philipp dem Zweiten und dem Herzog von Alba enthielten, besonders aber die wichtigsten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich Hoffnung zu einer Herausgabe dieser wichtigen, der Geschichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geschehen sei, noch überhaupt, wiefern die erste Angabe über den Fund sich bestätigt und dieser sich weiter ausgewiesen habe.

Wir verließen Brüssel, und reisten denselben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der sich in Pyrmont wieder sehr erholt hatte, von dort nicht sofort an den Rhein kommen, sondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entschied meine Reise dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewisse, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei so vorgerückter Jahreszeit diese Reise nicht mitmachen, sondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin seit zwei Jahren nicht gesehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte seine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlstand machte sich geltend, alte und neue Ansprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten strebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß setzten sich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Fassung, die höhere Gesellschaft gruppirte sich um

ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenstände, welche sich ihnen darboten, das Massenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende sich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl in einer großen Stadt zu sein, gegen welche Frankfurt und selbst Brüssel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kiesewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Rust, Beyme, Altenstein, Schuckmann, Bülow der Finanzminister, von den Gesandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich August Wolf, Achim von Arnim, ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harscher, — diese Namen, denen noch hundert andre beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreise, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieser Namen hatte man schon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, sondern gradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte stutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir selbst weniger sicher gewesen, als ich wirklich war. Ich besuchte gleich zu allererst den Geheimen Rath von Jordan, der in Hardenberg's Abwesenheit den auswärtigen Geschäften vorstand, er bewillkommte mich freundlich, fügte aber sogleich, zwar mit Laune, doch mit auffallender Bedeutung hinzu: „Sie kommen wie gerufen, ich lese eben von Ihnen!" Von mir? Ich hatte nichts

drucken lassen, von dem diese Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher sie zu verstehen gewesen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da lesen Sie selbst!“ sagte Jordan, und gab mir einen beschriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erstaunen in mir wohlbekannter Handschrift einen umständlichen Bericht, den Küpfer über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältnisse und Personen, besonders Wilhelms von Humboldt, erstattet hatte, auch Jordan selber war in nicht angenehmer Weise darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, rief er lebhaft aus, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine solche Berichte will, daß ich sie ungelesen ins Feuer werfe, aber die zudringliche Dienstfertigkeit läßt sich nicht abweisen, immer aufs neue kommen solche Zettel.“ Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder gradezu Falsches, aber alles war schief aufgefaßt und in falsches Licht gestellt, so daß der Gesammteindruck durchaus irrführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andre wichtige Folgen haben und großen Schaden stiften können, wäre sie an einen minder klugen und überschauenden Mann gerathen; doch da sie bei ihm nicht hatte fassen können, ließ auch ich sie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beste Strafe für den Berichterstatter sein werde, der nun selber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weiter tappte, die er für Andre zu graben meinte.

Da ich diesen traurigen Gegenstand, die in neueren

Zeiten so vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, so möge mir erlaubt sein hier vorgreifend ein andres Geschichtchen anzuschließen, das mich auf demselben Felde anderthalb Jahre später, mit viel schlimmerer Anlage, doch glücklicherweise ganz unschädlich, heimgesucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war gestorben, und manche Verhältnisse, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So sprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von seiner Verwaltung der hohen Polizei, wie schwierig sie gewesen und wie mißtrauisch der Großherzog; mir jedoch habe derselbe stets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich seinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, sei ihm unvergessen geblieben. Ich wußte von keinem solchen Auftritt. „Bei dem hannöverschen Gesandten; zwei andre Gesandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und solchem Erfolg, daß die Andern schweigen mußten." Ich konnte versichern, dergleichen sei nie vorgekommen. „Ach das ist ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, sein Sie nicht zu sehr diplomatisch und gestehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umständlichkeit ganz genau weiß, denn warum sollte ich es jetzt nicht gestehen? einer der Bedienten des Hauses war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergesagt, so daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erstatten konnte." Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geschichte rein erlogen sei, und aus solchem Vorfalle her weder ich die günstige Meinung des

Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünstige, so wollte das gewesene Polizeihaupt fast unsinnig werden, daß ihm selbst, und mittelbar dem Großherzoge so mitgespielt worden sei. Mich aber schauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menschen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Gesinnung auch der harmlosesten und edelsten Personen durch solche Späherei ausgesetzt werde, gegen welche, da sie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich ist.

In Berlin war dergleichen Unwesen glücklicherweise nicht in Gunst, noch konnte damit viel auszurichten sein, da die Freiheit der Rede dort im höchsten Grade herrschte, und die kühnsten Meinungen, die dreistesten Urtheile und Absichten laut und öffentlich ausgesprochen wurden, so daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umsonst vergeudet zu sehen, was sie theuer hätte verkaufen mögen. Diese Freimüthigkeit, um den gelindesten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klassen und Stände, sie stammte schon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbstück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte sie unendlich gesteigert, und die Zeitumstände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der so lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigsten Stürme der Volksleidenschaft gesehen hatte, war fortwährend erstaunt über diese Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andre Meinung alsbald ein entschiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegnerischen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorsicht zu nöthigen. Aber hier lief alles

nebeneinander her, oder durchkreuzte sich, in beinahe friedlicher Nachbarschaft, die entgegengesetztesten Denkweisen und Urtheile genossen gleicher Freiheit, und wer diese tadelte, bediente sich ihrer unmittelbar selbst. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverständiges sinnloses Tadeln, wobei Ziel und Gegenstand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort schwamm in dieser Tagesfluth dahin. Das Turnwesen durchdrang alle Klassen, die altdeutsche Tracht erschien überall, sie überwältigte beinah die militairische, und die würdigsten Männer gingen gleich den Studenten in langen gescheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politische Partheien in diesem Gewirre zu unterscheiden gewesen sein, als feste gegliederte Gebilde bestanden sie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die sich zusammenstellten und wieder auflösten, weil man wohl öfters über Einen, aber selten über mehrere Gegenstände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andre einstweilen unterzuordnen. Ein aufmerksamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die sich schon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichsten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und andern Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürst von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und schon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längst nicht mehr in seiner Hand, wiewohl die höchste Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er sie auch im Großen

und Kleinen meist ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er sie noch ungeschmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer seiner Gesinnungen und Absichten, aber wenig persönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen voraussetzte, waren ihm schon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneisenau, — denn diese beiden nannte man, — damals abgelöst, so wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeschäften geschieden, denen damit manche trübe Verwickelung und Hemmung erspart worden wäre, und rüstigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was seinen schon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, sich zurückzuziehen, sondern hielt Stand so gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartung übertraf und einige Hauptschläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache grade am meisten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Gestalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meist kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelsten und bravsten. Seine und seiner Jünger Gesinnung war grad und fest, und so ungelenk und starr, als ihre Körper geschmeidig waren. In der Zusammenhaltung aller Kräfte auf Einer beschränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieser eigenthümlichen, durch ganz Deutschland ausgebreiteten Genossenschaft. Ich glaube, er zumeist wußte was er wollte, und hatte sein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumstände es als ein unmögliches erkennen ließen, sein Streben aufgab, zeugt aufs neue von seiner Einsicht.

Sein Karakter und seine Erscheinung wirkten auf das Volk, und seine Beredsamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend seinen Namen französisch ausgesprochen habe, aber von dem gescheidten Thorschreiber gleich wieder deutsch als Hans A. eingetragen worden, trafen den Volkssinn unwiderstehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen, und ihm schien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht versagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Grafen von Kalkreuth persönlich anzutasten, und dieser seine Rache auf ein Wortspiel über Jahn's Namen beschränken müssen. Nach diesem Erfolge schonte er niemand mehr, und hohe Generale und Minister waren die Zielscheibe seines bittern Spottes, seiner scharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, diese Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendste hervorgekehrt zu sehen. Alle andere Festlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeisterndes, das die Menge lebhaft ansprach und fortriß. Noch spät am Abend besuchte ich mit Oelsner, nachdem wir schon mit Stägemann einem großen Gastmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfest, wo die von der heißen, kriegerisch gestimmten Jugend und vielen Tausenden beeiferter Zuschauer umkreisten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten.

Oelsner enthielt sich nicht, mir im Stillen die Gefahr solcher Volksversammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, diese Massen zu unwiderstehlichen Ausschweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorschlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und so im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur diese aufs Spiel setzen. Seine Besorgnisse waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er sich selber bald, daß ein solch toller Kopf eben bei uns nicht vorauszusetzen sei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu solchen Auftritten gehöre, und daß schließlich keine Franzosen, sondern Deutsche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde stutzig machten. Am folgenden Tage sah man mißmuthige, befangene Gesichter, man hörte schlimmen Tadel über die Dreistigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre strafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin gesündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anschuldigungen schienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Diensteifer wollte sich bei diesem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geschrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burschenschaft der Universität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutschen Universitäten waren eingeladen sich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Fest zu hindern oder seinen Besuch zu erschweren. Die ganze Sache schien so unschul-

dig, daß der Staatsminister von Beyme nicht übel Lust hatte, eigends hinzureisen, um der Zusammenkunft beizuwohnen, und sich am fröhlichen Thun so zahlreicher und auserlesener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, diesem Gelüste zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erschollen schlimme Dinge von dort, die Studenten hatten sich ein politisches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Gesetze verbrannt, und noch einige Gegenstände, durch welche gegen die verbündeten Mächte höhnisch gefrevelt sein sollte. Der erste Eindruck von diesen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abseiten der Behörden und der höheren Kreise bestürzte im ersten Augenblicke selbst die entschiedensten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenseite gewann sichtlich die Oberhand, man sprach von gefänglicher Einziehung und strenger Bestrafung der Frevlerrotte, von Zerstörung ihres Zusammenhangs, von Schließung aller Turnanstalten. Indessen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht so schwer finden, und während die Behörden untersuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten sich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte sich seit jenen Ereignissen die Stimmung von Berlin sichtbarer in zwei feindliche Lager, und es war schwieriger als vorher, zwischen den Partheien antheillos durchzugehen, man sollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anschein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir sein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er

für die Dauer der Genesung nicht einstehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürst fand mit vielen harrenden Geschäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach seiner gewohnten Weise gleich seinen Standpunkt über ihnen, behandelte sie mit Maß und Leichtigkeit, suchte zu vermitteln und zu beschwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewissen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge, die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräftiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und schärfer; es blieb dieser Zwiespalt offen, und noch viel Einspruch und Störung sollte von daher künftig hervorbrechen. Fürerst aber traten diese Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andre wichtige Geschäfte kamen zur Sprache. Diplomatische Angelegenheiten machten viel zu schaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältnisse des deutschen Bundes, die rückständigen Gebietsausgleichungen, aus denen die baierisch-badische Streitsache sich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burschenschaft und des Turnwesens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gastmahle, wobei durch persönlichen Verkehr oft auch die Geschäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die ansehnlichste Gesellschaft an seiner Tafel beisammen. Ich sah und sprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher so oft in absonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einst so gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er sich benahm und äußerte, sehr merkwürdig war, denn er trug sein hartes Schicksal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten,

den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbstgefühl. Mit den mir so werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenstein, hielt ich mich auch hier gern und eng zusammen.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf seinem Landsitze Steglitz, wo seine Freunde stets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem sich das Zutrauen nur stärker anschloß. Er hatte die schöne Eigenschaft solcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der seine war, daß seine Gegenwart stets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, sich zusammenzunehmen, und selbst in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, stets innerhalb einer festen Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im besten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von den freiesten und kühnsten Ideen, durch die er oft genial überraschte, zu den Schranken des allernächsten Gegebenen zurück, und ließ das Preußische, ja das Märkische und Berlinische dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfassungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältnisse der Kirche, hatte er eigne Ansichten, die man höchst freisinnig nennen mußte, wiewohl sie von dem, was in der Tagesmeinung als freisinnig galt, meist abwichen und bisweilen das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konstitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als heraussagte, wären manchem noch bedenklicher gewesen, als alle Konstitution. Mir schienen immer er und Stägemann am meisten aus dem ächten

Kerne des Preußenthums zu sein, und auf diesen Kern in dem Staatswesen zurückzukehren, wie das in solchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn selbst Hardenberg trug noch Hannöversches, Stein Reichsritterschaftliches an sich, Humboldt und Altenstein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austausch von Ansichten und Erzählungen stattfand, indem Oelsner aus seiner Anschauung des französischen Lebens immerfort die lehrreichsten und erregendsten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unsern Augen sich begab.

Mit besonderer Geschicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte sich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, dessen Umgang jederzeit einen köstlichsten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Universität, an der denn Schleiermacher etwa den Pfeffer vorstellte. Wolf ging, wie alle Menschen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um sie durch seine Geistesblitze zu erhellen, durch seinen Witz zu erheitern. Für seinen Freund Humboldt hatte er ernstlich Parthei genommen, und es schien bisweilen, als sei er ein von diesem zurückgelassener Posten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beschuldigte, demselben in altgriechischer Sprache, als in der sichersten Geheimschrift, die verfänglichsten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er seine Ansichten und Meinungen fast immer in sein Fach einzukleiden, und das Meiste that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende

Frommthun und den Ton vieler neueren Schriften stellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll" gebraucht, es sei jetzt offenbar passender, dafür „Schmierig" zu setzen, denn bei Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironische Schrift, die über kirchliche Gegenstände unter einem angeblichen Namen erschienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der protestantischen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. was man ehemals bei widerspenstigen Rekruten versuchte, ihnen nichts als gesalzene Häringe zu essen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel diese Schrift für baaren Ernst genommen und seinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfasser gehalten, ging wörtlich über den Spaß. Wolf schmiedete zur Lust abentheuerliche deutsche Worte, zum Ersatz der fremden, die ausgemerzt werden sollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutschthümler sie in gutem Ernst aufnahmen, und ihm die Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Wesen aller Sprache nachwies, daß keine sich völlig abschließen lasse, noch auf ihren alleinigen Füßen stehe. Auch bei Wolf war Oelsner gut angeschrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andre treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu besuchen hatte ich keinen Anlaß, sah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Universitätslehrer stand er im höchsten Ansehn, aber seit er gegen Schmalz so furchtbar losgefahren, und in politischen

Dingen so entschieden gesprochen, wurde er von vielen Seiten mit sichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus seiner Geschäftsthätigkeit bei der Ministerialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete sich dafür eine neue Wirksamkeit. Der König hatte verfügt, daß die protestantische Geistlichkeit in Synoden zusammentreten sollte, und in Berlin war fast einstimmig Schleiermacher zum Vorstand erwählt worden. Dies war ein politisches und in seiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Gesammtheit wählten sie ihn dennoch. Sein erster Vortrag, der bald im Druck erschien, war meisterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenstand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktischem Geiste. Auch ist nicht zu sagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben und hätte freie Hand behalten. Doch grade dies feste Vorschreiten erschreckte die Behörde, und die eben erst angeordnete Bewegung wurde sogleich wieder gehemmt, die beabsichtigte Synodalverfassung völlig abgestellt. Dagegen gedieh ein andres Werk, welches Schleiermacher zuerst angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten zu Einer evangelischen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchster Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl sein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von diesem Werke wenig persönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum seiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorhersehen. Doch gab es schon Eiferer, von denen die meisten ohne seine erweckenden Reden vielleicht nie an

Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht verzeihen wollten, daß er in seiner Kritik so weit gegangen war, ein Buch des Neuen Testaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erste Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben schon genug der Schauspiele darbot, noch des eigentlichen Theaters gedacht, dessen Kunstwesen ich schon lange auf niedriger Stufe wußte, und das seit dem Tode der Schauspielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erschien unerwartet die große Künstlerin Sophie Schröder, und gab drei Gastrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine versäumen wollte. Da über ihr Auftreten in Berlin ein Brief gedruckt ist, den Rahel an sie schrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leistungen zu den auf dieser Bühne gewöhnlichen, klar ausgesprochen ist, so bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es sei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegnissen gelebt, so will ich auch aus der Reihe entgegengesetzter beispielsweise zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu mir, und grüßte das Handwerk, das litterarische, versteht sich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Prosa und Verse, hatte noch nichts, und ich sollte beiderlei liefern! Ich stellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier sei, in Geschäften und Obliegenheiten ganz andrer Richtung, daß ich ältere Papiere, falls diese etwas Taugliches enthielten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles

möge richtig sein, aber ich könne und solle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Ueberlästigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und schmeichelte, er zürnte. Und er war kein Freibeuter, er wollte kein Geld, er war ein Litteratus, und wollte nur Manuskript! Auch hatte er in der That schöne Kenntnisse, war mit den Formen der südlichen Poesie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantischen. Wie so er grade auf mich gefallen und versessen war, blieb mir ein Räthsel. Zuletzt, als ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein altes Sonett, verstümmelte die Zeilen, schob falsche Reime ein, und gab ihm das unter der Bedingung, mich nie als den Verfasser zu nennen. Er stutzte, zog die Augenbrauen zusammen, sah mich an, fragte, ob ich das für ein richtiges Sonett halte? Auf meine Versicherung, ja, und für ein sehr schönes, trat er zurück, sagte, er sehe wohl, daß ich der Mann nicht sei, für den er mich gehalten, empfahl sich, und ich sah ihn nie wieder. Das andre Begegniß war fast noch schlimmer. Mit mir in demselben Gasthofe zur Stadt Rom ganz oben und hinten wohnte eine Dichterin, Susanne von Bandemer geborne von Franklin, von der Königin Luise einst als Minnesängerin mit goldner Kette beschenkt. Doch diese Zeiten lagen weit rückwärts! Sie ließ mich rufen, und beklagte leidenschaftlich, schon einige Tage verloren zu haben, und nur erst seit heute zu wissen, daß ich mit ihr unter Einem Dache wohne, aber wir wollten die verlorne Zeit einbringen, sie sei krank und deßhalb jeden Abend zu Hause, ich solle bei ihr Thee trinken und ihre Gedichte hören.

Sie war über sechzig Jahr, häßlich, äußerst redselig, in ihren Gesprächen aber unerschütterlich. Sie hielt mich am Arme fest, und ließ mich nur unter dem Versprechen fort, am Abend wiederzukommen. Ich hatte mir gelobt, wortbrüchig zu sein. Aber der Qual wurde ich nicht ledig, schriftliche Botschaften und mündliche, dringende Anfragen über dies und jenes erfolgten jeden Tag, ich kannte zum Unglück ihre Verwandten und wollte nicht ganz grob sein; genug, ich mußte noch einigemal die schreckliche Unterhaltung bestehen, bis die Abreise mich erlöste. Seitdem hat sich mir beiderlei Mißgeschick wohl oft genug wiederholt, aber sei es daß die Wiederholung die Empfänglichkeit mindert, oder daß die Jahre geduldiger machen, so hart wie in jenen Tagen hat mir die Bedrängniß in der Folge nie geschienen!

Das Fest der Reformation wurde am Schlusse des Oktobers und an den ersten Tagen des Novembers auf vielfache Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk verstand dieses Fest; die religiöse Stimmung des gemeinen Mannes verlangt Vorstellungen des Muthes, der Tapferkeit, hier fand sie solche in dem Helden des Tages, dem gepriesenen Doktor Luther, der aus der alten Zeit wie von selbst an die Seite Blücher's trat, und in Wittenberg eben jetzt auch im ehernen Standbild sichtbar wurde. Lieder, Reden, Lebensabrisse, Denkmünzen, Kupferstiche, Steindrücke erschienen in Menge, das würdigste Denkmal aber neben dem ehernen war die Reformationsgeschichte Marheineke's, welche längst vorbereitet in diesem Zeitpunkt herauskam. Daß auch das Theater die Reformation feierte, kann beweisen, wie

gering noch die Neigung war, Aergerniß zu nehmen; damals besuchten auch die Prediger noch ohne Bedenken das Schauspiel. Aber den Luther Zacharias Werner's auf die Bühne zu führen, den verweichlichten, fast albernen, des schon katholisch gewordenen Dichters, konnte allerdings ein Mißgriff dünken; die Theaterverwaltung beging ihn, die Behörden thaten keinen Einspruch, und auch das Publikum hätte vielleicht geschwiegen; nur die Jugend zeigte hier ein empfindlicheres Gefühl, und hielt ihrerseits schon den Maßstab an, der später der herrschende wurde; kaum war der Schauspieler, der die Rolle Luther's spielte, hervorgetreten, so riefen die Studenten: „Der Reformator von der Bühne!" und da ein großer Theil des Publikums einstimmte, so wurde die angekündigte Scene aus der Weihe der Kraft förmlich ausgepocht. Die neue Anklage, welche hieraus gegen die Jugend hervorging, fand in diesem besondern Fall ihre angesehenen Vertheidiger, und die Sache ging ungeahndet vorüber.

Bald nach diesem großen Feste, das mit Recht ein allgemeines heißen konnte, weil auch Katholiken frohen Herzens an ihm theilnahmen, — wie denn ein protestantisches Fräulein, dem an diesem Tage in die Kirche zu gehen unerläßlich dünkte, an den Thüren der schon überfüllten protestantischen Kirchen abgewiesen, in der Verzweiflung zur katholischen flüchtete und in der fast leeren einen guten Platz fand, und dort eine Rede voll Anerkennung Luther's mit anhörte, — nach diesem öffentlichen Feste bot sich uns ein häusliches, persönliches dar, dem alle wärmste Beeiferung gewidmet war. Stägemann's Geburtstag wurde gefeiert, und dießmal in

außerordentlicher Weise. Seine edle, hoch- und schönsinnige Gattin Elisabeth hatte den Kreis seiner näheren Freunde mit dem seiner zahlreichen Verehrer und Anhänger vermehrt, die liebenswürdige, gleich dem Vater dichterisch begabte Tochter aber mit ihren Jugendgespielen sinnreiche dramatische Spiele einstudirt, die sich durch Erfindung, Munterkeit und Gehalt weit über das Gewöhnliche erhoben. Den bedeutendsten Beitrag lieferte Friedrich Schulz, der selber auch die Hauptrolle, den Bürgermeister von Vierraden, in dem kleinen Stücke vortrefflich spielte; der ächte Gelegenheitsdichter that sich auf das glänzendste dar. Die höchsten Staatsbeamten und die Blüthe der Berliner Gesellschaft waren zugegen, und da mit sinniger Anspielung alle neusten Ereignisse und Verhältnisse des Staats in den mitunter scharfen Scherz gezogen wurden, so lief gleichsam ein Aristophanischer Faden durch das Ganze, und deßhalb auch, und weil späterhin dergleichen wohl nicht mehr gewagt worden wäre, darf dieser Zug in der Vorführung jener Zeiteindrücke nicht fehlen. Der Staatskanzler selbst war nicht ganz verschont, doch der hätte gleich den anwesenden Beyme, Nicolovius, Savigny, Wolf, und Andern, die im Stücke theils genannt, theils angedeutet wurden, Scherz verstanden und hingenommen.

Ernsthafter und umfangreicher war bald nachher ein Fest, das die Gesellschaft für deutsche Sprache Abends im Börsensaale gab. Die namhaftesten Männer der Stadt, unter ihnen Stägemann Nicolovius, Süvern, Wolf, waren als Mitglieder oder als Gäste zugegen. Hier war fast alles in altdeutscher Tracht, und Jahn und seine Turnbrüder hatten das Uebergewicht. Die Lieder, welche

gesungen wurden, die Trinksprüche, die ihnen folgten, der laute und kräftige Jubel, welcher sie begleitete, setzten die Haltung mancher steifen Herren auf harte Proben. Die ganze Versammlung, in der wie gesagt die Turner sich in der Mehrzahl sahen, und daher mit größter Zuversicht ihre Stichwörter auswarfen, eines rauschenden Beifalls im voraus gewiß, — hatte etwas Herausforderndes und Kriegerisches, das den Sinn mächtig ansprach, aber freilich auch erschrecken konnte. Schon waren wilde Aeußerungen genug vorgekommen, allein der besonnene Ordner der Gesellschaft, Dr. Karl Müller, wußte immer wieder das Feuer zu dämpfen, und leitete zuletzt durch eine längere, gediegene und wohlgesprochene Rede die Aufgeregten zur Mäßigung zurück, worauf er sein Amt niederlegte, und das Festmahl für geendigt erklärte. Doch die Gesellschaft wollte darum noch nicht auseinandergehen, im Gegentheil, jetzt der bindenden Ordnung entledigt, nahm der Taumel erst rechten Aufschwung. Die Sitze wurden verlassen, Arm in Arm verschlungen wandelten Gruppen singend auf und ab, in der großen Gesellschaft bildeten sich kleinere, jede hatte ihre Gespräche und Gesundheiten für sich; nirgends aber, das verdient bemerkt zu werden, war eine Spur von Trunkenheit. Da versuchte Jahn nochmals mit gewaltiger Stimme durchzudringen, und brachte das Wohl derer aus, die auf der Wartburg ein so herrliches Beispiel gegeben; die Gläser klangen und heller Jubel, aber gleich darauf erfolgte eine große Stille; man besann sich, bedachte die Umstände, und viele selbst der näheren Freunde Jahn's tadelten seinen Uebermuth, denn sie fühlten, daß aus dem Wartburgfest viel Unheil hervorgehen könne, sahen sich

und ihre Sache nicht wenig bedroht, und glaubten, daß die Umstände eher Klugheit als Trotz anrathen müßten. Jahn selbst wollte das nicht in Abrede stellen, meinte aber, was für die Andern gelte, gelte noch nicht für ihn, und zu allem, was er schon zu verantworten habe, könne er auch das, was er eben gesagt, noch nehmen. Zuletzt, als der Saal schon leerer geworden, rief er die Uebriggebliebenen noch zusammen, und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutschen Sprache, so kräftig, frisch, kurz und rasch, und so zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt, und auch die schüchternen befriedigt waren, denn das ganze Fest empfing dadurch einen so harmlosen als glänzenden Schluß, zu dem sich jederman bekennen durfte.

Ich hatte dem Fürsten von Hardenberg in der ersten Audienz, die ich nicht ohne Schwierigkeit im allgemeinen Zudrang erlangte, meine Berufung nach Würtemberg vorgelegt, und ich konnte bemerken, daß sie einen günstigen Eindruck bei ihm machte, daß es ihm schmeichelte, einen der von ihm zuerst Angestellten so günstig von einem fremden König beurtheilt zu sehen. Er versetzte auch ohne Zögern, das sei recht schön und ehrenvoll, aber ich müsse in Preußen bleiben, und man werde mich für das, was ich dort aufgäbe, hier schon entschädigen. Ich hatte die Unvorsichtigkeit ganz offen zu erklären, daß ich schon völlig entschieden sei, und alles ablehnen wolle. Der Fürst meinte, er müsse doch dem Könige Vortrag über meine Sache halten, ich möchte unterdeß das Weitere mit Jordan besprechen. Dieser glaubte mir zureden zu müssen, die Sache anzunehmen, sie sei doch gar zu vortheilhaft,

denn selbst wenn man mich zum Gesandten in Karlsruhe machte, wäre das doch lange nicht soviel, als mir in Würtemberg angeboten sei. Nachdem ich auch ihm gesagt, ich sei fest entschlossen, in meiner preußischen Bahn zu bleiben, so versicherte er, dann wolle er wenigstens sorgen, daß mein Verhältniß gehörig verbessert werde, ich solle fürerst als Minister-Resident nach Karlsruhe zurückkehren, eine Gehaltserhöhung bekommen, und dann werde auch die Abhängigkeit von Küster aufhören müssen. Ich war dies alles wohlzufrieden. Indeß verzögerte sich die Entscheidung, ich hatte nochmals zu erinnern, daß ich derselben voll Ungeduld harrte, daß ich dem Könige von Würtemberg doch endlich eine bestimmte Antwort geben müßte. Diese kam unter dem 6. November, der Staatskanzler schrieb mir, er habe an demselben Tage dem König über meine Angelegenheit einen Vortrag gemacht, Allerhöchstdieselben wollten mich gern in Ihren Diensten behalten und mir die Vortheile gewähren, welche sich mit den Verhältnissen und mit meiner bisherigen Stellung vereinbaren ließen; einen besondern Gesandten am badischen Hofe finde der König aber jetzt nicht nöthig, eine Gehaltszulage sei für den Augenblick nicht statthaft, solle aber demnächst erfolgen; indeß wurde ich zum Minister-Residenten ernannt. Ich gestehe, daß ich ursprünglich hiemit ganz zufrieden gewesen wäre, hatte ich doch erklärt, auch wenn mir gar nichts Neues gewährt würde, in meiner Stellung verbleiben zu wollen! Aber mich empörte, daß man mir andre Versprechungen gemacht und nun thun wolle, als sei das nicht geschehen. Ich that demnach Einspruch, sowohl bei Jordan, als bei Hardenberg selbst; allein ersterer berief sich darauf, daß er mir gleich

gesagt, ich würde am besten den würtembergischen Antrag annehmen, und er riethe mir noch dazu. Hardenberg, der die Freundlichkeit selbst war, setzte mir in einer großen Unterredung auseinander, wie er selbst gern alles für mich thun möchte, auch gewiß in der Folge thun werde, doch seien ihm selbst die Hände nicht frei, er müsse viele Rücksichten nehmen, es sei nicht mehr die Zeit von 1813, auch nicht einmal die von 1815, der Hof sei hocharistokratisch, der alte Familieneinfluß dränge mächtig heran, fordre mit Ungestüm Anstellungen und Geld, er führte mir Otterstedt an, der als alter märkischer Edelmann habe befördert werden müssen, er meinte, seine alten, durch neuen Zuwachs verstärkten Gegner weckten ihm überall Hindernisse, der alte Kampf erneue sich, und seine Freunde — er rechnete mich dazu — sollten ihm beistehen, nicht aber ihm neue Schwierigkeiten verursachen. Meine anfängliche Heftigkeit war gebrochen, es rührte mich, den alten Mann seine Bedrängnisse so bekennen zu hören. Ich sah wohl ein, daß hier nichts weiter zu machen war, und dachte nur mit Sorgen an die Rückwirkung, die in Preußen begonnen hatte, und deren schlechter Geist besonders in der Behandlung der Wartburgsache traurig zu Tage kam. Nun war auch meines Bleibens nicht länger in Berlin. Der Staatskanzler beschied mich zu neuem Wiedersehen an den Rhein, denn er wollte den früher beabsichtigten Besuch jetzt alsobald ausführen. Ich war froh, meine neuen Ausfertigungen aus den Kanzleien ohne neue Zögerung zu empfangen, eilte bei Freunden und Bekannten mich zu beurlauben, und trat am 17. November meine Rückreise nach Frankfurt am Main an.

Am 19. November in Weimar eingetroffen, wollte ich diesmal doch die Gelegenheit wahrnehmen, endlich Goethe'n kennen zu lernen. Ich hatte einige Briefe mit ihm gewechselt, aber ihn noch nie gesehen. Doch über diesen Besuch berichtete ich bald nachher einem Freunde durch einen Brief, den der Zufall wieder in meine Hände gebracht, und ich glaube den Gegenstand auch hier am besten darzulegen, indem ich jene Briefworte wiederhole, sie waren an Stägemann gerichtet, und lauteten wie folgt: „Ein Gegenstand fordert und nimmt sich sein Recht; indem ich diese Zeilen an Sie, verehrtester Freund, beginne, drängt es sich mir unwiderstehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu sagen, daß ich Goethe'n persönlich kennen gelernt habe; zum erstenmal in meinem Leben hab' ich ihn gesehen, kaum der Gefahr entwunden, ihm unbesucht vorbeizureisen, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen vier Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfrostet nach schlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieser Stimmung beschloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu versuchen, ließ mich melden und wurde zu fünf Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich diese zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, sich noch eiligst auflösen, und zu einer Persönlichkeit verkörpern sollte, die sich sogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberstehenden, zu prüfen haben würde. Aber welcher Empfang stand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n vor mir hatte, alles fahren lassen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntschaft mit dem

Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirksamen Menschen beschäftigt zu sein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geistvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menschen — wenn dieser geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig ist — in vollständig ausgebreiteter großartiger, schöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das seltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer so milden und biedern Aufnahme, als sei ich ein alter Freund, der längst erwartet worden, mußte mich um so mehr überraschen, als ich die scheue Zurückhaltung, die ihm so oft vorgeworfen worden, in den schriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte läugnen können. Nach der ersten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, sprachen wir gleich sehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, reichte mir wieder seine Hand hin, und rief mit Innigkeit: «Sie müssen mir nochmal die Hand geben!» — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Gesprächs zu schildern suchen, es war wie ein Stück Leben, in tausend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge gesondert festhalten zu lassen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber selber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erschlossen. Wie jenen hellenischen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn ersuchten, sie nun auch zu seinem berühmten Namensvetter, dem Philosophen, zu führen, so ging es fast mir, der ich in täuschender Besinnung leicht diesen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntschaft des

ihm gleichnamigen Schriftstellers zu verschaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht sogar; sein Sohn und dessen ihm kürzlich erst vermählte Gattin waren die einzigen Mitgenossen eines Theils dieser Stunden. Schwer würde ich einige besondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen aussondern! Die festesten, kräftigsten Aeußerungen, die feinsten, erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtnisse zum Behalten und Ueberliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — so nannte er es selbst — vollen Zutrauen von Dingen, die er sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheit, über Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres deutschesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Aeußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsre Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen! — Goethe kein deutscher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unsrer

Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir Alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsre waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher zu diesem Geiste, als zu manchem andern, der dabei besonders thätig gewesen sein will. Ist doch nicht alles Freiheit, was so aussieht, was einen Augenblick so genannt wird; und manches französische Wort ist deutscher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe'n vielleicht manche Ansicht nicht sogleich in volle Beleuchtung treten lassen, manche Anschauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weise Sinn den kleinsten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, sicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesschnelligkeit über das ganze Bild! — Uebrigens ist Goethe alt, und grade darin jung, daß er die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Alte möglich zu sehn, wie Schlabrendorf und Goethe sind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig an Haltung und mit hoffnungsvoller Gesundheit steht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beisammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über sein Leben — diese gehaltreichsten Denkwüedigkeiten, in welchen die tiefsinnige Kürze des alten Philosophen mit der Homerischen Fülle des alten Dichters vereinigt

ist — den Standpunkt, auf welchem er sich als Mensch jetzt befindet, seine Art und Weise des Daseins, ziemlich vollständig und ungefälscht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Ersatz für so vieles, das nicht geschrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieses Uebergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete, und mich von dem ersteren zwar vieles, aber fast nur in Bezug auf den letzteren sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Anschauen ich die folgenden Tage mit einer sanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Begegnisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun sagen, bin ich um ein großes Gut reicher.“ —

In Frankfurt am Main harrte Rahel auf mich. Im Schoße der Familien Goltz, Maltzan und Hertz mit Liebe gehegt, mit Frau Räthin Schlosser, mit Schlegel's, Frau de Ron und Andern in erfreulichem Umgang, von dem alten Freunde Scholtz, dem nunmehrigen preußischen Minister-Residenten in Frankfurt, von Otterstedt, der von Darmstadt häufig herüberkam, von Jassoy, Küpfer und Andern mit Dienstbeflissenheit verehrt, hatte sie angenehme Tage verlebt, und in aller Kürze sich einen Gesellschaftskreis gebildet, wie er in Karlsruhe nicht möglich war. Sie konnte sich aller dieser Menschen nur rühmen, der einzige Küpfer machte eine Ausnahme. Schon schriftlich hatte sie mir angedeutet, daß er unsern Briefwechsel, dem er sich wegen Postbeschleunigung als Zwischenträger erboten hatte, nicht so gewissenhaft besorge, als wir von ihm zu erwarten berechtigt waren, einer meiner letzten

Briefe, der ihm als Einlage zugekommen, fand sich, als Rahel ihn von mir empfing, zwar wie gewöhnlich mit einer Oblate versiegelt, allein diese erwies sich beim Eröffnen noch naß, was nothwendig voraussetzte, daß der Brief unmittelbar vorher offen gewesen. Noch manches andre Mißfällige in Betreff seiner tauschten wir aus, und unser Urtheil war schnell gefällt, aber wir kamen überein alles ungerügt und ihn glauben zu lassen, wir ständen zu ihm wie sonst, so daß wir uns sicherten und ihn der Täuschung preisgaben, — die richtigste Gegenwehr gegen solchen Klugdünkler, an seiner eignen Arglist ihn zum Narren werden zu lassen.

Graf von Goltz bestürmte mich mit Fragen über die Verhältnisse in Berlin, ihm durft' ich aufrichtig sagen, wie ich die Sachen gefunden hatte, ein buntes Durcheinander, eine gränzenlose Verwirrung, die der Staatskanzler zur festen Ordnung zu bringen nicht mehr die Macht hatte. Daß diese Aufgabe möglicherweise für Wilhelm von Humboldt bewahrt sein könnte, wie man damals glaubte, war für Goltz eine sehr beunruhigende Aussicht; er und die Gräfin wünschten lieber die Verwaltung des Staatskanzlers fortgesetzt zu sehen, mit der sie doch ebenfalls unzufrieden waren, hauptsächlich aus dem aristokratischen Standpunkt, und ich empfing hier die Bestätigung dessen, was ich selber wahrgenommen und überdies aus Hardenbergs eignem Munde gehört hatte; sie gestanden mir, der ich doch gewiß in ihren Augen ein homo novus war, daß für die alten Familien mehr gethan werden, daß der vornehme Adel die ersten Stellen haben müsse, und ich hatte sogar von der Gräfin zu hören, daß Wilhelm von Humboldt doch nur ein parvenu

sei, der bei Besetzung des Londoner Gesandtschaftsposten wohl einem Grafen von Maltzan hätte nachgesetzt werden sollen; dieser als bescheidener diplomatischer Anhängling schien den Ausbrüchen seiner Schwiegermutter doch selber einigen Zweifel entgegenzusetzen.

So sehr mich Goltz auch aufzuhalten suchte, und der Verkehr mit den Frankfurtern mich anzog, so durfte ich doch meine Rückkehr nach Karlsruhe nicht länger verschieben, und nur ein Unwohlsein Rahel's hielt mich noch einige Tage fest. Am 29. November trafen wir nach einer dreimonatlichen Abwesenheit wieder in Karlsruhe wohlbehalten ein.

Die badischen Sachen hatten in der Zwischenzeit bedeutende Fortschritte gemacht. Der wichtigste war ein neues vom Großherzog erlassenes Hausgesetz vom 4. Oktober 1817, wodurch die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Großherzogthums ausgesprochen und die Ordnung der Regierungsnachfolge festgestellt wurde; mit diesem Hausgesetz gleichzeitig erschien eine Staatsurkunde, welche die drei Söhne des Markgrafen Karl Friedrich, bisher Grafen von Hochberg, zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden erhob, und sie zur Regierungsnachfolge berechtigt erklärte. Mit unsäglicher Mühe und mit Aufbietung ihres ganzen, vereinigten Ansehens, hatten Reizenstein und Tettenborn den Großherzog zu diesem entscheidenden Schritte vermocht. Sie mußten dabei den alten Stolz überwinden, der sich weit über die Hochberge erhaben dünkte, und sie als einen geringeren Anhang des Hauses zu betrachten gewohnt war, sie hatten die Eifersucht der Markgräfin Amalia und selbst des Markgrafen Ludwig zu beschwichtigen, welche ihren Titel nun

mit diesen halbächten Verwandten theilen sollten. Aber der Wechselfall, der diesem Vorschlage zur Seite stand, daß wenn dieser nicht angenommen würde, der Markgraf Ludwig sofort eine ebenbürtige Heirath eingehen und dem Lande Erben erzielen müßte, schien der gereizten Empfindlichkeit noch schwerer zu ertragen, und die Erhöhung der Hochberge wurde vorgezogen. Die ganze Maßregel war durchaus zweckmäßig, sie erschwerte die Theilungsgelüste Oesterreichs und Baierns, und zog ihnen die Hoffnung nahen Erlöschens der männlichen Nachkommenschaft im Hause Baden unter den Füßen weg. Die Maßregel war aber auch kühn, insofern sie ganz aus eigner Machtvollkommenheit, ohne Vor- und Anfrage bei den großen Mächten und Verwandten, mit Entschlossenheit als Thatsache hingestellt war. Nur Rußlands Billigung war aus früheren Verhandlungen so gut als gewiß anzunehmen. Auch suchten die Gegner sofort alles Mögliche hervor, um die Gültigkeit zu bezweifeln, sie wenigstens von fremder Zustimmung abhängig zu machen. Die Gesandten von Oesterreich und Baiern hielten sich zurück und schmollten; selbst der König von Würtemberg, ungehalten, daß man ihn, den nachbarlichen Freund nicht in's Vertrauen gezogen, rief seinen Gesandten auf einige Zeit nach Stuttgart. Die Großherzogliche Familie war anfangs erschrocken, Berstett und die meisten andern Staats- und Hofbeamten fürchteten, man sei zu weit gegangen und werde nicht durchdringen; Reizenstein und Tettenborn aber ließen sich nicht irre machen, und auf sie gestützt behielt auch der Großherzog Muth. Daß ich, dem der neue Titel schon größeres Ansehn gab, dem Geschehenen beipflichtete, und durch mein persönliches Urtheil

gleichsam die Anerkennung Preußens auszusprechen schien, wurde für einen großen Gewinn erachtet, und der Großherzog dankte mir bei meiner Antrittsaudienz auf's lebhafteste für meine Theilnahme, meine Mitwirkung. Auf der Gegenseite jedoch war ich dafür um so schlimmer angesehen, und da diese unter den badischen Hofleuten selbst ihre Anhänger hatte, so waren diese gleich geschäftig mir durch kleine Ränke die neue Stellung zu verderben, was ihnen aber nicht gelingen konnte, da die Gunst, in der ich stand, schon zu gut befestigt war, und Berstett überdies mich für den weiteren Kampf, den er zu führen haben würde, als einen unentbehrlichen Bundesgenossen ansah.

Der würtembergische Gesandte war nicht mehr Gremp von Freudenstein, sondern nachdem ein Herr von Wächter eine Zeitlang als Geschäftsträger angestellt gewesen, hatte der Graf Rudolph von Mülinen als Gesandter ihn abgelöst. Dieser war längere Zeit Adjutant des Königs als Kronprinzen gewesen, und galt für dessen Günstling; doch manche Stimmen aus Stuttgart versicherten, der König habe ihn zum Gesandten ernannt, um ihn aus seiner Nähe los zu werden. Da ich Denkwürdigkeiten schreibe, in denen auch untergeordneten Personen ausführlichere Zeichnung zukommen darf, so will ich einige Züge zu seiner Schilderung geben. Eingenommenheit von sich selbst, und geschwätzige Darstellung seiner selbst, waren eigentlich das A und O seines Wesens; aber die Beigabe von Unwissenheit und Taktlosigkeit, welche jene Eigenschaften verstärkte, dürfte man sich ohne einige Beispiele schwerlich vorstellen. Gleich bei dem ersten Mittagessen, das der badische Minister ihm gab, spottete er aus vollem Halse

lachend und in endloser Schwatzhaftigkeit über die kleinen Staaten, deren Truppenmacht höchstens eine Division bilde; aber Baden sowohl als auch Würtemberg befanden sich in demselben Falle, und der kleine Diplomat schien nicht zu wissen, wohin und woher er gesendet war. Dann fragte er, wo denn wohl die deutsche Bundesakte zu lesen sei, er müsse das Ding doch nun auch einmal ansehen. Eine Dame bat er um Verzeihung, daß er in ihrer Gegenwart das häßliche Wort „scheußlich" gebraucht habe, welches er freilich anders aussprach und daher auch anders ableiten mochte. Mit der selbstzufriedensten Miene sagte er: „Wenn man, wie ich, drei Feldzüge mitgemacht", und das Personen gegenüber, die deren zu fünfzehn und zwanzig zählten. „Als Musikkenner und Sänger kann ich das sagen", äußerte er bei andrer Gelegenheit, und als er einige Musiknoten lesen sollte, entschuldigte er sich, darauf sei er nicht eingeübt. „Die dunklen deutschen Philosophen, die ich gelesen", sagte er ein andermal, und als man unbefangen fragte, wen er meine, ob Fichte, Schelling, oder gar auch Kant, so erwiederte er vornehm ablehnend, ihrer Namen erinnere er sich grade nicht! Wir hatten vielen Spaß von diesen unglaublichen Albernheiten, allein die schreckliche Langeweile, die sich der leeren Schwatzhaftigkeit anheftete, wurde durch jenen nicht aufgewogen. Der würtembergische Diplomat war lang und hager und erst dreißig Jahr alt, er konnte es noch weit bringen. Auch brachte er es weit genug in seiner Art, er wurde später Gesandter in Paris und blieb es viele Jahre.

Ich hatte dem Könige von Würtemberg das Ergebniß meines Aufenthalts in Berlin und meinen Entschluß in preußischen Diensten zu bleiben auf schickliche Weise mit-

getheilt, so daß er nicht umhin konnte, mein Verhalten zu billigen, zugleich aber das Band, das mich an ihn knüpfen sollte, nicht fallen ließ. Er schrieb eigenhändig an mich unter dem 10. Dezember: „Mit vielem Interesse habe ich die Nachrichten gelesen, welche in Ihren verschiedenen Briefen enthalten waren; ich begreife und billige ganz Ihre gegenwärtige Handlungsart, welche durch die Lage der Dinge Ihnen vorgeschrieben ist, mit gleichem Vergnügen werde ich übrigens unser bisheriges Verhältniß fortdauern sehen, welches ich für die Gegenwart wie für die Zukunft gleich nützlich und gut halte. Sollten es Ihre Verhältnisse erlauben uns hier zu besuchen, so werden Sie meinen Wünschen entgegenkommen, und Sie leicht dadurch die Ueberzeugung schöpfen, daß wir hier weit ruhiger leben, als man es dem Ausland glauben machen will! Wilhelm." Ich schrieb wegen der Erlaubniß zu einem solchen Besuche nach Berlin, und mußte die Antwort abwarten.

Die Großherzogin fand ich in Betrübniß und großer Sorge wegen des Großherzogs. Dieser war seit langer Zeit kränklich, und des düstern Argwohns, der in ihm deßhalb aufgestiegen, ist schon früher gedacht worden; allein seine ursprünglich kräftige Natur hatte bisher den Kampf noch mit Erfolg aufgenommen, und er konnte ganze Wochen und auch Monate zählen, in denen er sich verhältnißmäßig wohlbefand, auf die Jagd fuhr, den Truppenübungen beiwohnte, ja sogar die alten Vergnügungen genoß, die besonders in schon geschwächtem Zustand ihm verderblich sein mußten, aber freilich von nichtswürdigen Dienern unter immer neuen Reizen ihm dargeboten wurden. Seit dem Herbst aber war die Kränk-

lichkeit bedeutender geworden, und wollte den sonst erprobten Mitteln nicht weichen. Ein unglücklicher Zufall war der Anlaß der Verschlimmerung, doch schwerlich die alleinige Ursache, der Großherzog hatte eine Fahrt im offenen Wagen gemacht, und von strömendem Regen überrascht weder einkehren, noch erlauben wollen, daß der Wagen so viel es ginge geschlossen würde; durchnäßt und erkältet kam er an, und mußte sich gleich zu Bette legen; die Krisen blieben unvollständig, und er kränkelte fort. Der russische Leibarzt Rehmann sprach von beginnender Brustwassersucht, doch die badischen Aerzte widersprachen, und schoben die Wirkungslosigkeit ihrer Arzneien auf die Unmäßigkeiten des Kranken, der immer wieder den gewohnten Lüsten nachhing, worauf jedesmal ein Rückfall erfolgte. Man suchte diesen Zustand möglichst zu verbergen, der Großherzog wurde vermocht, bei jeder kleinen Besserung sich öffentlich zu zeigen. Mir aber vertraute die Großherzogin unter Thränen, daß sie in größter Sorge schwebe; Brustbeklemmungen, heftiger Husten, Krämpfe stellten sich häufig ein, Mißbehagen in allen Gliedern, Schwäche und Hinfälligkeit hörten gar nicht auf. Der Kranke war in düstrer Stimmung, er wurde immer träger und argwöhnischer. Niemand durfte seine Arzneien anrühren, er verschloß sie jedesmal, so oft er das Zimmer verließ; seinen Wein nahm er von Tettenborn, die Flaschen mußten versiegelt ihm gebracht und bei Tisch unter seinen Augen geöffnet werden, er kostete keine für ihn besonders bereitete Speise, er aß nur von den Gerichten, die er von Allen essen sah. Ihn zu erheitern, aufzurichten, war eine ungeheure Arbeit; die sanften Bemühungen der Großherzogin, der Eifer seiner nächsten Diener blieben

wirkungslos, nur Tettenborn konnte ihn dahin bringen, die nothwendigsten Geschäfte zu vollziehen, bei günstigem Wetter auszufahren, einer unerläßlichen Audienz sich zu unterziehen; Tettenborn war wegen dieses Verhältnisses von Mannheim nach Karlsruhe gezogen, und sein Haus war das einzige, das der Großherzog bisweilen Abends besuchte. Sonst hielt er sich im engen Kreise seiner vertrauten Gesellschafter, des Oberstallmeisters von Geusau, der beiden Herren von Holzing, des Oberstlieutenants und des Forstmeisters, ferner des Oberkammerjunkers von Ende, seines alten Leibarztes Schrickel, ab und zu einiger Generale und Hofleute, die augenblicklich in Gunst waren. Zu diesem Kreise gehörte seit einiger Zeit auch ein Graf von Bohlen, früher preußischer Offizier, dann russischer, der sich eine Zeitlang im Tettenborn'schen Hauptquartier aufhielt und mir daher wohlbekannt war. In gewissem Sinne war er den berühmten preußischen Gendarmen-Offizieren beizuzählen, die vor dem Schlage von 1806 in Berlin das große Wort führten, und eine studentenhafte Ritterlichkeit mit Glanz darstellten, allein die letztere theilte er doch eigentlich nicht, sondern verhielt sich zu ihr mehr wie ein Knappe. Sein Streben ging einzig auf Wohlleben, und in dem auf Speis und Trank bezüglichen war er das leibhafte Bild Fallstaff's, dem er auch an ruhmredigen großen Worten und an guter Laune glich; seine Meisterschaft in Behandlung der Spielkarten hatte ihm üble Nachrede zugezogen, die er aber wenig achtete. Dieser Mann war wie gemacht den Großherzog zu unterhalten, und schickte sich zu den andern Gesellen vortrefflich, die aber den fremden Eindringling nur ungern duldeten. Sein Vorrath von lustigen Geschichten

war unerschöpflich, alle derben und meist unsaubern Anekdoten von alten preußischen Generalen trug er in der ursprünglichen Mundart vor, die auch die seine noch war, und wenn nichts mehr den Großherzog ermuntern konnte, so vermochte es noch der Graf von Bohlen, den er deßhalb auch zu seinem Kammerherrn machte und mit einem Jahrgeld bedachte, das freilich für die Bedürfnisse des gierigen Genießers nicht ausreichte. Die Großherzogin mußte froh sein, einen solchen Ermunterer bei dem mißmuthigen Kranken zu wissen, allein der kleine Gewinn kostete hohen Preis; was den Andern ein lustiger Scherz war, wurde für sie zu tödtlicher Langerweile, ja nicht selten zum beleidigenden Aergerniß, denn sie durfte sich diesen Gesellschaften nicht ganz entziehen, und war meist in ihnen die einzige Frau. Sie litt unsäglich, und klagte darüber schmerzlich gegen Rahel, der sie einst mit dem Ausdruck der Verzweiflung sagte: „Oh plaignez-moi, chère Madame de Varnhagen, je sais déjà par coeur, malgré que j'en aie, toutes les grossièretés de vos vieux généraux prussiens!“ Unter den Gesellschaftern des Großherzogs zeichneten sich übrigens die beiden Brüder von Holzing durch wirkliche treue Anhänglichkeit an die Person ihres Fürsten vortheilhaft aus.

Von der Krankheit des Großherzogs durfte so wenig als möglich gesprochen werden; die Markgräfin Amalia ließ nicht merken, daß sie von dem traurigen Zustand ihres Sohnes vollkommen unterrichtet war; eben so wenig der Markgraf Ludwig, dem jedes Wort darüber als eine Hoffnung auf die nahe Erbfolge wäre gedeutet worden. Die beiden anwesenden Schwestern des Großherzogs, Königin Friederike von Schweden und Prinzessin Amalia

von Baden, konnten ihre besorglichen Gefühle nicht ganz unterdrücken, sie näherten sich auch der Großherzogin deßhalb, welche dies Entgegenkommen liebreich aufnahm; allein die Kälte der Markgräfin Mutter unterdrückte die freundlichen Wallungen bald wieder. Man war einmal übereingekommen, der Hof solle ein fröhliches Ansehn haben, und man versprach uns einen glänzenden, gesellschaftreichen Winter. Angesehene Fremde, wie der französische General Graf Lagarde, der preußische General von Ende, Bruder des badischen Hofmanns, aber diesem äußerlich wie innerlich durchaus ungleich, einige mediatisirte Fürsten und Grafen, die mit dem Hof unterhandelten, so wie Goloffkin, Rehmann und Ludwig Robert, trugen zur Belebung das Ihrige bei. Von den Mediatisirten machte sich besonders der junge Fürst von Fürstenberg bemerkbar, der eine Art geistreicher Fröhlichkeit zeigte, die zwar meist nur oberflächliches Sprudeln war, aber einem Manne seiner Klasse als Genialität angerechnet wurde. Seine kluge Mutter, die schon auf dem Wiener Kongresse mit männlichem Muth, aber geringem Erfolg die Sache der Mediatisirten verfochten hatte, war auf den Gedanken gekommen, die politischen Vortheile, welche im Streite gegen die regierenden Häuser nicht zu erlangen waren, im Anschließen an dieselben zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sollte ihr Sohn die junge Gräfin von Hochberg heirathen, und was hiebei noch den Schein einer Mißheirath haben konnte, mußte durch die eben stattgefundene Erhebung der Familie Hochberg glücklicherweise schwinden. Der junge Fürst befand sich demnach in Karlsruhe auf Freiers Füßen, und war darum nur um so beeiferter aufgenommen und gefeiert. Zu den Weih-

nachts- und Neujahrsfesten kam von Stuttgart auch Herr von Küster mit seinen beiden Töchtern, und wir beschlossen das ablaufende Jahr in herkömmlicher Weise, wobei doch manche dunkle Sorge drohend im Hintergrunde stand.

Karlsruhe. Stuttgart. Baden.

1818.

Die Erhebung der Grafen von Hochberg zu Markgrafen von Baden war eine Maßregel, an deren Gültigkeit dem Großherzog alles gelegen sein mußte. Nicht nur der Zweck, Land und Regierung dem eignen Hause zu erhalten, forderte dies, sondern auch das persönliche Ansehn des Fürsten, der eine solche Machthandlung einmal unternommen hatte. Desto mehr fiel es auf, daß bei den nächsten Anlässen gleich mancherlei geschah, was in dem Großherzog die Neigung verrieth, die kaum erhobenen Markgrafen wieder etwas hinabzudrücken. Am Neujahrstage machten die badischen Generale und Offiziere dem alten Markgrafen Ludwig herkömmlich ihre Gesammtaufwartung, den neuen Markgrafen durften sie nur jeder einzeln ihre Glückwünsche bringen. Der Prinzessin Amalia Christina war in ihrem besondern Erhebungspatent nicht wie ihren Brüdern ausdrücklich der Titel Hoheit beigelegt worden, doch gab ihn ihr jederman, und zum 7. Januar, dem Tag ihrer Verlobung mit dem Fürsten von Fürstenberg, kam dieser Titel auch in die für die Zeitungen aufgesetzte Anzeige; doch der Großherzog wurde noch rechtzeitig davon benachrichtigt, und der Minister von Berstett selbst mußte eiligst

in die Druckerei gehen, um die Hoheit wieder auszustreichen. Zur Verlobungsfeierlichkeit wurden die Gesandten gar nicht eingeladen, wohl aber zu der darauf angesagten Glückwünschungskour; auf den Einspruch aber, welchen der hannöversche Gesandte von Reden mit unnöthigem Eifer machte, daß er noch nicht ermächtigt sei die neuen Titel anzuerkennen, ließ Berstett auch diese Einladung wieder fallen, und erklärte sie für einen Irrthum des Hoffouriers. Der Großherzog freute sich, sowohl seiner Verwandten als dem mediatisirten Fürsten bei dieser Gelegenheit einige Demuth aufzuerlegen, ja selbst die eignen Brüder der Prinzessin hielt er von der Feierlichkeit zurück, indem er grade zu der für diese bestimmten Stunde sie zu sich beschied, und sie in gleichgültigen Gesprächen die Zeit versäumen ließ; nur der jüngste Bruder durfte der Schwester zur Seite sein. Da man dem Grafen Goloffkin zutraute, er würde sich über alle Bedenken wegsetzen und zur Kour fahren, so hielt ihn die Markgräfin Mutter absichtlich bei der Mittagstafel so lange auf, bis es zu spät war. Durch solche Jämmerlichkeiten, die schnell bemerkt und gierig aufgegriffen wurden, handelte die Großherzogliche Familie gegen ihren eignen Vortheil, und wirkte dem Zweck, den sie doch sonst wollte, möglichst entgegen. Der Neid mißgönnte schon, was er eben selbst gegeben hatte, und vielleicht hätte die wachsende Reue den Widerspruch von außen sogar gern benutzt, um das Gewährte zurückzunehmen, wozu manche Höflinge schon eifrigst riethen. Es gehörte die vereinte Kraft Reizenstein's und Tettenborn's und der ganze Trotz ihrer Standhaftigkeit dazu, um das Werk gegen solch elende Triebfedern und Einflüsterungen und zugleich gegen die Angriffe von außen

siegreich zu behaupten. Indeß blieb den neuen Markgrafen aus diesen Kleinlichkeiten lange Zeit ein gedrücktes, peinliches Verhältniß, in welchem sie die neue Würde tragen mußten und doch nicht hervorheben durften, immer in ängstlicher Besorgniß anzustoßen und zu mißfallen. Es ist wahr, ihr Naturell kam ihnen zu Hülfe, und so leisteten sie in dieser traurigen Rolle des sich Unterduckens und Vernichtens das Unglaubliche.

Das ganze Hofleben in Karlsruhe bestand ohnehin fast nur in kleinlichen Eifersuchten und Rücksichten. Die verschiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerschaft thaten fast nichts, als einander gegenseitig beobachten, über jede Handlung oder Rede Gericht halten, die vermeinten oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, so lebte man unausgesetzt in kleinem Krieg, der indeß, weil er sorglichst im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Lustigkeit eines offnen Geplänkels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgestellte Netze und Fallen, kleine Listen und Tücken, denen allen zu entgehen fast nicht möglich war, und freilich kaum auch der Mühe werth, denn was schadete es am Ende, wenn man einigen Abfall in den Händen der Leute ließ, den sie gierig erschnappten, und den man selber doch nur zum Wegwerfen bestimmt hatte? Die Fremden nun erst recht brauchten sich gar nicht um dies Wesen zu kümmern, sobald sie nur den Muth hatten sich darüber wegzusetzen. Aber angenehm konnte die Hofgesellschaft unter diesen Umständen nie werden.

Die Großherzogin Stephanie that ihr Möglichstes, dem Karlsruher Leben etwas mehr Trieb und Munterkeit zu

geben; sie wünschte den Großherzog zu erheitern, und nebenher auch die Gerüchte zu widerlegen, daß seine Gesundheitsumstände Besorgniß einflößten. Dem letztern Zweck stimmte er selbst eifrig genug bei, er hätte gar zu gern seinen Gegnern den Verdruß angethan, sich in wenn auch nur geheuchelter Rüstigkeit sehen zu lassen; allein wenn es zur That kommen sollte, überwog doch allzu stark das Gefühl der wirklichen Unlust und Schwäche, und er hielt sich zurückgezogen. Ein paarmal brachte man ihn mit Mühe an die Tafel und an den Spieltisch bei Hoffesten, allein der Eindruck seiner Gegenwart war kein vortheilhafter, und alle Lieblichkeit und Beeiferung der Großherzogin konnten nicht hindern, daß sein Mißmuth und seine Verdrossenheit sichtbar wurden. An einem Maskenball theilzunehmen war er nicht zu bereden, man glaubte, daß er insgeheim die Besorgniß hegte, ihm könnte bei solcher Gelegenheit etwas geschehen; man mußte sich begnügen, unter der Hand auszustreuen, er sei dennoch gegenwärtig, und wolle nur nicht anerkannt sein, um desto sichrer die Andern zu beobachten. In aller Bekümmerniß und Sorge, welche dabei auf die Großherzogin fiel, mußte sie den Schein davon möglichst entfernen, und während sie den Gatten kaum ohne Nachtheil allein lassen durfte, weil er selbst ungern sie vermißte und auch wirklich nur einzig durch sie noch einige Haltung empfing, hatte sie öffentlich die arglose Fröhlichlichkeit vorzustellen, zu der Jugend und Verhältnisse sie berechtigten. Sie that dies mit vieler Grazie und schönstem Erfolg. Ein Maskenzug von mehr als fünfzig Gestalten aus Goethe's Dichtungen, wozu die schönsten Anzüge und Ludwig Robert's sinnreiche Reimsprüche

aufgeboten waren, gab dazu die günstigste Gelegenheit. Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldigendes zu sagen, sie antwortete jeder unvorbereitet in anmuthigster, geistreichster Weise, sagte jeder etwas Passendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, solchen Aufwand, der des größten und feinsten Hofes würdig gewesen wäre, an solch rohes Volk vergeudet zu sehen, wie die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren.

Der Karlstag, am 4. Februar wurde glänzend genug gefeiert, wenn man nur auf das Aeußere der Festlichkeit sah; doch all der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung und Artigkeit, konnten den Eindruck nicht überwinden, daß solch ein kleiner sich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kehricht des Adels und dem Moder früheren Geltens zusammengebracht, in unsrer Zeit doch ein abgeschmacktes Ding sei! Peinlich für Alle, für die sogenannten Herrschaften wie für das Gesinde, hat das ganze Wesen längst keine Bedeutung mehr; von Macht, Ehre und Annehmlichkeit ist kaum noch ein Schein vorhanden, und diejenigen Theilnehmer, in denen noch einiger Verstand und Karakter übrig geblieben, sind die entschiedensten Verächter des Bodens, auf dem sie leben, und von dem sie doch nicht lassen können. Mit welcher Wuth äußerte bei solcher Gelegenheit einst Herr von Blittersdorf gegen mich, daß er als Kammerjunker am Hofe helfen solle Gedränge zu machen, und wie bitter klagte er ein andermal, daß er ohne Einladung geblieben sei! Niemand sah dies Jämmerliche, Lügenhafte und Gleißnerische des Hofwesens tiefer ein, niemand litt mehr von der Schlechtigkeit solcher Um=

gebung, als die Großherzogin, sie sprach ihren Unwillen und Ueberdruß oft in geflügelten Worten gegen mich aus, und beklagte ihr Loos, das sie verurtheilt habe, dieser unfruchtbaren Oede nie mehr entfliehn zu können. Bei öffentlichen Anlässen sprach sie gern und meist länger mit mir als den Andern recht war, aber stundenlange Unterredungen ergaben sich ungestört und ohne Aufsehen bei ihrer Oberhofmeisterin Gräfin Walsch, wo sowohl die politischen Anliegen und Besorgnisse als auch die Erinnerungen aus dem früheren Leben, besonders die bei Frau von Campan verlebte Zeit mit unbefangener Aufrichtigkeit besprochen wurden. Dem großen Reize, mit der Adoptivtochter Napoleons über den Verbannten auf St. Helena zu reden, durfte nur mit Vorsicht gefolgt werden; der Gegenstand berührte zu tief die empfindlichsten Wunden des eignen Geschicks, und es gehörte ein mehr als gewöhnliches Vertrauen dazu, die widerstreitenden Empfindungen offen darzulegen, die in sich selber noch keineswegs zum Abschlusse gekommen waren. Stephanie war in der tiefsten Ehrerbietung für den Kaiser aufgewachsen, sein Ruhm und Glanz hatten früh ihre Seele erfüllt, später sie selbst emporgehoben in diesen Strahlenkreis; die persönliche Nähe konnte den Zauber dieser Eindrücke beträchtlich mindern, Züge von Rohheit, von niedrer Denkart, prägten sich dem jugendlichen Sinne tief ein; die schlechte Behandlung, die Verstoßung der Nächsten, der Kaiserin Josephine, der Geschwister Beauharnais, die besonders auch i h r e Nächsten waren, hatten Stephanien hart berührt, zu manchem Unwillen aufgeregt, aber den Feldherrn und Machtherrscher, vor dessen Dräuen die Welt erzitterte, durfte die staunende Bewunderung

seiner täglich erneuten Thaten und Wirkungen dem Bereiche solcher Familienvorwürfe dann wieder weit entrücken. Als mit seinen Fehlern auch seine Unglücksfälle zunahmen, und endlich seine Macht furchtbar zusammenbrach, hatte die bekümmerte Theilnahme für den Bedrängten, in dessen Sturz alle seine Angehörigen mehr oder minder den eignen sehen mußten, die Oberhand über die sonstigen Mißstimmungen gewonnen, und sein Geschick auf der einsamen Insel erweckte die heißesten Mitgefühle. Doch die Größe des Unglücks führte von selbst auf die Betrachtung der Ursachen desselben zurück, und da konnte die Wahrheitsliebe nicht verhehlen, daß maßlose, blinde Selbstsucht und freche Menschenverachtung diesen Ausgang mit Gewalt herbeigezwungen hatten. Das Urtheil über den Menschen war demnach kein günstiges, wollte jedoch den Helden und seinen Ruhm nicht preisgeben, am wenigsten solchen Gegnern, in denen der Haß zu überwiegen schien. Als ein solcher galt ich denn auch, und es dauerte längere Zeit, es bedurfte näheren Austausches der Meinungen und Ansichten, ehe sich die Großherzogin sicher genug glaubte, ihre eignen zwiespältigen Gesinnungen in Betreff Napoleons mir völlig zu enthüllen. —

Der Fürst von Hardenberg war am Schlusse des vergangenen Jahres in die preußischen Rheinlande gekommen, um diese schwierige, mit dem preußischen Staat schwer in Einklang zu bringende Provinz näher einzusehen und zu ordnen. Die Bewohner standen ihren altpreußischen Staatsgenossen an höherer Bildung nach, aber keineswegs an Kraft und Thätigkeit des gemeinen Lebens, in Freiheitsgewöhnung und Selbstgefühl waren sie ihnen voraus; sie sträubten sich gegen das neue Beamtenwesen,

das überall anstieß, sie hielten fest was aus den Erträgen der französischen Revolution sich bei ihnen eingebürgert hatte, besonders die Rechtspflege, die man ihnen auch lassen mußte. Zudem war die Mehrzahl katholisch, und die kirchlichen Verhältnisse, welche unter der Kaiserherrschaft sehr kleinlaut gewesen, machten gegen die preußische Regierung die unbequemsten Forderungen geltend. Der Staatskanzler war allerdings der Mann, der hier viel mildern und versöhnen konnte, er machte verschiedene Anordnungen, die ihm Neigung und Vertrauen gewannen, besonders vertröstete er die Rheinländer auf die neuen großen Staatsformen, durch welche ganz Preußen in nicht ferner Zeit eine neue Stufe seiner geschichtlichen Entwicklung betreten werde. Doch das Streben in dieser Richtung war hier schon regsamer, als in den alten Landen. Der feurige Görres in Koblenz hatte mit kluger Umsicht bereits eine Adresse an den König zu Stande gebracht, die mit Tausenden von Unterschriften versehen dem Staatskanzler durch eine Abordnung aus allen Ständen öffentlich überreicht werden sollte. Der Fürst erkannte die Mißlichkeit eines solchen Auftrittes recht gut, besaß aber Muth und Freisinn genug, um alle Gefahren, die damit verknüpft sein möchten, persönlich zu bestehen. Die Uebergabe der Adresse geschah am 12. Januar auf dem Schloß Engers und wurde durch die Kühnheit und das Talent des Sprechers, der kein andrer als Görres selbst war, und durch die sichre Gewandtheit Hardenberg's, der obschon überrascht doch die Probe trefflich bestand, zu einer parlamentarischen Verhandlung ganz eigenster Art. Eine vorlaute Stimme verkommner Anmaßungen war schnell zum Schweigen gebracht und sogar

Görres stand an treffenden Aeußerungen und zeitgemäßem Freisinn gegen Hardenberg zurück. Dieser hatte durch sein rühmliches Bestehn dieser heißen Angelegenheit außerordentlich in der Meinung gewonnen, und die Rheinländer bezeigten ihm laut ihren Beifall. Doch Görres war mit dem Erfolg, der sich innerhalb der nächsten Umgebung hielt, nicht zufrieden, sondern warf den ganzen Hergang auf den Schauplatz der allgemeinen Oeffentlichkeit. Dies that er durch die berühmte Schrift, welche als Bericht für die Theilnehmer gegen Mitte Februars im Druck erschien. Hier wurden die gewechselten Reden ausführlich mitgetheilt, deren maßvollen Andrang ein gluthvolles Nachwort von Görres gleichsam zum Sturm erhob. Nun erst bekam die Sache ihre volle Bedeutung. Ungeheures Aufsehn machte die Schilderung eines Vorgangs, der als etwas ganz Neues, Unerhörtes in Deutschland überraschen, in Erstaunen setzen mußte. Von Berlin her kamen bald finstre Mißbilligungen, strenge Verwarnungen an die Behörden, dergleichen bedenkliche Dinge nicht mehr zu gestatten, der Staatskanzler selbst mußte Vorwürfe und Mahnungen hinnehmen, gegen die seine hohe Stellung ihn nicht schützte. Der König richtete sogar an die Gemeinde Hatzenport, von der ihm zufällig bekannt wurde, daß sie sich geweigert an der Adresse Theil zu nehmen, ein öffentliches Belobungsschreiben, das der Gemeinde solche Triebfedern ihres Weigerns unterschob, an die sie gar nicht gedacht hatte, und ihr nur eine schlimme Berühmtheit auflud, daß man längere Zeit hindurch einen Menschen politischer Gleichgültigkeit und trägen Stumpfsinns einen Hatzenporter nannte. Im ganzen westlichen und südlichen Deutschland erregte die Schrift einen Sturm

von Beifall, die mächtigste Aufregung, alle Partheien suchten sie zu ihrem Vortheil auszulegen, denn Görres hatte seinem lichtvollen Freisinn doch örtliche dunkle Schatten beigemischt, die von hierarchischen und aristokratischen Eiferern laut gepriesen wurden. Um den richtigen Eindruck zu verstärken, und die helleren Vorstellungen Hardenberg's im Gegensatze der dunkleren von Görres als preußische hervorzuheben — denn wir wollten alles Gute und Kräftige gern dem Wohl und der Ehre des Staates zurechnen — schrieb ich einen kritischen Aufsatz, der ohne meinen Namen in der Jenaischen Litteraturzeitung erschien, und den mehrere Zeitblätter nachher wiedergaben. Görres war, wie ich später hörte, mit diesem Aufsatz wenig zufrieden, besonders weil ich die Stände als politische Körperschaften nicht gelten ließ; auch der Staatskanzler, welcher wieder nach Berlin zurückgekehrt und ängstlicher geworden war, soll ihn mißbilligt haben; beides war mir damals so gleichgültig, wie es mir jetzt ist; ich hatte nur mir, keinem Andern zulieb geschrieben. —

In diese Zeit fällt die Erledigung einer Sache, die schon lange hoffnungslos war und doch kein Ende absehen ließ. Ein Apotheker Löfaß in Danzig hatte während der letzten Belagerung den dort in Besatzung liegenden badischen Truppen Arzneien im Betrage mehrerer tausend Thaler geliefert, allein die versprochene Zahlung nicht erhalten. Danzig war inzwischen wieder preußisch geworden, und die Wittwe des Apothekers rief die Hülfe der preußischen Regierung an. Seit vier Jahren erneuerte sich in kurzen Zwischenräumen regelmäßig die Anforderung, jedesmal kräftig unterstützt von dem preußischen Ministerium, aber jedesmal eben so kräftig von der

badischen Behörde zurückgewiesen; diese erklärte, daß nicht Baden, sondern Frankreich zur Zahlung verpflichtet sei, weil die badischen Truppen dort nicht selbstständig, sondern ein Theil der französischen Besatzung gewesen seien wie denn auch der französische Kommandant für alle Bedürfnisse der Truppen die nöthigen Ausschreibungen habe ergehen lassen. Dies war in Betreff jener Arzneien nicht richtig, denn die badischen Truppen waren von den französischen Behörden vernachlässigt und ohne Arzneien geblieben, sie hatten im eignen Namen die Arzneien angesprochen und erlangt. Dies war alles erwiesen und zugestanden, aber die Zahlung wurde gleichwohl beharrlich abgeschlagen. Wenn eine neue Anregung eintraf, zuckte Herr von Küster verächtlich die Achseln, und meinte, das Ministerium solle die nutzlose Verwendung doch endlich fallen lassen. Auch mir war sie schon lästig genug geworden, aber ich wollte sie doch nicht voreilig aufgeben. Vielmehr beschloß ich einen ganz neuen Weg zu versuchen. Ich wandte mich an den badischen Kriegsminister General von Schäffer, einen Mann, der von der Pike auf gedient hatte, und sich eines biedern Soldatenherzes rühmte. Ich stellte ihm vor, daß außer dem förmlichen Sachverhalt, den die diplomatischen Geschäftsleute festhielten, hier ein anerkannt thatsächlicher walte, der dem treuherzigen Kriegsmann einleuchten werde; es stehe doch einmal fest, daß badische Truppen jene Arzneien verlangt und auch wirklich erhalten hätten, sie allein hätten den Nutzen davon gehabt, ihrer Verpflichtung habe der Apotheker vertraut; wenn es wieder zu ähnlichen Verwicklungen komme, solle es dann heißen, nein diesen Truppen darf man nichts ohne baares Geld geben, denn

sie halten ihr Wort nicht? Mit solchen Reden bracht' ich den wackern Mann dahin, daß er mir in großer Aufregung die Hand darauf gab, er wolle beim nächsten Vortrag, ohne mit Hrn. von Berstett vorher zu sprechen, dem Großherzog den Antrag machen, die Zahlung aus eigner Entschließung zu bewilligen. Nun war die Sache so gut wie gewonnen. Um noch sicherer zu gehen, verschaffte ich mir Zutritt beim Großherzog, und sagte im Allgemeinen so viel von der Sache, als nöthig schien, um ihn günstig zu stimmen. Als Schäffer mit seinem Antrage kam, fand er den Weg schon vorbereitet, und alles wurde bewilligt. Berstett war anfangs stutzig, aber da ihm dergleichen sogenannte Unterthanensachen im auswärtigen Ministerium höchst gleichgültig waren, so wandte er nicht viel ein. Die Forderung erlitt zwar einige Minderung, aber in billiger Weise, und eine ansehnliche Summe wurde bewilligt und sofort ausgezahlt. Die Wittwe hatte längst alles verloren gegeben, das Ministerium in Berlin nie die geringste Hoffnung gehabt. Ich erhielt von ersterer einen Dankbrief, von letzterem ein Belobungsschreiben, und Hr. von Jordan drückte mir noch besonders seine beifällige Bewunderung aus, daß mir ein solches Kunststück gelungen sei. Dieser Erfolg ist einer der wenigen, die ich in meiner kurzen diplomatischen Laufbahn gehabt habe, vielleicht der einzige, der mich ganz gefreut und mir nie Reue gebracht hat; schon um deßwillen durft' ich ihn nicht unerwähnt lassen.

Ich hatte von Berlin die Erlaubniß erhalten, dem Könige von Würtemberg auf seine Einladung meinen Besuch zu machen. Gegen Ende Februars fuhr ich daher nach Stuttgart. Sonderbar genug, fand ich hier Schwierigkeiten mich dem König anzumelden. Der preußische Gesandte meinte, ich müßte mich an den Generaladjutanten des Königs wenden, dieser trug Bedenken, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorzugreifen, ein Hofmarschall glaubte, der König werde schon wissen daß ich angekommen sei, und ich brauchte nur abzuwarten, daß er mich rufen ließe. Da mir aber meine Zeit kostbar und ich solcher Weitläufigkeiten überdrüssig war, so entschied ich mich kurz, und schrieb im Gasthof einige Zeilen an den König, die ein Lohndiener im Schloß dem dienstthuenden Adjutanten mit dem dringenden Gesuch schleuniger Beförderung abgeben mußte. Augenblicklich kam die freundliche Antwort, und gleich darauf ein Wagen mich abzuholen. Der König empfing mich in seinem Kabinet, und nachdem er über die Absperrung gescherzt, in welcher die Hofdiener ihn halten wollten, ging er gleich zu ernsten politischen Gesprächen über. Die Lage von Frankreich wurde sorgsam erwogen, die von Deutschland mit jener verglichen, unsre Hoffnungen, unsre Gefahren ans Licht gezogen. Er sprach seinen Unwillen gegen die lähmende Behandlung aus, die allen deutschen Angelegenheiten am Bundestag zu Theil werde, er klagte deßhalb vorzüglich Oesterreich an, dessen schwächliche Furcht und altvererbte Tücke alle deutschen Länder auf das geringe Maß von Leben und Licht zurückführen wolle das sogar ihm nicht mehr genüge. Wie anders sei dagegen Preußen! aber freilich nur das Volk, in welchem

überall frische Thätigkeit und kräftiges Fortschreiten sei; die Regierung habe nur das Gute, dies ruhig geschehen zu lassen und mitunter zu befördern, wenigstens durch Schulen und technische Anstalten; für die so nöthige Entwicklung Deutschlands aber scheine von Preußen nichts zu hoffen, der Staatskanzler habe zwar große Plane gehabt, setze jedoch nichts mehr durch, könne den Einfluß von Rußland und Oesterreich nicht abwehren, und müsse die höhere Politik der Sinnesart des Königs preisgeben, der auf Freundschaft jener beiden Mächte gestützt und ihrem Gange sich anschließend die Ruhe seiner Regierung am besten gesichert glaube; leider aber sei dadurch nicht nur das Ansehn des Staates sondern auch seine Selbstständigkeit in Zweifel gesetzt, und alles was Preußen in Deutschland für dessen und sein eignes Beste zu wirken habe, traurig gehemmt. „Ich habe das genug erfahren müssen, sagte er, so oft ich in Berlin irgend eine Anregung versuchte, wenn sie auch noch so sehr dem Vortheil Preußens und seiner Neigung entsprach, wurde mit größtem Bedauern auf St. Petersburg oder Wien hingewiesen, wo ich denn freilich durch mich selber Zugang genug hatte, und Preußen nicht weiter bedurfte.“ Solche Erörterungen unter vier Augen waren unverfänglich, besonders da keinen Augenblick bezweifelt werden konnte, wie gut alles gemeint war. Ich erzählte dem Könige darauf die näheren Umstände meines letzten Aufenthalts in Berlin, und legte ihm die Gründe vor, die mich bestimmten, die angetragenen Dienste in Würtemberg fürerst auszuschlagen; er selbst wollte die Zukunft mir ausdrücklich offen halten, und meinte, es könnten in der Folge sich andre Gründe finden, als die heutigen. Nachdem

über manche Verhältnisse und Personen, besonders auch die badischen, noch allerlei Sachdienliches verhandelt und der Besuch dadurch ungewöhnlich ausgedehnt worden, hatte ich eiligst noch der Königin aufzuwarten, und dann zur Mittagstafel mich einzufinden. Das Gespräch konnte hier nicht so ungezwungen sein, wie unter vier Augen, aber bewegte sich dennoch mit vieler Freiheit; die Königin hielt mit scharfen Urtheilen, die man anderswo kühn hätte finden müssen, gar nicht zurück, und zeigte in allen den durchdringenden Verstand, der ein Hauptzug ihres Wesens war. Ueber Rußland, den Staat, das Volk, gab sie überraschende Belehrungen, wie sie anderswoher kaum wären zu erlangen gewesen; die Alleinherrschaft habe dort, meinte sie, in der Natur der Dinge eine feste Gränze, die zwar auf einzelnen Punkten leicht überschritten, aber im Wesen fortbestehe und nie aufgehoben werden könne; die Größe des Reiches und seine dünne Bevölkerung, die Macht und das Ansehn der Vornehmen, dann die republikanische Verfassung der Dorfgemeinden, alles dies breche die Willkürmacht des Zaren, und gestatte eine Freiheit des Lebens, die wir dort schwerlich voraussetzten; bei ihrem Bruder nun gar, dem Kaiser Alexander, fügte sie hinzu, könne man nicht beklagen, daß er zu viele Macht, sondern nur, daß er zu wenige besitze, um seine menschenfreundlichen Gesinnungen und wohlwollenden Absichten ganz nach seinem Willen zu verwirklichen. Das große Thema der Verfassung, das auch in jenen Tagen die Gemüther dringend beschäftigte, kam nun zur Verhandlung, und ich scheute nicht meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Grundformen so wie meine Vorliebe für einheitliche, nicht in zwei

Kammern getheilte, Volksvertretung auszusprechen. Ueber das Mehr oder Minder der hier zu bestimmenden Verhältnisse, Zuständigkeiten oder Schranken wurde lebhaft hin und her gestritten, wobei sowohl der König als die Königin sich zu den freisinnigsten Grundsätzen bekannten. Die Hofleute nahmen an dem Gespräch keinen Theil, und schienen dasselbe langweilig, wohl gar verfänglich zu finden. Nach aufgehobener Tafel sagte mir der König noch vertraulich, er sei ganz meiner Ansicht, daß nur Eine Kammer richtiger sei, als deren zwei zu haben, allein bei der Zusammensetzung seines Landes müsse er für seine Fürsten und Grafen eine besondre Kammer einrichten, wäre es auch nur, um sie unschädlich zu machen, denn für sich allein bedeuteten sie wenig, säßen sie aber mit den Bürgern und Bauern zusammen, so übten sie auf diese einen unwiderstehlichen Einfluß, das gemeine Volk sei leider so knechtisch und eitel, daß es sich zur Ehre rechne, von so vornehmen Herren sich beschwatzen zu lassen. Hiegegen konnt' ich nichts einwenden, und habe wohl später aus ähnlichen Gründen des Ortes und Augenblickes, mich für die Zweitheilung entscheiden müssen.

Ich besuchte nach der Tafel Hrn. von Küster, den ich ziemlich verstimmt und fast gereizt fand. Dies wurde nur schlimmer, als ich erwähnte, der König habe mir gesagt, er rechne auf mich, so lange ich in Stuttgart sei, jeden Mittag und jeden Abend. Hr. von Küster sah sich nun gemüßigt mir zu sagen, daß er das Benehmen seiner Majestät gar nicht in der Ordnung fände, denn geschweige daß es dem Gesandten zukomme, einen ausgezeichneten Landsmann bei Hofe vorzustellen, so knüpfe

sich daran auch der Gebrauch, daß falls eine Einladung geschähe, diese auch dem Gesandten zu Theil werde. Der König scheine hieran nicht zu denken, und thue ihm durch solche Zurücksetzung den größten Schaden, sowohl bei den andern Gesandten als auch bei den Stuttgartern, und er würde sich unfehlbar darüber beschweren, wenn ihn nicht die Ueberlegung zurückhielte, daß auf die Unterstützung unsres Hofes in solchen Fällen nicht zu rechnen sei, man würde ihn nur grausam im Stich lassen, wie dies schon mehrmals ihm und auch Andern geschehen sei; einem preußischen Gesandten bleibe nur übrig, Ungebühr und Kränkung in der Stille zu verschlucken und nach Hause gar nicht zu melden. Ich suchte den armen Mann zu begütigen, indem ich ihm begreiflich machte, hier walte offenbar ein Ausnahmsfall, der durch ein ganz persönliches Verhältniß gerechtfertigt scheine, übrigens aber möge er mir nicht anrechnen, was ich weder herbeizuführen, noch zu verhindern im Stande sei. Dem unglücklichen Diplomaten aber, der um so strenger auf seine hohe Würde hielt, als er aus bürgerlichen Kreisen zu ihr emporgestiegen war, hätte es gar nicht zu viel gedünkt, wenn seiner Empfindlichkeit die ganze Macht Preußens sich herausfordernd zur Seite gestellt hätte.

Ich eilte zu meinen Freunden. Ludwig Uhland war mir über alles theuer, sein herrliches Talent, sein strenger, redlicher Sinn, standen mir in höchstem Werth. Aber die Kargheit seiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das schwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugsamer Anhänger des altwürtembergischen Rechts, als Mitglied einer heftigen Opposition,

mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen, und lebte in beschränkter Zurückgezogenheit. Mich sah er mit einigem Mißtrauen an, mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürtembergischen Parthei, wohin auch meine Verbindung mit Cotta, ja mit Justinus Kerner mich zu stellen schien, und in der That konnte ich den Eigensinn jener Parthei nicht billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich schätzte. Wir stritten alles durch, was diese verwickelte Verfassungsfrage betraf, meinen allgemeinen Ansichten hielt er stets das besondre Recht entgegen, ich seinem Rechtsbewußtsein die Forderungen des größeren Zusammenhanges, der fortgeschrittenen Zeit; natürlich bekehrte keiner den andern, allein wir erkannten, daß wir zu demselben Ziele strebten, und daß die Verschiedenheit der Wege unsrer Liebe nicht Eintrag that. Durch solche Erörterungen allein gelang es auch Uhland in Feuer zu bringen und sein reiches Innere zu klarem Redefluß aufzuschließen.

Mit frohem Behagen hatte ich Augusten Brede wiedergesehen, und widmete ihr gern die meisten der Stunden, die ich erübrigen konnte. Sie stand an der Stuttgarter Bühne in großem Ansehn, wurde als Künstlerin hoch verehrt, und war auch wegen ihrer sonstigen Anmuth und Bildung allgemein beliebt und geschätzt. Daß sie einem hohen Staatsbeamten befreundet, gewisse ihr von höchstem Ort gemachte Anträge unbedenklich zurückgewiesen, wurde ihr zur größten Ehre angerechnet. Ihre Wohnung und Einrichtung war geschmackvoll, man fand angenehme Gesellschaft, alles hatte ein gefälliges, heitres Ansehn. Aber am besten war es doch, wenn es sich

traf, daß wir allein blieben, da hatten wir viel Ver-
trauliches auszutauschen, Neues mitzutheilen, Altes her-
vorzurufen, und so sehr war Rahel in unsern Gesprächen
Ausgang und Ziel, daß sie beinah als gegenwärtig gelten
konnte.

Durch Uhland wurde mir noch eine besondre Ueber-
raschung zu Theil. Ich wünschte doch auch das Theater
in Stuttgart zu besuchen, und lud Uhland ein mich dahin
zu begleiten. Er stutzte, machte allerlei Ausreden und
zeigte eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte.
Je mehr ich in ihn drang, desto mehr wich er zurück,
ich stellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größten-
theils genommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegen-
heit sei, ein paar Stunden ungestört zusammen hin-
zubringen; er gab dies zu, bestand aber auf seiner
Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken
trage, sich mit mir öffentlich zu zeigen, ob seine Parthei-
genossen es ihm mißdeuten könnten? Da nahm er sich
ein Herz und sagte: „Nein, das ist es nicht. Aber wir
können im Theater nicht beisammen sein, denn du wirst
mit mir nicht auf den schlechtern Platz gehen wollen,
sondern auf den ersten, und da kann ich nicht hin."
Erstaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch
nicht in Stuttgart herrschen, daß im Theater solche ent-
würdigende Standesunterschiede geboten seien? — „Gebo-
ten nicht, erwiderte er, aber so durchaus gebräuchlich, daß
es entsetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein all-
gemeines Gerede sein würde, wenn man mich heute Abend
in einer Loge sähe. Wir Bürgerlichen begehren auch
nicht dahin, wir sind zu stolz, um mit den Vornehmen,
mit denen, die sich solche dünken, zusammen sein zu

wollen.“ Nun aber, im Unwillen über diese schmähliche Einrichtung, bestürmt' ich ihn erst recht, ihr verachtend zu trotzen, ich meinerseits rechnete es mir zur Ehre, dazu als Hülfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufsehn mache, so sei es mir nur um so lieber. Uebrigens sei nichts einfacher, er begleite seinen Freund, der gleich ihm diese Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch sicher für ihn zu behaupten wissen werde. Nach langem Zaudern entschloß er sich mit mir zu gehen, und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu sehen, im Publikum sehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwischenakte in meiner Loge besuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Beflissenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorstellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das sich aber schnell in lächelnde Höflichkeit versteckte und dem Dichter sogar einige Schmeicheleien eintrug.

Den Bruder Justinus Kerner's, früheren General und jetzigen Geheimrath von Kerner, fand ich in der festen Ueberzeugung, daß mein Eintritt in würtembergische Dienste nächstens bevorstehe, und demgemäß versuchte er sich mit mir als künftigem Genossen freundlich zu verständigen und auf guten Fuß zu setzen; als ich ihm aber die ernstliche Versicherung gab, daß ich in meinen bisherigen Verhältnissen bliebe, merkte ich wohl, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, und nun wurde er erst recht herzlich und vertraulich. Die Altwürtemberger, zu denen sich Kerner zwar politisch nicht hielt, aber durch Geburt

gehörte, waren schon seit langer Zeit von dem Uebergewicht der Fremden gedrückt, die sich in den kleinen Staatsdienst an den besten Stellen eingenistet hatten, und mit Seufzen sahen sie, daß dieser Uebelstand, der unter der vorigen Regierung geherrscht, auch unter der jetzigen, die doch in so vielen andern das Gegentheil von jener sein wolle, leider fortdauern werde. Diesen Wink ließ ich mir nicht verloren sein, und hätte mein Entschluß früher wanken können, er wäre jetzt der allerfesteste geworden.

Ich übergehe die vielen andern Bekanntschaften, die ich hier wie im Fluge zu machen oder zu erneuern hatte, ich fand kaum die nöthige Zeit zur eiligen Begrüßung, die meist auch schon den Abschiedsbesuch miteinbegreifen mußte, denn der König und die Königin nahmen mich unausgesetzt in Anspruch. Die Mittagstafel beschränkte durch die Zahl der Theilnehmer das Gespräch auf gewöhnliche Gegenstände, doch an den Abenden, wo nur wenige oder auch keine Hofleute zugegen waren, durfte die Unterhaltung sich desto freier ergehen. Die Königin hatte von Ländern und Völkern, von Staats- und Lebenseinrichtungen eine Kenntniß, die in Erstaunen setzte, ihre Aeußerungsweise war gefällig und klar, ihr Urtheil fast immer von hoch oben her in den Kern der Sache treffend. So kannte und durchschaute sie denn auch Personen und deren Beziehungen mit geübtem Scharfblick. Ueber die Staatsmänner des Wiener Kongresses, besonders über den Fürsten von Metternich, kamen Bemerkungen vor, die ihnen sehr peinlich wären anzuhören gewesen; ich versuchte zwar Einwendungen, aber die Königin beharrte nur um so fester in ihrer Meinung,

daß die meisten dieser Berühmtheiten sehr schwache Leute seien und eine nähere Beleuchtung nicht aushielten. Sonst ertrug sie Widerspruch sehr gut, ließ sich über eigne Irrthümer gern berichtigen, und behandelte fremde mit Nachsicht. Ein Gespräch über Belgien, das ich im letzten Herbst besucht hatte, brachte die wenigste Gelegenheit zum Widerspruch, sie war mit allen Eindrücken, die ich von dorther zurückgebracht, bekannt und einverstanden. Am ergiebigsten sprach sie von Rußland und russischen Personen, doch hatte sie für die meisten nur Tadel, eine Ausnahme machte der Fürst Kosloffskii, von dem sie rühmte, er habe in einem wüsten Weltleben eine geniale Unschuld zu bewahren gewußt. Die Stunden, in solcher Unterhaltung zugebracht, eilten im Fluge dahin; nicht weniger anziehend und gewinnreich waren die, welche ich Vormittags im Kabinette des Königs zubrachte; er zeigte mir Depeschen und Denkschriften, sprach von seinen Absichten am Bundestage, und wie diesem verpfuschten Wesen noch etwan aufzuhelfen sein möchte, von seinen Verfassungsmühen in Würtemberg, vor allem aber wurde die Lage Badens der Gegenstand sorgfältiger Ueberlegung. Der König bekannte frei, ihm sei weniger daran gelegen, daß Baden erhalten werde, als daran, daß Baiern sich nicht auf dieser Seite vergrößere, hierin aber liege genügender Grund, ihn zum treuen Verbündeten Badens zu machen, obschon man es ihm dort wenig anerkenne und danke. Dagegen gestand er, daß sein eigner Ehrgeiz auf Vergrößerung wo nicht seines Landes, doch seines Ansehns und seiner Wirksamkeit gehe, und daß er glaube, die Zukunft trage noch viele Umwälzungen in ihrem Schoße, die ihn nicht unvorbereitet treffen sollten;

den Anspruch als Oberbefehlshaber eines deutschen Kriegsheers einst im Feld aufzutreten, sprach er offen aus. Als Ergebniß von allem was ich sah und hörte war mir klar, daß es dem Könige, und noch mehr seiner Gemahlin, eigentlich in Würtemberg zu enge sei, daß sie das Land nur als den festen Grund betrachteten, von welchem aus zu weiteren Dingen zu gelangen. Einem Könige, der sich Feldherrnberuf zutraute, einer Königin, welche sich nach Rußland angehörig fühlte, Enkelin der großen Kaiserin Katharina war, und den kinderlosen Kaiser Alexander zum Bruder hatte, konnten diese weiteren Dinge sich in vielfacher Gestalt, und wie als größte so auch als glaublichste vorstellen. Für mich konnte die Verbindung mit der Stätte, wo solche Kräfte sich bethätigen wollten, nur angenehm und nützlich sein, sie standen mit meinen Verpflichtungen nicht in Widerspruch, noch weniger mit meinen Wünschen, für beide ließ sich im Gegentheil von daher mancher Gewinn hoffen. Ich ging daher willig auf das Anerbieten des Königs ein, daß er mir als seinem politischen Freund fernerhin sein besonderes Vertrauen schenken und auf mich rechnen wolle.

Die kurze Frist, die ich mir für den Aufenthalt in Stuttgart gesetzt, war schnell abgelaufen. Ich beurlaubte mich bei dem König und der Königin, die mir die schmeichelhaftesten Aeußerungen auf den Weg mitgaben. Meine Freunde bedauerten, daß ich so schnell wieder abreiste, dagegen hatte Herr von Küster das größte Vergnügen davon, es war leider das einzige das ich ihm machen konnte! Meine Anwesenheit hatte ihn wie ein Alp gedrückt; er glaubte sich durch die Auszeichnung, die

mir widerfuhr, in Schatten gestellt, verhöhnt, in seiner Eigenschaft als Gesandter beeinträchtigt, nicht ein einzigesmal war er mit zur Tafel geladen worden! Dabei wollte er jedoch den Anschein vermeiden, als sei er mit mir gespannt, es sollte vielmehr aussehen, als geschähe alles im traulichsten Einverständniß; er drang mir ein Mittagsmahl mit Gewalt auf, er gab mir zu Ehren einen Ball, aber auch hierin ging es ihm schlecht, denn nur auf Augenblicke konnte ich an beiden theilnehmen, und mußte schon im Beginn wieder abgehen, weil ich auch zum Könige gerufen war. Er that mir leid, aber ich konnte die Sache nicht ändern, und war nur bemüht, es meinerseits an Aufmerksamkeit und Beachtung nicht fehlen zu lassen.

In Karlsruhe fand ich große Verwirrung und Angst. Die politische Lage schien von Tag zu Tage sich nur zu verschlimmern, die Führung der Geschäfte war ohne Einheit, der russische Gesandte von Anstett schrieb aus Frankfurt vergebens, man müsse thätig sein, der Großherzog siechte trüb und lässig hin; Reizenstein, Tettenborn, konnten ohne ihn nichts thun, Berstett war ohne Halt und Richtung. Zum Unglück machte der russische Gesandte Graf Goloffkin eben jetzt Eröffnungen seines Kabinets, die dem badischen Hofe zwar allen Schutz zusagten, aber diesen an Voraussetzungen und Bedingungen knüpften, welche nichts weniger als beruhigend waren. Man gab sich einem Augenblick dem Eindruck hin, daß Rußland seine Gunst von Baden abziehe und zu Baiern wende. Man beschloß, nun Preußen dringender anzusprechen, und Berstett begab sich zu diesem Zweck anfangs des März nach Engers, wo der Fürst von Hardenberg

noch weilte. Auch in Wien hoffte man bessere Stimmung zu erwecken, und Herr von Blittersdorf sollte dort sein Heil versuchen, wurde jedoch noch zurückgehalten, weil man nicht recht wußte, wie eigentlich sein Auftrag zu stellen wäre. Die Versicherungen, welche ich aus Stuttgart brachte, waren unter diesen Umständen sehr willkommen, aber man konnte sich nicht entschließen, durch unmittelbare Anknüpfung den guten Willen zu befestigen und in Thätigkeit zu setzen. Daß aber etwas geschehen müsse, daß Baden nicht schweigend über sich dürfe verfügen lassen, sondern, den Höfen wie der öffentlichen Meinung ein kräftiges Lebenszeichen zu geben habe, das fühlte jedermann. Im gewöhnlichen Gange der Geschäfte war nichts auszurichten, auch befanden sich diese in der Hand Berstett's, die wenig Geschicklichkeit zeigte, einen aufgefaßten Gedanken gut und folgerecht durchzuführen. Da kam Reizenstein auf den Einfall, der Großherzog müsse gradezu seinen Schwager den König von Baiern persönlich angehen, ihm die drohende, raubsüchtige Stellung gegen Baden vorhalten, und nachdrücklich den Willen kund geben, auf dem eignen Recht unbeugsam zu bestehen. Wunderbar genug fand der Vorschlag den Beifall des Großherzogs, und er ließ sich bewegen, das folgende Schreiben nach München abzusenden:

Sire!

Ce n'est qu'avec peine je prends le parti d'entretenir V. M. d'une affaire qui doit répugner à ses sentimens particuliers autant qu'elle affecte les miens; mais la force des circonstances m'ordonne de rompre enfin un silence que ma délicatesse m'a fait garder trop longtems peutêtre.

Depuis trois ans je me trouve menacé de me voir dépouiller d'une partie de mes états, et tandis que mon pays faisait les plus grands efforts pour me mettre à même de soutenir d'une manière efficace et honorable la dernière lutte pour l'independance de l'Allemagne, mes alliés cherchent à m'arracher mes plus belles provinces et disposent de mon vivant de ma succession. Je crois avoir prouvé à l'univers dans les différentes négociations qui ont eu lieu l'insuffisance des motifs dont on veut colorer cette violation de mes droits les plus sacrés, et l'opinion publique a déjà prononcé dans ma cause avant même de connaître toute l'étendue de l'injustice dont je dois être la victime.

Si mon âme se navre en voyant des Puissances, qui ont déclaré à la face de l'univers n'avoir pris les armes que pour détruire l'arbitraire et établir en Europe un système politique basé sur les principes de la morale, s'abandonner aux faux raisonnemens, qu'on leur présente, au point de permettre qu'on veuille acquitter leurs dettes avec des provinces qui m'appartiennent, et dont j'ai acheté la conservation au prix du sang de mes sujets, quelle douloureuse sensation ne doit elle pas éprouver en appercevant mes plus proches parens à la tête de ceux qui cherchent à m'écraser, non contents d'accepter mes dépouilles, provoquer encore l'éxécution des mesures auxquelles ils n'auraient jamais dù donner leur assentiment.

Ma réflection se perd quand je cherche à com-

biner les démarches offensives et continuellement renouvellées du cabinet de V. M. avec les témoignages d'affection qu'Elle ne cesse de me donner. Il m'est absolument impossible de séparer dans une circonstance aussi grave le gouvernement de son chef, au point de trouver dans l'un mon parent et mon ami, tandis que l'autre se montre mon ennemi le plus sanglant.

En dernière analyse, je vous dois, Sire, ma profession de foi! il est tems que cela finisse d'une manière ou de l'autre et je dois déclarer à V. M. que, me croyant plus qu'acquitté des engagemens que j'avais contractés, tant par les efforts que mon pays a faits pour la cause commune, que par les dernières propositions conciliatoires énoncées en mon nom par mon Ministre à Francfort; je suis irrévocablement décidé à ne plus rien y ajouter. —

Je ne m'aveugle point sur la situation dans laquelle je me trouve; rien ne m'étonnera, je suis préparé à tout, mais je vous préviens, Sire, que si l'on avait le projet de m'arracher par la force ce que l'on n'obtiendra jamais de bon grè, j'appelle à mon recours l'opinion publique, et V. M. trouvera difficilement un allié plus puissant.

J'en ai dit assez au Roi, l'effusion de mon coeur exige que j'ajoute encore un mot à mon beaufrère et ami. Je vous conjure donc, Sire, par les liens du sang qui nous unissent, faites cesser une négociation qui depuis trop longtems fixe les regards inquiets de l'Europe et qui par l'adoption du principe

sur lequel elle se base, pourrait avoir des suites non moins dangereuses pour V. M. que pour moi.

Je suis etc.

Carlsruhe le 13. Mars 1818.

(Signé) Charles.

In München war man nicht wenig durch eine solche Ansprache überrascht, faßte sich aber schnell, und schon nach zwei Tagen erließ der König die nachstehende Antwort:

Monsieur mon Frère et Beaufrère.

J'ai reçu avec autant de surprise que de peine la lettre que V. A. R. vient de m'adresser, et je ne saurais assez Lui exprimer combien elle a excité toute ma sensibilité.

Vous connaissez, Monsieur mon Frère et Beaufrère, les transactions publiques et particulières, qui se sont succedées depuis 1813. Votre Ministre des affaires étrangères a été témoin des conventions arrêtées à Paris entre les quatre Puissances signataires du traité de 1815, il sait que j'y ai été étranger; le mémoire que mon Ministre a remis à cette occasion est consigné dans les actes publics. Nous avons tous loyalement combattu, Monsieur mon Frère et Beaufrère; les troupes allemandes ont rivalisé d'efforts, l'intérèt general n'en a pas moins commandé des sacrifices, je les ai portés de concert avec plusieurs des principaux membres de la fédération.

Si les missions de V. A. R. sont bien instruites, elles Lui auront fait connaître que la marche que j'ai suivie depuis deux années, est entièrement conforme aux sentimens qui nous unissent, que loin de

provoquer des mesures à Son égard, je me suis fait la loi d'attendre dans le silence le règlement d'intérèts, dont dépend la conclusion de l'acte qui doit fixer les destinées de l'Europe.

Je ne me permettrai point de faire une observation à V. A. R. sur le parti qu'Elle a adopté; c'est à Elle à juger dans Sa sagesse Sa position, et ce qu'enseigne l'intérèt bien entendu de Sa maison et de Son peuple; quelles que soient les événemens, ils n'influeront jamais sur les sentimens personnels qui m'attachent à un parent, qui me sera toujours cher, et ils ne sauront jamais porter atteinte à l'amitié et au tendre attachement que je porte à V. A. R. et avec lequel je suis etc. . .

Munich, le 15. Mars 1818.

(Signé) Max Joseph.

Beide Schreiben liefen bald in Abschriften um, und wurden in den Kreisen der Höfe und Diplomaten sehr verschieden beurtheilt. Die Gegner Badens thaten halb erzürnt halb mitleidig; der arme Großherzog sei auch hier wieder, meinten sie, wie gewöhnlich übel berathen gewesen, und Baiern habe den arglistigen Streich mit rüstiger Kraft siegreich zurückgeschlagen. In Karlsruhe selbst ließen die zaghaften Leute sich dies einreden, und meinten die Sache wäre besser unterblieben; auch Berstett, der inzwischen von Engers zurückgekommen war, schien dieser Meinung, und klagte bitter, daß er von allen Seiten deßfalls Tadel und Beschämung zu ertragen habe. In der That schien die Wirkung der Sache innerhalb des Halbgeheimnisses, in dem sie schwebte, so gut wie ver-

loren; es kam darauf an, sie in andern Schwung zu bringen. Ich stellte dies durch Tettenborn dem Großherzog vor, und nachdem ich mich seiner Zustimmung versichert hatte, sandte ich beide Schreiben, kurz und gut nach Hamburg zum Abdruck in der dortigen Zeitung, deren Herausgeber mir hinsichtlich der Verschwiegenheit sicher war. Einmal abgedruckt im Hamburger Korrespondenten, erschienen diese Schreiben nun bald aller Orten, wie ein Lauffeuer gingen sie durch alle Zeitungen des In- und Auslandes, in französischer, in englischer Uebersetzung waren sie zu lesen, man wußte kaum noch wo sie zuerst an's Licht getreten. Das Aufsehen war ungeheuer, die Wirkung übertraf alle Erwartung. Die Oeffentlichkeit gab ein andres Maß für das hier ausgesprochene Recht, als die zischelnden Höflinge und lauschenden Diplomaten. Von allen Seiten sprach die Macht der Meinung zu Gunsten Badens und wider Baiern, drang unabweisbar in die höheren Kreise, erschütterte die Kabinette. Jetzt fühlte man in München Verlegenheit und Beschämung, und zwar um so mehr, als man nicht zweifelte, die unangenehme Veröffentlichung sei nur durch die Unvorsichtigkeit des Königs Max Joseph veranlaßt, der in seiner leichten Art die vertrauliche Mittheilung zu weit ausgedehnt habe. Das Geheimniß, wie die beiden Schreiben in den Druck gekommen, blieb streng bewahrt, die Entdeckung würde mir allerdings den herbsten Verdruß zugezogen haben, die wenigen Eingeweihten wußten das, und hätten um keinen Preis mich bloßgestellt. Ich allein hatte die Sache einem Freunde vertraut, mit dem ich alles dahin Einschlägige zu besprechen pflegte, dem Geheimrath Friederich. Doch von ihm erhielt ich eine

Gewähr des Schweigens, wie sie nicht besser gewünscht werden konnte. Einige Monate später, schon ziemlich in den Sommer hinein, als der Lärm wegen jener Briefe am größten war, und die Leute sich den Kopf zerbrachen, wer den Frevel wohl begangen habe, ging ich eines Nachmittags mit Friederich im Schloßgarten spaziren, und als nach manchem andern Gegenstand auch jene Vermuthungen zur Sprache kamen, richtete er unerwartet an mich die Frage, ob denn wirklich zu glauben sei, daß von München die Veröffentlichung ausgegangen sei? Ich sah ihn zweifelnd an, gewahrte aber mit Erstaunen, daß er das ihm Anvertraute wirklich nicht mehr wußte, er fragte ganz einfach, in seinen Zügen lag die unbefangenste Aufrichtigkeit. Ich hatte Geistesgegenwart genug, ihm meine Ueberraschung zu verbergen, und sein Vergessen eines Geheimnisses, das auch ihm von größter Wichtigkeit sein mußte, dadurch zu bestrafen, daß ich es ihm nicht zum zweitenmal vertraute, sondern ihn nun wirklich ausschloß. Ich beantwortete seine Frage mit einer ausweichenden Redensart, lenkte auf andre Dinge ein, und wir setzten unsern Spazirgang harmlos fort. Ich nahm es als ein gutes Glück hin, daß ein solches Geheimniß aus unsichrem Gewahrsam wieder in engeren Verschluß zurückgekehrt war. Denn wer dergleichen leichtsinnig vergessen konnte, der konnte es auch bedachtlos ausplaudern. Unsicher aber war der sonst erprobte Freund erst geworden, seit eine wachsende Liebesneigung jeden andern Antheil in ihm zurückdrängte und abstumpfte; er hatte das ihm Anvertraute nur äußerlich vernommen, ohne auf den Inhalt zu achten. —

Die katholischen Kirchenangelegenheiten waren in den

vieljährigen Kriegsstürmen theils bedrängt worden, theils verwahrlost, und die Geistlichkeit hatte im Gefühl ihrer Unmacht, sich in beides seufzend gefügt. Nachdem aber Napoleons Gewaltreich zusammengebrochen, der Pabst wieder in Rom eingesetzt und der allgemeine Waffenlärm verstummt war, hatten auch sofort die Streiter der Kirche sich wieder geregt, und erhoben nun mit täglich verstärktem Nachdruck die alten Ansprüche, die ein großer Theil der Welt schon für gänzlich erloschene hielt. Die politischen Veränderungen hatten frühere Zustände, auf welche die Forderungen der katholischen Kirche sich gründeten, völlig verwischt, die weltlichen Einrichtungen waren für sich allein mächtig vorgeschritten, und sie mußten weit zurückgehen, wenn sie jenen wieder irgendwie sich verknüpfen sollten. Eigentlich gehörte es zu den Aufgaben des Bundestages die neuen Verhältnisse der katholischen Kirche für ganz Deutschland zu ordnen, allein man hatte sich schon überzeugt, daß dies eine der Sachen sei, die der Bundestag nie angreifen würde. Die Regierungen insgesammt waren darin einig, daß etwas für die Kirche geschehen müsse, und alle zeigten sich bereit, ihr durch billiges Uebereinkommen neuen festen Bestand und zweckmäßige Wirksamkeit zu sichern. Aber sie wollten dabei nach Gefallen und Laune verfahren, jede sich ihre besondern Vortheile ausmachen, nicht durch Annahme von Grundsätzen gebunden sein. Von den zahlreichen katholischen Staaten im alten deutschen Reiche waren eigentlich nur noch Oesterreich und Baiern als selbstständige Mächte übrig, und diese verschmähten es, mit den andern in Gemeinschaft zu treten. Während also diese für sich allein sorgten und eigne Verhandlungen mit Rom führten,

blieben die kleinen katholischen und die mittlern und kleinern protestantischen Staaten sich selbst überlassen. Da setzten wohlgesinnte, durch Kenntniß und Stellung berufene Männer den Vorschlag durch, die protestantischen Regierungen möchten sich zu allgemeinen Grundsätzen vereinigen, nach denen die katholische Kirche in Deutschland möglichst unabhängig von Rom und möglichst deutsch nach altem Recht und Brauch wiederherzustellen wäre. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf die starke Mitwirkung Preußens, das vor allen andern Staaten berufen schien, ein solches Werk durchzuführen. Allein sie fanden hier nur schwankende Unentschiedenheit und zaghaftes Zaudern. Das Unternehmen kam daher nur in kleinerem Maßstabe zur Ausführung. Die Beauftragten von Würtemberg, Baden, beiden Hessen und Nassau kamen in Frankfurt am Main zusammen und wurden über die Hauptpunkte der gemeinsamen Angelegenheit bald einig. Die Ergebnisse ihrer Berathung wurden in Protokollen niedergelegt, die zum Druck befördert und ohne eigentliche Veröffentlichung doch vielfach ausgetheilt ein nicht geringes Aufsehen machten. Man erkannte mit Erstaunen, wie leicht diese verworrenen Dinge zu ordnen, welch tüchtiges Werk hier zu schaffen sei, sobald nur die richtige Einsicht mit Muth und Ernst sich der Sachen annehme.

Doch je freudiger die Deutsch- und Freigesinnten diesen Arbeiten zustimmten, desto heftiger zürnten und widerstrebten die Ultramontanen. Sie konnten durch offnes Entgegentreten nichts ausrichten; die alten anerkannten Kirchengesetze wurden genau befolgt, die wirklichen Rechte des Pabstes gewahrt, nur den vielfachen Mißbräuchen und Anmaßungen sollte ein Ziel gesetzt werden; diese

jedoch waren für die Ultramontanen grade die Hauptsache. An Höfen und in hohen Regierungskreisen waltet immer eine stille Vorliebe für die hemmenden unfreien Strebungen, und es war leicht, nicht nur katholische, sondern auch protestantische Stimmen für das Ansehn des Pabstes, wenigstens gegen dessen Widersacher zu gewinnen; man machte geltend, der Pabst sei in neuerer Zeit der natürliche Verbündete der Fürsten, ihre Macht hänge mit der seinen zusammen, und schließlich sei es rathsamer mit einem geistlichen Oberherrn im fernen Rom sich abzufinden, als im eignen Lande einen kleinen Pabst zu haben. Diese Neigungen und Gründe walteten auch in Berlin, und man sah vornehm auf die Frankfurter Berathungen hinab. Allein ihre Wirkung beunruhigte, und man fand doch nöthig, sich mit diesen Gegenständen näher zu beschäftigen, die Lage der Dinge richtig zu übersehen. Der Kultusminister von Altenstein schrieb zu diesem Zweck an mich, und wünschte von mir Auskunft, wie es sich damit verhalte. Die Sachen waren mir wohlbekannt, ich hatte sie vielfältig durchgesprochen, namentlich mit Wessenberg, der im Januar aus Rom zwar unverrichteter Dinge aber doch glücklich zurückgekommen war, und dessen dort gescheiterte Angelegenheit mit dem neuen Unternehmen sehr nahe zusammenhing. In diesem Sinn antwortete ich dem Minister, und weil mein Verkehr mit ihm nur ein vertraulicher war, so durft' ich ihm ohne Scheu meine ganze Ansicht mittheilen, die ihn jedoch weniger aufklärte, als erschreckte, denn bei seiner Kenntniß der Stimmung, die am Hof und in den höchsten Stellen herrschte, konnte seiner Aengstlichkeit nicht einfallen, von meinen Aeußerungen irgend einen Gebrauch

zu machen. Späterhin hatte ich auch amtlich, auf besondere Aufforderung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, über denselben Gegenstand zu berichten. Ich lieferte eine Folge von Denkschriften, in denen ich auf's neue die Thatsachen und die Ansichten darlegte, die ich schon an Altenstein geschrieben hatte; meine Ausdrücke waren mit Bedacht ruhig und gemessen, wurden in Berlin aber doch zu stark gefunden. Einen besondern Aufsatz, der die Frage, ob der protestantische Staat die katholische Geistlichkeit durch Grundbesitz ausstatten solle, entschieden verneinte, schrieb ich zu meinem Vergnügen noch besonders, und ließ ihn ohne Namen in Luden's Nemesis abdrucken. Durch die Ränke der Gegner, die Lauheit und das Schwanken der Regierungen, blieben diese Sachen unerledigt; die Frankfurter Berathungen gingen ein ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die wir an sie geknüpft hatten. Die Krisen, welche damals mit geringer Anstrengung glücklich zu wenden waren, wurden späterer Zeit aufbewahrt, wo sie den Staat unheilvoll verwirrten und zuletzt ganz in seinen Nachtheil ausschlugen. So lassen fast immer die Mißgeschicke, welche im Verlauf der Zeiten die Staaten und ihre Häupter treffen, sich als die Folge von Versäumnissen erkennen, welche der Leichtsinn, die Schwäche oder die Gewissenlosigkeit früher verschuldet hat.

Ein andrer Gegenstand, mit dem ich mich zu beschäftigen hatte, reihet sich hier wie gerufen an. Die Franzosen hatten bei ihren vieljährigen raschen Kriegszügen und oft langwierigem Aufenthalt in den eroberten Ländern die Hülfsquellen derselben in jeder Art ausgebeutet, dabei auch das Eigenthum vieler Privaten, Körperschaften und Anstalten, bisweilen aus Noth, meist aber aus

habsüchtiger Willkür, gewaltsam angetastet und verbraucht. Alle Klagen der Verletzten, wie alle Vorstellungen ihrer Regierungen mußten vor der Gewaltherrschaft, die dergleichen befahl oder zuließ, verstummen. Auch der erste Pariser Frieden hatte diese Anliegen nicht berücksichtigt. Beim zweiten Pariser Frieden aber waren sie zur Sprache gebracht, und für diese gerechtesten aller Forderungen ein Ersatz bedungen worden, zu dessen Feststellung und Vertheilung eine gemischte Kommission unter dem Vorsitze des Herzogs von Wellington in Paris verblieb. Wie alle Geldsachen zog auch diese die sogenannten Geschäftsmänner herbei, Unterhändler und Vermittler, deren eifrige Betriebsamkeit den ursprünglich Berechtigten manchen Schaden zufügte, ohne daß die Ansprüche an Frankreich dadurch sich minderten; die zuletzt als gültig anerkannten betrugen ungeheure Summen. Die Franzosen, schwer gedrückt von den Bedürfnissen des hergestellten Königthums, von den Leistungen für die verbündeten Heere, von den Kriegszahlungen an die fremden Mächte, schrien heftig über die neue Last dieser ihnen auferlegten Privatentschädigungen. Sie hatten indeß die verschiedenen Zahlungen eine Zeitlang geleistet, als ihnen, es hieß mit Wellington's Zustimmung, die Hoffnung eröffnet wurde, den Nachlaß der noch ungezahlten Rückstände zu erlangen. Sie fanden zuerst günstiges Gehör beim russischen Kaiser, auf dessen eindringliche Fürsprache auch Oesterreich und Preußen ihre Zustimmung gaben. Für Preußen war die Sache von größter Wichtigkeit, ihm standen verhältnißmäßig die größten, die gerechtesten Rückforderungen zu; auch hatte schon die öffentliche Stimme hier einige Geltung erlangt, und die Regierung scheute sich mit ihr

zu sehr zu brechen, der Unwillen über die Bedingungen des Friedens war im Volk und Heer noch immer laut, und nur jene Bestimmung wegen der Privatforderungen mäßigte einigermaßen den Tadel. Unter diesen Umständen hieß es der preußischen Regierung eine harte Zumuthung machen, grade jene bereits rechtlich feststehenden Forderungen zu verletzen, auch die altherkömmliche Fürsorge für Recht und Wohl der Unterthanen that in den Behörden selber lebhaft Einspruch. Allein der König meinte dem Kaiser Alexander nichts abschlagen zu können, und aus Gefälligkeit für seine Verwendung wurde das Opfer gebracht, das Recht und Wohl der Unterthanen preisgegeben. Aber nun sollten auch die mittlern und kleinen Regierungen zustimmen, und Preußen mußte sogar mitwirken, dies zu erlangen. Ich wurde beauftragt, die Einwilligung des Großherzogs von Baden anzufordern. Ein wirklicher Widerstand, ein entschiedenes Nein, war hier völlig undenkbar, ich brauchte keinen persönlichen Eifer aufzuwenden, die Sache kam durch ihre natürliche Schwere ganz von selbst zu Stande. Bald hatten alle Regierungen eingewilligt, und den Franzosen wurden ungeheure Summen nachgelassen. Die Verkürzten, Beschädigten, mußten sich darein ergeben. Die Verstimmung, welche dies Verfahren erzeugte, war jedoch ungeheuer, die Regierungen sanken allgemein in der Achtung, um so mehr, als in der Folge diese gekürzten Entschädigungen von einigen Regierungen nochmals gekürzt und dann erst nach jahrelangem Hinzögern den Betheiligten ausgezahlt wurden, man aber zugleich erfuhr, daß große Ueberschüsse geblieben, mit denen als herrenlosem Gute nach Belieben geschaltet worden. Der empfindliche Ruck, den damals

die Mächtigen durch Willkür und Eigennutz in der öffentlichen Meinung erlitten, wird nicht außer Rechnung zu lassen sein, wenn spätere Vorgänge zur Beurtheilung kommen. Gewiß ist es, daß im Verlauf der nächsten dreißig Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden die meisten deutschen Fürstenhäuser große Reichthümer gesammelt haben, als deren erster Stamm und Grund die Summen zu betrachten sind, welche aus den französischen Zahlungen in die Privatschatzkammern der Fürsten geleitet worden. —

Untergeordnete Zwistigkeiten zwischen Baden und der Schweiz führten den Staatsrath und Altbürgermeister von Escher als schweizerischen Gesandten nach Karlsruhe. Bei wenig vortheilhaftem Aeußern, anstößigen Gewohnheiten und rauher Sprache benahm er sich so klug und gewandt, daß er sowohl in der Gesellschaft überall Geltung fand als auch in den Geschäften bald Boden gewann. Allein die Sachen zum Schlusse zu bringen, das hing nicht von seiner Geschicklichkeit ab; er mochte die Minister und ihre Räthe von der Richtigkeit seiner Vorschläge überzeugt haben, auch der Großherzog mochte gegen die Sache nichts einwenden, aber alle Versuche, diesem eine schließliche Genehmigung abzulocken, scheiterten an seiner unbezwinglichen Lässigkeit, die alles verzögerte, auf unbestimmte Zeit vertagte, der gesetzten Frist immer neue Fristen folgen ließ. Die Geschäfte, die gleich im Beginne einer für beide Theile zufriedenstellenden Abmachung fähig waren, wurden durch den Aufschub schwierig, von beiden Seiten hatte man Muße neue Bedingungen, neue Forderungen vorzubringen. In diesem Wetteifer erhitzte man sich so sehr, daß Baden endlich zu strengen Gränzmaßregeln schritt, welche die Schweiz schon mit einem Angriff

auf Konstanz erwidern wollte, da kam endlich nach Verhandlungen, die Monate nutzlos gedauert hatten, eine friedliche Einigung zu Stande, von welcher der schweizerische Bevollmächtigte alle Ehre hatte. Während der ganzen Dauer seines Aufenthalts, der dem lebhaften, aber kränklichen und von seinen häuslichen Verhältnissen dringend heimgerufenen Mann oft äußerst peinlich wurde, ließ er sich doch zu keiner Ungeduld oder Aufwallung hinreißen, hatte die Augen unverwandt auf sein Geschäft gerichtet, und seiner zähen Festigkeit, seinem unermüdeten Fleiß und geduldigen Ausharren verdankte er zuletzt auch den Erfolg, der ihm selbst bisweilen unmöglich gedünkt hatte. Sein Zutrauen zu mir war sehr groß, er theilte mir alles mit, was den Gang seiner Sache betraf, und vieles andre, was seiner Spürkraft in Karlsruhe nicht entging, obschon er für seinen Zweck davon keinen Gebrauch machen konnte, und was uns Andern, die wir so zu sagen Einheimische waren, sich doch versteckt hatte. Noch oft in der Folge machte ich die Bemerkung, daß die schweizerischen, daß überhaupt die republikanischen Diplomaten an Höfen oft nicht nur die am besten unterrichteten sind, sondern auch ihre Sachen am leichtesten durchsetzen, ohne alle die Formen der vornehmen Welt und die Künste und Feinheiten, die man in diesen Kreisen so gern für unerläßliche halten will.

Um diese Zeit ergab sich für Rahel unerwartet ein neues Verhältniß, das unter den waltenden Umständen als ein besonderer Glücksfall zu betrachten war, und wie ein solcher zu thun pflegt, Verwunderung und Neid genug

erregte. Bevor ich die Sache selbst erzähle, muß ich ein paar erläuternde Bemerkungen vorausschicken. Eigentlich befand Rahel sich in Karlsruhe, bei allem Anschein äußern Wohlergehens und Gelingens, in einer Lage, die wenn nicht gradezu eine traurige, doch gewiß keine befriedigende zu nennen war. Ihr Verhältniß zu der Umgebung war von dem meinigen durchaus verschieden. Ich stand im Anfang einer Laufbahn, die mir weiteres Aufsteigen verhieß, die meinem Eifer und meiner Thätigkeit immer neuen Stoff und neue Aufgaben stellte, und mit und neben meinen Pflichten auch meinen Neigungen ein offnes Feld freier Wirksamkeit vergönnte. Wer bestimmte Zwecke verfolgt und diesen gemäß Arbeiten hat, der ist gegen eine Menge von Aeußerlichkeiten, die den Tag bedrängen und verderben, und zuletzt die Seele verstimmen, wie gefestet und geschützt. Für mich hatte der Hof, so dürftig und geistlos er sein mochte, nicht nur den Reiz der Neuheit, sondern auch den viel größern, daß er mir Gegenstand der Beschäftigung war. Dieser kleine Kreis enthielt die Figuren, welche in dem ernsten Spiele, das mir oblag, ihre verschiedenen Werthe hatten, die nicht unberücksichtigt bleiben konnten, und wenn ihnen sonstige Bedeutung abging, so galten sie mir wenigstens so viel, wie die untersten Geschöpfe dem Naturforscher, der auch sie genau kennen muß und sie nach seinem Sinn bearbeitet. Ich brachte zu meinem Geschäft frischen Jugendeifer, dem nichts zu schwer wird, und den muntern Sinn, der zwar schon manche Erfahrungen gemacht hat, aber noch keiner überdrüssig geworden ist. Für Rahel stand dies alles ganz anders. Sie hatte hier keine Thätigkeit auszuüben, sie konnte die kleinen Spannungen, welche den

Theilnehmer des Spiels an dasselbe fesseln, als fernstehende Zuschauerin nicht mitempfinden; sie sah nur die Oede und Langweile der traurigen Gesellschaft, die selber nur die verkümmerte Nachahmung weitentlegener, ihr längst unbekannt gewordener Vorbilder war, deren Glanz und Anmuth und feste Unterlage gänzlich fehlte. Rahel hatte früher inmitten einer Geselligkeit gelebt, die ihr ganz absichtslos, in freiem Walten ihres Wesens, entstanden war, und die an Mannigfaltigkeit und Bedeutung ausgezeichneter Männer und Frauen den gepriesensten französischen Kreisen dieser Art zur Seite stehen konnte. Sie hatte mit dieser Geselligkeit sich keinen Zwang auferlegt, sondern in ihr alle Freiheit bewahrt, kein äußeres Ansehn, kein Vorurtheil hatte hier störend eingewirkt. Der Austausch der Meinungen, der Ansichten und Empfindungen war durch keinen geisttödtenden Bann bedingt. Diese Geselligkeit, zersprengt durch die Schicksalsschläge des Jahres 1806, ließ sich nicht herstellen oder neu bilden, jeder Versuch und jede Absicht hiezu lagen fern; das Vergangne konnte sinnende Rückblicke hervorrufen, Wunsch und Thätigkeit wandten sich einer anders gestellten Gegenwart zu. Das Verzichten war nicht so schwer gewesen, aber desto mehr war es nun die anfordernde Zumuthung, anstatt des einst genossenen Aechten, Reichen, Geist- und Sinngemäßen nun das Falsche, Dürftige, den innersten Ansprüchen Widersprechende anzunehmen. In allen Beziehungen mußte Rahel das tiefste Gefühl des Herabgekommenseins haben, wenn sie diese Karlsruher Darbietungen mit ihren früheren verglich. Beschränkte, mitunter gutmeinende, großentheils aber dummstolze und auch böswillige Menschen, deren ganzes Dasein in den

kleinen Verhältnissen des Hofdienstes aufging, nach dessen Satzungen oder Launen sich ihr Denken und Empfinden richtete, diese machten den Grundstoff einer Gesellschaft, in welcher an selbstständige Eigenthümlichkeit, an Erhebung oder nur Freiheit des Geistes nicht zu denken war. Alles in dieser Masse, Geschmack, die Umgangsformen, die Kunde der großen Welt lag tief unter dem Stande früherer Gewohnheit; alles ordnete sich nach äußerem Rang, ehrte den Stumpfsinn und die Dummheit im höheren, mißachtete den Verstand und das Talent im niedern; die einfachste Wahrheit um zu gelten, mußte aus einem gestickten Rock heraus reden. Diesem zwangvollen Unwesen sich zu fügen, war für Rahel eine Unmöglichkeit, die Freie, die Selbstbewußte und Geistesmächtige konnte nicht in solcher Dienerschaft mitdienen, sich der gemeinen, kleinlichen Bewegung untergeordnet anschließen. Zwar hatte sie gleich erklärt, den Hof nicht besuchen zu wollen, wozu ihre Kränklichkeit den gültigen Grund gab, allein die ganze Gesellschaft war nur ein Wiederschein des Hofes, trug dessen Abzeichen am Hals oder Namen, stellte das ganze Unwesen in jedem Bruchtheile getreulich dar. Sich von allem Verkehr auszuschließen, war nicht thunlich, der eigne Sinn, voll Menschenfreundlichkeit und Güte, stand dem entgegen, nicht minder die Rücksicht auf mein Verhältniß, dem einiges Anbequemen nicht zu versagen war, dem auch manches Opfer mit willigem Muthe wirklich gebracht wurde. Natürlich war in dieser Oede die kleinste Spur eines frischen Quells willkommen, wir erfreuten uns besonders der Zuflucht, welche die Familie Reden bot, dann auch jedes guten und freien Sinnes, der hin und wieder unter den

Einheimischen sich hervorwagte, freilich oft in einer Beimischung, über die schwer hinwegzukommen war. So hatte Rahel auch hier wieder, aus eingebornem Trieb und Talent, wohl einige Personen um sich versammelt, die von ihr belebt einen leidlichen Anschein gaben; allein nicht nur meinen Augen, die hierin geübt waren, auch fremden, antheilvollen, wie Tettenborn's und Friederich's, war es klar, daß alles nur als Behelf diente, dessen Mängel, wie sehr auch Gutwilligkeit sie verdecken mochte, immer auf's neue häßlich hervortraten. Das Trostlose der ganzen Lage, die Verstimmung und das Mißbehagen, die sich daraus erzeugten, hatten glücklicherweise ein Gegengewicht in der Innigkeit und Sicherheit unsres Zusammenseins, in dem täglichen Austausch unsrer Gedanken, in der einträchtigen Gemeinschaft unsrer eigentlichen Strebungen und Wünsche. Doch während ich für mich ganz beruhigt war, konnte ich für meine Freundin nicht ohne Sorgen sein, deren Geschick in dem meinen eine Stütze finden, aber nicht in ihm aufgehen sollte, und deren Lebenselement offenbar getrübt war. Ich machte ihr Vorschläge zu mancherlei Reisen, nach Hause zum Besuch der Ihrigen, in die Schweiz, nach Paris, worauf sie jedoch, theils aus bedachtsamer Bescheidenheit, theils aus liebevoller Rücksicht für mich, niemals ernstlich einging.

Inmitten solcher düstern Betrachtungen überraschte mich Rahel eines Tages mit der Neuigkeit, daß eben ein Besuch sie verlassen habe, den ich schwerlich errathen würde. Es war die Prinzessin Amélie, die zum erstenmal sie besucht und anderthalb Stunden bei ihr zugebracht hatte. Merkwürdiger aber als diese Außerordentlichkeit, von der es in Karlsruhe kein Beispiel gab, war

die Erklärung über den Zweck derselben. Die Prinzessin hatte bisher Rahel nur einigemal gesehen und nicht viel mit ihr gesprochen, jedoch alsbald eine tiefe Hinneigung zu ihr empfunden. Sie war zu sehr gewohnt ihre Gefühle zu unterdrücken, als daß sie diesem sogleich nachgegeben hätte, doch wünschte sie öfteres Begegnen, vertraulicheres Gespräch. Da Gelegenheit und Zufall diesem Wunsche nicht günstig waren, das Verlangen aber mittlerweile zur Ungeduld und zum Bedürfniß wuchs, so faßte sie eines Tages den Muth, und eröffnete ihr Herz der wenn auch liebevollen doch strengen und gefürchteten Mutter, der alten Markgräfin. Sie stellte dieser vor, wie beschränkt und vereinsamt eigentlich ihr Leben sei, welch gedrückte Tage sie hier seit ihrer Rückkehr von St. Petersburg verlebe, sie sei nun schon über vierzig Jahre, jede Aussicht zu einer Verheirathung nun vorüber, ihr dafür jetzt wohl einige Freiheit und Selbstständigkeit zu gönnen, sie habe ihr ganzes Leben fremdem Gebot unterworfen, es möge ihr erlaubt sein, endlich einmal ihrem Herzen zu folgen und diesem eine Befriedigung zu gewähren. Die Markgräfin, überrascht und erschreckt, glaubte nichts minderes vernehmen zu sollen, als das Bekenntniß einer heimlichen Liebesneigung, vielleicht einer schon geschlossenen Verbindung; sie athmete auf, als sie hörte, daß die Rede nur von einer Freundin sei, welche die Tochter sich ausgewählt, und mit der in vertrautem Umgang zu leben sie jetzt die Erlaubniß dringend ansprach. Die vorausgegangene Erörterung, die Klagen über Beschränktheit und Unbefriedigung, berührten die Mutter empfindlich, der Muth der Tochter aber, die zum erstenmal in ihrem Leben so aufzutreten wagte, hatte

leidenschaftliche Macht, jene schien zu fühlen, daß sie der Tochter bisher zu streng gewesen, und selbst deren Nichtverheirathung, in ihren Augen jedenfalls ein Unglück, mochte sie sich einigermaßen zum Vorwurf machen; genug sie gewährte sogleich ihre Zustimmung, umarmte die Tochter, und gestand, daß diese keine bessere Wahl hätte treffen können. Die Prinzessin war darauf zu Rahel geeilt, ihr alles dies zu erzählen, und sich ihre Zuneigung, ihr Vertrauen zu erbitten. Sie hatte ihr ganzes Verhältniß zu den fürstlichen Verwandten und zum Hof ihr genau dargelegt, ihr früheres Leben in St. Petersburg, das Mißverhältniß als älteste Schwester unverheirathet unter den jüngern dazustehen, die alle die glänzendsten Parthien gemacht hatten, die Oede und Dürftigkeit des Hofkreises, der keinerlei Nahrung für Gemüth und Geist biete, nur niedrige Unterwürfigkeit zeige, und dabei nur zu oft Bosheit und Tücke im Hinterhalt habe. Es fand sich, daß bei allem Unterschiede der äußern Stellung doch beide Frauen das Wesentliche ihrer Verhältnisse in gleicher Weise auffaßten und als ein ihnen Gemeinsames fühlten; ja dieselben Ausdrücke, mit welchen ich Rahels Stimmung zu bezeichnen versucht habe, waren zum Theil auch von der Prinzessin gebraucht worden, und sind in doppelter Geltung um so berechtigter.

Für Rahel war dieses unverhoffte Entgegenkommen und Anschließen nicht nur ein freudiges, wohlthuendes Ereigniß, sondern auch ein dauernder Gewinn und Segen. Wie Rahel hatte die Prinzessin trotz aller Wärme des Gefühls doch eigentlich keine Empfindsamkeit, und nach der unvermeidlichen ersten Aufwallung zeigte die neue Freundschaft im ferneren Verlauf nur ruhiges Maß und

klare Besonnenheit. Die Prinzessin wiederholte ihre Besuche bei Rahel, diese kam öfters auch zu jener, wo dann fast immer auch die Markgräfin Mutter sich einfand, und an der lebhaften Unterhaltung heiter theilnahm; sie liebte aufgewecktes und freies Gespräch, nur mußte sie versichert sein, daß dabei die Ehrerbietung für sie nicht litte. Der Stoff der Mittheilung war bei so verschiedenen Lebensbahnen, aus denen er hervorging, so anziehend als unerschöpflich; der russische Hof lieferte die merkwürdigsten Geschichten, die unglaublichsten Angaben, eben so die übrigen verwandtschaftlichen Höfe. Das Leben der Prinzessin kannte keinen andern Boden, sie hatte nur innerhalb dieser Schranken gelebt; desto größer war ihre Aufmerksamkeit für alles, was Rahel ihr aus minder glänzenden, aber freieren und geistig reicheren Erlebnissen darzubieten hatte. Die verschwiegensten Gedanken, die vertraulichsten Urtheile über Fernes und Nahes wagten sich hervor, die Prinzessin gestand, daß ihr eine neue Welt aufging. Aber auch wohlthätiges Wirken verband die neuen Freundinnen; den Armen kamen reichliche Spenden zu gut, zu denen willfährige Freigebigkeit mit kluger Einsicht und Güte sich glücklich vereinigte. Mich berührte das Verhältniß wenig, selten erschien ich bei den Zusammenkünften, und meist nur, wenn etwas vorzulesen oder eine Nachricht mitzutheilen war. Für Rahel war der Umgang nicht nur dem Herzen wohlthuend, sondern auch sonst von angenehmen Folgen. Ihr Ansehn in der Gesellschaft stieg merklich, man bemühte sich um sie, man erwies ihr hundert Aufmerksamkeiten. Die Freunde freuten sich des günstigen Ereignisses, das mehr oder minder auf sie zurückstrahlte; hingegen sparten Uebelwollende ihre

spitzen Bemerkungen nicht, untersuchten ob dergleichen so ganz regelrecht sei, ob Stand und Rang nicht dabei litten. Besonders konnte eine krampfzuckende Ministerfrau sich nicht zufrieden geben, daß nicht ihr solche Gunst und Ehre zugewendet worden, auf die doch keine ihrer Eigenschaften auch nur den geringsten Anspruch haben konnte. Nun wurden auch von manchen Seiten Schritte gethan, um Rahel förmlich an den Hof zu ziehen, was besonders die Großherzogin Stephanie wünschte; doch Rahel lehnte dies klüglich ab, und stützte sich auf das Beispiel der Frau von Reden, die sich ebenfalls wegen Kränklichkeit vom Hof zurückhielt; die geringen Annehmlichkeiten wären durch peinlichen Zwang aufgewogen worden, und Verdrüsse und Widrigkeiten waren unvermeidlich, wenn dieser Boden einmal betreten nun auch den gangbaren Vorurtheilen nach unter allen Umständen behauptet werden sollte.

Einen guten Einfluß übte Rahel dadurch aus, daß sie die Prinzessin, welche bisher nach dem Beispiel ihrer Mutter wenig Anziehung zur Großherzogin Stephanie gefühlt hatte, für diese günstiger stimmte. Sie machte sie auf das wunderbare Schicksal, die harten Prüfungen und das musterhafte Betragen dieser Fürstin wiederholt aufmerksam, zerstörte die falschen Annahmen, die man auf sie gehäuft hatte, machte ihre Liebenswürdigkeit, ihre Geistesfülle geltend und erreichte wirklich, daß die beiden Schwägerinnen sich einander näherten, erkannten, und in der Folge trotz aller Ränke und Listen, durch die man sie wieder zu entzweien suchte, in guter Freundschaft verbunden blieben. Die Prinzessin war schüchtern, aber wahr und treu, ihre außerordentliche Herzensgüte und ihr

ehrlicher grader Sinn, einmal auf den rechten Weg geführt, waren nicht mehr zu irren. Sie hatte bei diesen schätzbaren Eigenschaften wenig Sinn für Poesie und freien Geistesschwung, in dieser Beziehung stand sie der Großherzogin sehr nach, daß sie aber an diese und an Rahel sich so innig anschließen konnte, zeigt wenigstens, daß an der Stelle, wo jener Mangel merkbar wurde, die liebevollste Anerkennung dessen waltete, was ihr fehlte, und so gleichsam ersetzt wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit knüpfte sich eine andre Verbindung an, die nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte in dem Briefwechsel zwischen Rahel und Veit, den ich handschriftlich bewahrte, öfters den Namen Lindner gefunden, und mir von Rahel erzählen lassen, was sie von diesem Jugendfreunde zu sagen wußte. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieses Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden sind, hatte so wie Veit Medizin studirt, und sich darauf, wie seine damals reichlichen Mittel es zuließen, ohne bestimmten Zweck munter in der Welt umgesehen; sein jugendlich hübsches Wesen, sein erregbares Herz und sein liebenswürdiger Leichtsinn erwarben ihm überall Gönner und Freunde, die seine Unbeständigkeit jedoch nicht zu benutzen wußte; die letzten Nachrichten von ihm waren aus Wien, wo er als Arzt aufgetreten, in mancherlei Verwicklungen gerathen und dann verschwunden war; wenigstens hatte Rahel seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. Jetzt erscholl von Weimar her dieser Name durch alle Zeitungen. Doktor Lindner, hieß es, trage die Haupt-

schuld an der durch die jenaischen Professoren Luden und Oken geschehenen Veröffentlichung der verläumderischen Berichte, welche Kotzebue über deutsches Gelehrten- und Universitätswesen an den Kaiser von Rußland erstattete, ihm verdanke man die Aufdeckung dieser heimlich schleichenden Schändlichkeit. Die öffentliche Meinung sah dies als ein Verdienst an, sie pries die Klugheit und den Muth des Mannes, der sich der Ehre der Deutschen so wacker angenommen. Aber die Regierungen glaubten die Sache nicht so günstig auffassen zu dürfen, sie sahen in Kotzebue den beleidigten russischen Staatsrath, und fürchteten schlimme Folgen. Lindner stand nicht im Vorgrunde der Sache, jedoch die Verdrießlichkeiten erreichten auch ihn schnell genug, und um größeren zu entgehen, verließ er Weimar und zog sich nach dem Elsaß, von wo er eine bündige Vertheidigungsschrift seines Verfahrens ergehen ließ, dessen Unregelmäßigkeit er eingestand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleisteten Dienst triftig entschuldigte. Dieser Lindner nun war ohne Zweifel Veit's und Rahel's Lindner, und erregte dadurch, wie durch seine neueste Geschichte zwiefach meinen wärmsten Antheil. Ich fragte seinetwegen in Weimar an, und da mir von daher keine genügende Auskunft wurde, so entschloß ich mich kurz und gut, und schrieb an ihn selbst nach Mühlhausen, wo er den Zeitungen zufolge seinen Aufenthalt genommen hatte. Die Antwort erfolgte bald, und entsprach allen unsern Erwartungen. Noch einige schnell gewechselte Briefe knüpften eine nähere Verbindung an, die bald nachher durch persönliches Kennenlernen zur Freundschaft erwuchs, und in gemeinsamer Thätigkeit auf dem politischen Felde für beide Theile

förderlich, ja für Lindner's fernere Lebenswendung entscheidend wurde. —

Das Frühjahr 1818 war für das südliche und westliche Deutschland eine unruhige Zeit, in den Gemüthern und Geistern wallte und gährte es heftig, Hoffnungen und Besorgnisse stießen hart wider einander, die mannigfachsten Fragen begehrten ungestüm Antwort, aller Orten fühlte man, daß etwas geschehen, daß etwas gethan werden müsse. Die Koblenzer Addresse wirkte gewaltig ein; der Bundestag, welcher als Körperschaft und noch mehr in seinen einzelnen Gliedern von den mannigfachsten Forderungen hin und her gestoßen wurde, und in seiner furchtsamen Schwäche eben so leicht den wildesten Volksstimmen zum Werkzeuge dienen konnte, als er bereit war, den strengsten Hofbefehlen zu gehorchen, wußte durchaus keine feste Haltung zu gewinnen, und warf die Verwirrung, in der er sich befand, nur auf die Regierungen zurück, die ihn beschickt hatten; Verfassung war das allgemeine Losungswort, das Volk wollte sein Recht, aber auch die Mediatisirten, die Ritter und Junker verlangten die Herstellung ihrer Vorrechte, die Vertheilung und Abgränzung der Länder war noch nicht schließlich abgemacht, jeder Fürst mißtraute dem Nachbar, und noch mehr den großen Höfen, deren Willen und Richtung sich nicht klar aussprach, und doch zuletzt alles entscheiden mußte. Aus natürlichem Gefühl suchten in dieser zweifelvollen Bedrängniß die Fürsten ihre nächste Stütze im eignen Land und Volk; waren diese zufriedengestellt und die öffentliche Meinung gewonnen, so schien auch der mindermächtige Fürst einem sonst übermächtigen noch nicht weichen zu dürfen. Verfassung, oder wie man häufiger sagte, Kon-

stitution, wurde daher, wie öffentlich im Volk, so insgeheim auch bei den Höfen als die große Angelegenheit des Tages besprochen, und in Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, war man gleichzeitig in dieser Richtung mit Vorarbeiten beschäftigt, die sogar mit einer Art von Wetteifer betrieben wurden. Doch meinten die Fürsten und ihre Minister und Höflinge mit den Zugeständnissen, welche dem Volke zu machen waren, nicht sowohl diesem eine Wohlthat zu erzeigen, als vielmehr sich selber eine Nothhülfe zu geben; sie sahen die Berufung von Volksvertretern oder Ständen nur als ein unvermeidliches Uebel an, als eine bittere Arzenei, die man einzunehmen immer gern zögert, bis zur äußersten Frist aufschiebt. Man blickte vor allem auf die großen Mächte, deren wahre Meinung indeß hinsichtlich der Verfassungsfrage schwer zu errathen war. Oesterreich und Preußen hatten sich durch die Bundesakte zur Einführung ständischer Verfassung verpflichtet, Preußen schon die Grundzüge derselben durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 öffentlich verkündigt, war auch am Bundestage mit entschiedenen Erklärungen deßhalb aufgetreten; allein Oesterreich bewies in dieser Richtung offenbar keinen Eifer, der Fürst von Metternich hatte mehrmals geäußert, er könne zugeben, daß der Souverainetät der Kleinen Zaum und Gebiß angelegt würden, aber die Großen würden sich solchem Zwange nie unterwerfen; wie weit Preußen in der angegebenen Richtung gehen wolle, wußte niemand mit Sicherheit, und das Belobungsschreiben des Königs an die Gemeinde Hatzenport ließ über dessen persönliche Denkart wenig Zweifel. Die Widersacher alles Verfassungswesens hatten daher leichtes Spiel, wiesen die

Fürsten auf das Beispiel der großen Mächte hin, warnten besonders vor Uebereilung, und während die öffentliche Stimme stets lauter forderte, brachten sie, so viel sie vermochten, alles wieder ins Zaudern und Stocken.

Wie ein Blitz aus heitrer Luft schlug plötzlich in diese dumpfe Schwüle mit donnerndem Nachhall ein leuchtendes Wort aus Norden. Der Kaiser Alexander hatte den unter seiner polnischen Königskrone vereinigten Polen eine Konstitution versprochen, das war bekannt, auch wußte man, daß er im Allgemeinen den freisinnigen Einrichtungen günstig, und sein gegebenes Wort ihm heilig war. Ein Reichstag war in Warschau zusammengerufen worden, und der Kaiser zu dessen Eröffnung dort eingetroffen. Dies alles hatte man mit großer Gleichgültigkeit angesehen, und selbst in Wien und Berlin von dem ernsten, weitgreifenden Schlage nichts geahndet, der hier aus einer Handlung, die man für unwichtige Förmlichkeit halten wollte, plötzlich hervorbrach. Die Rede, mit welcher Alexander den Reichstag eröffnete, war für die entzückten Polen, für die erstaunten Russen, für die harrenden Deutschen, für die ganze politische Welt, die mächtigste Ueberraschung, die erweckendste Erschütterung. Nirgends aber konnte die Wirkung größer sein, als in diesen deutschen Ländern, die in meinem nächsten Gesichtskreis lagen. Durch einen besondern Umstand konnt' ich hievon Zeuge sein wie kein Andrer. Mittelst außerordentlicher Gelegenheit war die Rede des Kaisers mir aus Warschau früher als sonst jemandem zugekommen, ich zuerst machte sie in Karlsruhe, in Mannheim bekannt, selbst in Frankfurt am Main und in Stuttgart empfingen angesehene Personen durch mich die erste Nachricht

von ihr. Auf den Großherzog wirkte sie gewaltig, die Verfassungsfrage für Baden war in seiner Seele sogleich entschieden; die Großherzogin Stephanie bewunderte staunend die neue Erscheinung, die Markgräfin Mutter wußte sich gar nicht zu fassen, und fragte, was das bedeute, was es für Folgen haben werde. Die Minister konnten ihre Verwunderung, ihren Schreck nicht verbergen; Tettenborn und Reizenstein frohlockten, sie sahen ihre Sache für gewonnen an, und Berstett, der mit ihnen gehen und sich als Verfassungsfreund benehmen mußte, war nur froh, daß auch sein Schützer und Gönner Anstett jetzt gegen diese Richtung, zu der sein Kaiser sich so laut bekannte, nichts einwenden durfte. Die Diplomaten steckten die Köpfe zusammen, und machten bedenkliche Gesichter, besonders der französische und der österreichische, und sie hielten es nicht für innere Zustimmung, sondern nur für amtliche Klugheit, daß ich als Preuße die russische That so eifrig verkündete und rühmte. Die öffentliche Meinung aber äußerte sich mit unwiderstehlichem Nachdruck, sie schlug jeden leisen Einspruch mit starken Trumpfworten nieder, und des Rühmens und Lobpreisens für den hochherzigen Kaiser war kein Ende. Von allen Orten schallte dieselbe Stimmung zurück, für deren begeisterte Innigkeit in den Zeitungen jeder Ausdruck zu schwach war.

Diese Rede des Kaisers Alexander an die Polen gehört zu den merkwürdigsten und folgenreichsten Ereignissen unsrer Zeit, und verdient um so mehr hier aufbewahrt zu werden, als der Stellen nicht gar viele sind, wo man sie vollständig findet, und von manchen Seiten begreiflicherweise die größte Sorgfalt angewendet worden, sie der allgemeinen Kenntniß zu entziehen, sie in Ver-

gessenheit zu versenken; Worte solchen Inhalts, die aus jedem andern Munde der schwersten Ahndung verfallen mußten, sollten am wenigsten aus Kaiserlichem bekräftigt erscheinen! Die Rede wurde in französischer Sprache vom Kaiser am 27. März zu Warschau feierlich gesprochen, und lautete wie folgt:

„Représentants du royaume de Pologne! Vos espérances et mes voeux s'accomplissent. Le peuple que vous êtes appelés à représenter jouit enfin d'une existence nationale garantie par des institutions que le temps a mûnies et sanctionnées."

„L'oubli le plus sincère du passé pouvait seul produire votre régénération. Elle fut irrévocablement décidée dans ma pensée, du moment où j'ai pu compter sur les moyens de la réaliser. Jaloux de la gloire de ma patrie, j'ai ambitionné de lui en faire cueillir une nouvelle. La Russie, en effet, à la suite d'une guerre désastreuse, en rendant, d'après le précepte de la morale chrétienne, le bien pour le mal, vous a tendu fraternellement les bras; et parmi tous les avantages que lui a donnés la victoire, elle en a préféré un seul: l'honneur de relever et de rétablir une nation vaillante et estimable."

„En y contribuant j'ai obéi à une conviction intérieure, puissamment secondée par les évènements. J'ai rempli un devoir prescrit par elle seule, et qui n'en est que plus cher à mon coeur. L'organisation qui était en vigueur dans votre pays, a permis l'établissement immédiat de la constitution que je vous ai donnée, en mettant en pratique les principes de ces institutions libérales, qui n'ont cessé de faire

l'objet de ma sollicitude, et dont j'espère, avec l'aide de Dieu, étendre l'influence salutaire sur toutes les contrées que la Providence a confiées à mes soins."

„Vous m'avez ainsi offert les moyens de montrer à ma patrie, ce que je médite pour elle depuis longtemps, et ce qu'elle obtiendra, lorsque les préparatifs d'une oeuvre aussi importante auront atteint le développement nécessaire."

„Polonais! revenus comme vous l'êtes des funestes préjugés qui vous ont causé tant de maux, c'est à vous, à consolider votre renaissance: elle est indissolublement liée aux destinées de la Russie; c'est à fortifier cette union salutaire et protectrice que doivent tendre tous vos efforts. Votre restauration est décidée par des traités solennels; elle est sanctionnée par la Charte constitutionnelle. L'inviolabilité de ces engagements extérieurs et de cette loi fondamentale assure désormais à la Pologne un rang honorable parmi les nations de l'Europe : bien précieux ! qu'elle a longtemps cherché en vain, au milieu des épreuves les plus cruelles."

„La carrière de vos travaux s'ouvre. Le ministre de l'intérieur vous exposera l'état actuel de l'administration du royaume; vous prendrez connaissance des projets de lois qui seront l'objet de vos délibérations. Ils ont pour but des améliorations successives. Celle de l'état des finances demande encore des éclaircissements que le temps seul et la juste appréciation de vos ressources pourront fournir au gouvernement. Le règime constitutionnel sera peu-à-peu appliqué à toutes les parties de l'administration. L'ordre judiciaire sera

organisé. Des projets de lois par rapport à la législation tant civile que criminelle seront portés à votre connaissance. J'ai la confiance, que vous les examinerez avec une attention soutenue et que vous créerez des lois destinés à garantir vos biens les plus précieux: la sûreté de vos personnes, celle de votre propriété, et la liberté de vos opinions."

„Ne pouvant rester toujours au milieu de vous, je vous ai laissé un frère, mon ami intime, le compagnon inséparable de mes premières années; je lui ai confié votre armée. Dépositaire de mes intentions et de ma sollicitude pour vous, il s'est attaché à son propre ouvrage. C'est par ses soins que cette armée, déjà si riche en souvenirs glorieux et en qualités guerrières, s'est encore enrichie de toutes les habitudes d'ordre et de régularité qui la rendent digne de sa véritable destination."

„Un de vos plus dignes vétérans, le général Jajontschek, me répresente parmi vous. Blanchi sous vos drapeaux, associé constamment à vos succès et avec vos revers, il n'a cessé de donner des preuves de son dévouement à la patrie. L'expérience a complètement justifié mon choix."

„Malgrè mes efforts, peut-être tous les maux dont vous avez eu à gémir ne sont-ils pas encore réparés. Telle est la nature des choses; le bien ne se fait que lentement, et la perfection demeure inaccessible à la faiblesse humaine."

„Représentants du royaume de Pologne, élevez-vous à la hauteur de vos destinées. L'Europe fixe sur vous ses regards! Prouvez à vos contemporains que

les institutions libérales, dont on prétend confondre les principes à jamais consacrés avec les doctrines désastreuses qui ont menacé de nos jours le système social d'une catastrophe épouvantable, ne sont point un prestige dangereux ; mais que, mises en pratique avec bonne foi, et dirigées surtout par des intentions pures vers un but conservateur et utile à l'humanité, elles s'allient parfaitement avec l'ordre, et produisent d'un commun accord la prospérité véritable des nations. C'est à vous qu'il est désormais réservé de faire preuve de cette grande et salutaire vérité. Que la concorde et l'union président donc à votre assemblée ; que la dignité, le calme et la modération caractérisent vos déliberations. Uniquement guidés par l'amour de votre patrie, épurez vos opinions, rendez-les indépendantes de tout intérèt particulier ou exclusif, exprimez-les avec simplicité et droiture, en vous préservant des réductions d'une vaine et trompense éloquence ; enfin que le sentiment d'une amitié fraternelle, prescrit à nous tous par le divin législateur, ne vous abandonne jamais. C'est ainsi que votre assemblée obtiendra les suffrages de votre pays et cette estime générale due aux représentants d'une nation libre, qui ne dénaturent point le caractère auguste dont ils sont revêtus."

„Premiers fonctionnaires de l'État, je vous ai exprimé ma pensée, je vous ai montré vos devoirs; vos travaux dans cette première assemblée m'apprendront ce que la patrie doit attendre à l'avenir de votre dévouement pour elle, comme de vos bons sentiments pour moi. Rendons grâces à celui qui seul

a la puissance d'éclairer les souverains; remercions-le de l'esprit d'union et de paix qu'il répand aujourd'hui parmi les peuples; invoquons-le pour qu'il bénisse et fasse prospérer notre ouvrage.“ —

Das war einmal von einem Herrscher frank und frei gesprochen, aus vollem redlichen Herzen, ohne heimlichen Vorbehalt, ohne versteckte, für künftige treulose Auslegung im voraus hingestellte Zweideutigkeit! Daß dieser Herrscher der Kaiser von Rußland war, der unumschränkteste Gebieter des größten Reiches, gereichte ihm nur um so mehr zur Ehre, verbürgte zweifellos die Freiwilligkeit der großen That. Das ungeheuerste Aufsehn machte besonders die Stelle, welche den Segen einer freien Verfassung, wie sie jetzt den Polen verliehen wird, auch für das ganze russische Reich verheißt. Dieses gewaltige Wort ist ausgesprochen worden, und steht fest als eine geschichtliche Thatsache, fester als alle Denkmale in Stein und Eisen, am festesten aber in den Gemüthern der Völker selbst, denen es gilt, wo es tiefe Wurzeln geschlagen hat und von Geschlecht zu Geschlecht neue Keime treibt, bis zu seiner endlichen Erfüllung. Wenn ich die Rede eines der folgenreichsten Ereignisse nannte, so meinte ich hauptsächlich diese, wenn auch noch so verzögerte und bekämpfte, aber unfehlbare Wirkung, nicht die unmittelbar nächste, wiewohl auch diese von unzuberechnendem Einfluß war. Denn das Beispiel des Kaisers von Rußland brachte alle kleinlichen Bedenken und niedrigen Einwände zum Schweigen, mit welchen die Knechtischgesinnten so gern bereit sind die Freiheit zu verdächtigen und die Gewaltherrschaft anzupreisen. Das Machtansehn und die gebieterische Würde einer solchen Erklärung mahnten mehr als alle

Stimmen der Pflicht und selbst des Gewissens, die gerechten Ansprüche der Völker nicht länger unbeachtet zu lassen, sich der fortschreitenden Entwickelung willig anzuschließen. In Baden war, wie gesagt, die konstitutionelle Frage sogleich entschieden, in Würtemberg wurde das Verfassungswerk nachdrücklich gefördert, in Baiern sah man darin selbst für die äußere Staatslage das sicherste Heil und hoffte den Badnern noch zuvorzukommen; in ganz Deutschland fanden die Verfassungsfreunde sich durch den unverhofften Beistand gehoben und verstärkt. Wenn gleichwohl noch einige Zeit verging, ehe aus den damaligen Beschlüssen die Verfassungen thatsächlich hervorgingen, so mag man daraus ermessen, wie viele anderweitige Einflüsse, besonders auch die nach der ersten Betäubung bald wieder regsame Gegenstimme von Wien und Berlin, zu überwinden waren, und wie sehr Abneigung und Trägheit das Werk erschwerten.

Die badischen Minister durften jetzt weniger als je die Gebietssache aus den Augen verlieren, und strebten die Gunst des russischen Kaisers auch von der neuen Seite her, die er aufgedeckt hatte, zu gewinnen. Der Rittmeister Hennenhofer wurde mit den eindringlichsten Schreiben nach Warschau geschickt, während Anstett von Frankfurt her die badische Sache in das vortheilhafteste Licht stellte, und ich für sie die Gesinnungen in Stuttgart möglichst aufregte, so daß die verschiedensten Einwirkungen in Warschau sich gegenseitig unterstützten. Eine große Schwierigkeit blieb immer die nachtheilige Meinung, welche der Kaiser von seinem Schwager dem Großherzog einmal gefaßt hatte, der ihm einer kräftigen Verwendung kaum würdig und durch seine Unfähigkeit und Schwäche

am meisten geeignet schien, die Kosten einer Ausgleichung zu tragen, für die doch nun einmal Rath geschafft werden mußte. Diese Meinung theilten auch der König und die Königin von Würtemberg, und sie unterstützten die Sache Badens ohne volles Vertrauen in den Fürsten, den sie zumeist anging, sie fürchteten immer, er könne plötzlich nachgeben und sie mit ihrer dann fruchtlosen Theilnahme bloßstellen. Das Mißtrauen wurde genährt durch einzelne Maßregeln und Vorgänge, die allerdings den gegebenen Versicherungen nicht immer entsprachen. Die Wahl der Personen, die man gebrauchte, die Aeußerungen, welche diese sich erlaubten, waren oft anstößig; diplomatische Häkeleien, die bei dem sonstigen Einverständniß beider Höfe ganz unbedeutend sein mußten, wurden badischerseits mit wichtigem Ernst aufgefaßt, es fehlte nicht viel, so wäre das gute Vernehmen an solchen Erbärmlichkeiten schnell zu Grunde gegangen. Hier sah man recht, was es heißt, wenn eine vielverzweigte Handlungsweise nicht aus Einem Geiste hervorgeht, nicht aus Einem Stück erscheint, wenn die untergeordnete Thätigkeit der höheren nicht entspricht oder gar widerspricht, hier Vernachlässigung, dort Mißverstand waltet, persönliche Zwecke den allgemeinen theilweise aufheben dürfen, wenn die Einheit, die in der höchsten Hand vorausgesetzt wird und sein sollte, von unten her durch gemeinsame Anstrengungen derer, die selbst keine Einheit sind, erst geschaffen, oder wenigstens ihr Schein hervorgebracht werden muß! Reizenstein und Tettenborn trugen diese schwere Last, und hielten ihre Kräfte redlich vereint, obschon auch sie in ihren Ansichten und Richtungen oft weit auseinander gingen, aber schon Berstett hatte theils nicht die Fähig-

keit theils auch nicht den Willen, immer mit ihnen gleichen Schritt zu halten; nun kamen noch die zahllosen andern Einflüsse hinzu, die durch die höchsten Personen, die Frauen vorzüglich, durch Hof- und Staatsbeamte aller Art, oft auch durch die unbedeutendsten Diener ausgeübt wurden; da mußten kleine Rücksichten, die man als solche doch nie aussprach, beobachtet werden; unbedeutende Nebenzwecke, jemanden zu entfernen oder zu begünstigen, oft beides wieder um Andrer willen, drängten sich der Hauptsache vor; die Minister mochten alles noch so richtig ausdenken und vorschlagen, sie waren niemals sicher, daß nicht die ungeeignetsten Personen ernannt, daß nicht Nebenaufträge gegeben würden, bei denen der wesentliche Zweck leiden mußte. So war Tettenborn sehr dagegen, die Sendung nach Warschau einem Menschen wie Hennenhofer zu vertrauen, mit denen weder Nesselrode noch Kapodistrias noch irgend sonst ein Mann von Bedeutung sich einlassen könne, allein der Großherzog wußte, daß niemand ihm von der Reise so vielen Klatsch zurückbringen würde, an dem er sich ergötzte, während die ernsteren Nachrichten ihn langweilten. Eine besondre Schnurre wirkte dabei noch mit; Hennenhofer war berühmt wegen seiner Kourierreisen, er hatte bisweilen das Unglaubliche möglich gemacht, die größten Strecken in kürzester Frist zurückzulegen, er scheute nicht die halsbrechendste Gefahr, sparte nicht Geld noch Vorspiegelungen, hatte Wein und Branntwein bei sich, nahm wenn er die Postillone trunken gemacht die Zügel und fuhr selbst, er blies sein eignes Posthorn, und that und hielt aus was kein Andrer. Man setzte auf diesen Kourierhelden eine Art Ehrgeiz, er sollte wieder Gelegenheit haben, seine

Kunst bewundern zu lassen. Der Großherzog wußte genau, wie lange der Kaiser in Warschau bleiben wollte, nun hielt er Hennenhofer so lange zurück, bis es nach aller Berechnung schon unmöglich schien, den Kaiser noch dort zu treffen, dann ließ er ihn los, und verzweifelnd über Stock und Stein hinstürmen. Nicht minder hatte Reizenstein wohl eine Sendung nach Wien beantragt, aber nicht, daß der Kammerjunker von Blittersdorf dazu ersehen würde, ein junger Mann noch ohne Ansehen aber doch den österreichischen Geschäftsleuten von Frankfurt her verhaßt, wo er sich in seiner untergeordneten Stellung durch Schroffheit und Anmaßung bemerklich gemacht hatte; fast sei es besser, meinte Reizenstein, die ganze Sache zu unterlassen, allein er selbst hatte sie ja vorgeschlagen, und Berstett wünschte jenen zu entfernen, so geschah es denn, zu keinem Nutzen, und gewiß zum Schaden! —

Die Hochzeit des Fürsten von Fürstenberg mit der Prinzessin von Baden, bisherigen Gräfin von Hochberg ging als gleichgültiges Ereigniß vorüber, nur von einigen Reibungen wegen diplomatischer Rangstreitigkeiten begleitet, über die sich kein Hof mehr erzürnen wollte und die übrige Welt lachte. In den Urtheilen über die Heirath selbst zeigte sich recht die Verschiedenheit der Standpunkte; das badische Haus meinte den Fürsten durch dieses Band hoch geehrt, und wollte in ihm einen dankbar Verpflichteten sehen; die Familie Hochberg freute sich einer Verbindung, die dem jetzigen Range nichts vergab und den früheren weit überragte; die Mediatisirten beschuldigten den Fürsten seinen und ihren Rang außer Augen gesetzt zu haben, denn die nachträgliche Erhebung könne den ursprünglichen Makel der Geburt nicht tilgen; im unbe-

fangenen Publikum fand man, daß er klug gehandelt habe, mit dem regierenden Hause, dem er einmal untergeben sei, in Verwandtschaft zu treten, und beglückwünschte ihn, bei dieser Gelegenheit eine liebenswürdige, vortreffliche Gattin bekommen zu haben. Bald darauf erschien eine Verordnung, welche die Verhältnisse der Mediatisirten in Baden unter Berücksichtigung der Bundesakte neu feststellte; hier sah man, daß Fürstenberg die Gunst, deren er etwa theilhaft geworden, nur als eine persönliche genoß, die auf seine Standesgenossen nicht überging, von denen sich getrennt zu haben jetzt nur um so mehr als Vortheil erschien.

Die Gesundheit des Großherzogs hatte sich mit dem Frühling etwas gebessert, und die frische Luft in Baden sollte diesen guten Anfang fortsetzen. Er war froh von Karlsruhe fortzukommen, und fand den neuen Aufenthalt angenehm. Aber auf dem Schlosse zu wohnen, war ihm zuwider, ihm gefiel dagegen über die Maßen eine Wohnung, die Tettenborn für sich gemiethet hatte, und wenn auch ungern doch völlig bereit war, sie dem Großherzog abzutreten; doch die Fürstliche Laune duldete keinen Augenblick der Ungewißheit, und um jeden Einwand sofort abzuwenden, bot er seine Wohnung auf dem Schlosse dem General zum Ersatz, ein Tausch, der gern angenommen wurde, doch sehr auffiel und es gab allerlei zu reden, wenn man Tettenborn's eigne Wagen und Pferde und die der zahlreichen Besuche, die er empfing und bewirthete, den ganzen Tag mit Gepränge hinauf und herab fahren sah, während der Großherzog unten in seiner Bürgerwohnung sich scheu zurückhielt und keinen Besuch annehmen wollte. Diese Abgeschiedenheit entsprach dem

Zwecke des Aufenthaltes keineswegës, und konnte es um so weniger, als die Lebensart doch keine geregelte, sondern von Unmäßigkeiten jeder Art unterbrochen war; jede augenblickliche Erholung, jeder Beginn von Kräftigung wurde sogleich wieder leichtsinnig vergeudet, wozu die Augendiener und Günstlinge die Gelegenheit nie fehlen ließen. Die Schwäche und Hinfälligkeit kehrte daher immer schnell zurück, die Brustbeklemmungen und andre krampfartige Zufälle, die schon gewichen waren, fanden sich wieder ein, Traurigkeit und Mißmuth nahmen überhand; die Aerzte befürchteten ein Schwinden des Rückenmarks. Der Großherzog aber bestärkte sich in seinem Glauben an Vergiftung, und sprach diesen Argwohn oft in so bedenklichen Andeutungen aus, daß es nicht selten das Klügste schien zu thun als habe man sie nicht gehört. Mehrmals erklärte er, daß er verloren sei, man habe ihn zu gut bedacht, zu sicher getroffen; seinen Prinzen habe man das Leben nicht gegönnt, ihm auch sei ein nahes Ziel gesteckt; seine Erbschaft solle von fremden Händen getheilt, zerrissen werden. In solcher Stimmung war ihm jede Berührung der schwebenden Unterhandlungen äußerst empfindlich, die einlaufenden Berichte, die nöthigen Rücksprachen mit seinen Räthen verursachten heftige Krisen, es gab die schlimmsten Aufwallungen, die jedoch nie zu kräftigen Entschlüssen führten, sondern nur zu tieferem Versinken in unthätigen Trübsinn. Die nähere Umgebung, besonders die Großherzogin, litt unsäglich von diesem Jammer. Seinen Ministern gestattete er oft mehrere Tage keinen Zutritt. Die einzige Hülfe in solcher Niedergeschlagenheit, der einzige Mensch, der dem Kranken dann noch mit Nachdruck begegnen und ihn auch

trösten konnte, war Tettenborn, der wiewohl von Manchen nicht gern gesehen, doch Allen unentbehrlich wurde. So kam denn auch in dieser Zeit wirklich zu Stande, was schon lange in Anregung und von der einen Seite eben so heftig gewünscht als von der andern gefürchtet war, nämlich daß Tettenborn seinen Abschied aus russischen Diensten nahm und in badische übertrat, als Generallieutenant und Generaladjutant, mit der Zusicherung der Gesandtschaft in Wien, aber in Wahrheit über alle diese Verhältnisse weit hinausgestellt. Er überhob sich dieser Gunst nicht, er benutzte sie für Andre, die es ihm nachher schlecht dankten; er bemühte sich in seiner neuen Stellung nur um so eifriger, das nun auch amtlich durchzusetzen, was er bisher schon vertraulich hatte betreiben helfen, den Staat in seinem Vollbestande bei dem regierenden Hause zu erhalten und ihm eine freisinnige Verfassung zu geben. In beiden Beziehungen sah es noch sehr mißlich aus. Der Kourierheld Hennenhofer hatte die Erwartungen des Großherzogs gerechtfertigt, er war in der absichtlich ihm zu kurz bemessenen Frist, mit großen Anstrengungen und Opfern, wirklich in Warschau noch eben vor der Abreise des Kaisers angekommen, und hatte seine Depeschen abgegeben, aber statt einer Antwort brachte er hingeworfene allgemeine Vertröstungen zurück, die zwar gut genug klangen, doch nicht einmal vom Kaiser selbst, sondern nur aus seiner Umgebung herrührten. Die Nachrichten aus Wien lauteten sehr beunruhigend, es hatte sich dort die baierische Sache gründlich festgesetzt, die badische galt für eine verlorne, verurtheilte, der Kaiser Franz hatte unmuthig geäußert, es müsse ein Ende damit gemacht werden, dem Fürsten von Metternich war der

ganze Handel, der sich unbequem überall vorschob, längst verdrießlich. In Betreff der Verfassung waren allerlei Bedenken eingetreten, man rieth, sich erst mit den Nachbarn zu bereden, abzuwarten was diese thun und wie weit sie gehen würden, aus dem diplomatischen Kreise zu Frankfurt kamen Zweifel und Warnungen, auf welche Berstett großes Gewicht legte, in der Großherzoglichen Familie selbst wurden Besorgnisse laut. An Höfen finden immer die Rathschläge und Mahnungen, welche zum Warten, zum Aufschieben, zum Verneinen auffordern, ein günstiges Gehör; an diesem Hofe waren sie das ersehnte Manna, von dem man einen Tag weiter lebte.

Doktor Lindner war inzwischen aus dem Elsaß in Karlsruhe angelangt, und hatte seine Frau mitgebracht. Er war wenigstens zehn Jahre älter als ich, aber noch ganz der jugendlich muntre, leichtentschlossene, freisinnige und hellverständige Mann, als den mir ihn Rahel aus der früheren Zeit geschildert hatte. Mit ihr knüpfte sich leicht das alte Vernehmen wieder an; ich verständigte mich schnell mit seiner Sinnes- und Denkungsart, die auf Rechtschaffenheit und Edelmuth gegründet und jedes geistigen Schwunges fähig war; hatten wir auch sehr verschiedene Schulen durchgemacht und stimmten wir auch in vielen Anschauungen nicht überein, so fanden wir doch in den Dingen der Gegenwart, wie sie uns zunächst vorlagen, genug gemeinsame Strebungen und Aufgaben, denen wir vereint unsre Kräfte widmen konnten. So kam zum Beispiel eine besondre Vorliebe, welche Lindner, meinem Sinne ganz entgegen, für den Kaiser Napoleon

hegte, damals wenig zur Sprache, sie hatte noch nicht die starre Außenseite, die sie später durch die Gemeinschaft mit dem Doktor Lebret in Stuttgart erhielt, und berührte die Tagesfragen gar nicht. Recht in deutscher Weise hatte Lindner während Napoleons Allgewalt, und als durch sie noch alle Vortheile zu erlangen waren, seine Bewunderung in stillem Herzen bewahrt, und begann nur jetzt erst seine Anhänglichkeit zu bekennen, da der Held gefallen und in fernem Bann gefangen war! Daß Napoleon der Freiheit durch seine Siege und Herrschaft gedient, darüber waren wir einig, ob er es aber mit Bewußtsein und Absicht gethan, ob nicht die Sache der Freiheit längst wieder auf besserem Wege fortschreite, darüber konnten wir streiten ohne uns deßhalb zu entzweien. Dabei fiel mir bald in Lindner eine Sonderbarkeit auf, die mir zwar oft verdrießlich wurde, im Grunde aber doch den Umgang mit ihm erleichterte. Sein Geist, vielseitig ausgebildet, scheute keinerlei Erörterung, er war zu den tiefsten Untersuchungen, zu den kühnsten Gedankenflügen bereit, es fehlte ihm nicht an beredsamer Dialektik, an Witz und Laune; aber alles dies war äußerst kurz, er that immer nur wenige Schritte, dann brach er ab oder lenkte ein, nicht etwa mit kluger Absicht, sondern weil seine Geistesart es so gebot; eine Anekdote, ein Witzwort, ein glückliches Zitat machten schnell der gespanntesten Unterhaltung ein Ende, und eine andre begann, die gewöhnlich bald eben solchen Ausgang nahm. Kurzathmige Gedanken nannt' ich es, rasche Anläufe, unfähig ausdauernden Ganges weite Strecken zu durchwandern; dieser Zug, weniger merkbar in seinen Schriften, ist sogar in seinen Lebensgeschicken nicht zu ver-

kennen. Ein großes Hemmniß war ihm übrigens in seiner Frau beigegeben. Er hatte sie als die Wittwe eines französischen Beamten kennen lernen, in schwerer Krankheit liebreiche Pflege von ihr empfangen, und sie aus Dankbarkeit geheirathet. Sie war aus dem Elsaß, sprach daher schreckliches Deutsch und nur leidliches Französisch, hatte Gutmüthigkeit und auch Verstand, aber gar keine Geistesbildung. Die Ehe war kinderlos, aber sonst glücklich, die wechselseitigen Ansprüche beider Gatten schienen vollkommen befriedigt. Aber sobald Lindner in nähere Berührung zur Welt trat, an politischen Dingen geschäftlich Theil nahm, höhere Gesellschaft besuchte, mußte sich das Verhältniß trüben. Er wollte seine Frau in die neuen Kreise mithineinziehen, und wenn auch, was nicht immer der Fall war, der Zugang ihr offen stand, so wußte sie doch nur zu gut, daß sie ihm nicht folgen konnte. Da blieben denn Mißmuth, Verdrießlichkeit, endlich Eifersucht und Vorwürfe nicht aus, die zwar immer begütigt wurden, und bei der redlichen Gesinnung Lindner's das einigende Band nie lockerten, aber doch manche gute Stunden und Tage verbitterten. Selbst der unendlichen Gutherzigkeit Rahel's, die für untergeordnete Personen die zarteste Nachsicht und Duldung hatte, fiel es oft hart, nicht sowohl die gute Frau selbst, deren ganzes Vertrauen sie bald besaß, als vielmehr den Gegensatz zu ertragen, in welchem diese zu ihrem Mann stand.

Ich machte Lindner'n mit der Lage der Dinge in Karlsruhe, mit meinen Absichten und Verbindungen bekannt, und erwarb in ihm einen so treuen als fähigen Mitarbeiter. Eine großartige Thätigkeit lag vor uns ausgebreitet, für die meine Stellung gleichsam den festen

Mittelpunkt gab. Baden und Würtemberg waren ihr als nächster Bereich offen und sicher, mit der Schweiz, dem Elsaß, den Rhein- und Mainlanden, bestand ein lebhafter Verkehr, in ganz Deutschland und selbst im Ausland fanden sich Hülfsmittel, Aus- oder Zuflüsse. Wir erkannten die damals noch ungebrochene Macht der Oeffentlichkeit; die Scham war in den Regierungen noch nicht erstickt, die Macht der Zeitschriften und Tageblätter hatte ich schon in bedeutenden Fällen erprobt, es konnte Außerordentliches geleistet werden, wenn Zusammenhang, Gleichzeitigkeit, vereinigte Kraft in die Bestrebungen kam. Ich führte Lindner'n bei Tettenborn ein, bei Friederich, machte ihn später in Baden mit Cotta bekannt, mit dem sich bald nähere Verbindungen anknüpften, die unter manchen Schwankungen doch nie wieder abrissen. Ich versäumte nicht, die badischen Minister aufmerksam zu machen, welche gewandte, beredte, und was mehr noch sagen wollte freiwillige Feder hier sich darbot. Denn Lindner, der nicht ohne einiges Vermögen war, wollte nicht als besoldeter und verpflichteter, sondern als freier Schriftsteller wirken, wodurch allein er sich auch in dem Ansehn und der Achtung erhielt, die den Talenten seiner Art in den Kreisen der Höflinge und Beamten so gern versagt werden. Die Nachwehen der Geschichte mit den Kotzebue'schen Bulletins verfolgten ihn zwar auch in Karlsruhe noch, und der russische Geschäftsträger von Struve machte große Augen, als ich ihm den Mann vorstellte, der so großer Sünde gegen die russische Regierung beschuldigt war, doch auf mein Zureden unterließ er jeden Schritt, der ihn hätte belästigen können. —

Tettenborn's Vorstellungen, wie wichtig und nothwendig es sei, den würtembergischen Hof in der schwebenden Krisis zum Freunde zu haben und den Einfluß der Königin auf ihren Bruder den Kaiser zu benutzen, bewirkten, daß der Großherzog den Generallieutenant von Schäffer in außerordentlicher Sendung nach Suttgart abschickte. Dieser sollte das gute Vernehmen, welches in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, durch die besten Versicherungen des unbedingten Vertrauens herstellen, konnte aber, als der König, um seine eignen Schritte darnach zu bemessen, nach den näheren Bestimmungen fragte, wie man sich badischerseits zu verhalten gedächte, darüber keine Auskunft geben, weil man ihm dergleichen nicht gesagt hatte, auch eigentlich der Art nichts vorhanden war. Schäffer fand, daß wie in Baden auch in Würtemberg dem höheren Willen an einflußreichen Stellen vielfach entgegengewirkt und das enge Einverständniß beider Höfe gar nicht gewünscht wurde. Da er den Boden so schwierig fand, und zugleich vielleicht nicht ohne Grund besorgte, es möchte bei seiner längeren Abwesenheit von Karlsruhe dort eine Veränderung zu seinem Nachtheil beliebt werden, so beeilte er das Ende seiner Sendung, und kam mit dem Anschein guten Erfolgs, aber ohne wirklichen Ertrag zurück.

Daß auch das mächtigste Ansehn oft nicht ausreicht, um die besten Absichten durchzusetzen, und daß diese in der Ausführung wohl gar in ihr Gegentheil umschlagen, sahen wir an einem andern Beispiel. In der trostlosen Armuth an Talenten, besonders diplomatisch brauchbaren, hatte Tettenborn — denn der eigentliche Minister des Fachs kümmerte sich um diesen Mangel nicht — längst

sein Augenmerk auf meinen Freund Friederich geworfen, der ihm durch mich näher bekannt geworden war. Er stellte dem Großherzog und den Ministern vor, daß es unverantwortlich sei, einen Mann von so guten Kenntnissen und von so gewandter, in beiden Sprachen geübten Feder ungenützt in untergeordneten Geschäften verkommen zu lassen; man müsse ihm eine Stellung geben, in der er stets zur Hand sei, zu schriftlichen Ausarbeitungen sowohl, die bald in ungewöhnlicher Zahl erfordert sein würden, als auch zu persönlichen Besprechungen und Verschickungen, für welche sein feines und taktvolles, aber auch kluges und festes Wesen ihn besonders empfehle. Niemand konnte widersprechen, der Vorschlag fand auch allgemeine Zustimmung, aber es war bemerkbar, daß Friederich wenig Freunde hatte; Berstett liebte den Mann nicht, der ihn übersah und beurtheilen konnte, Reizenstein traute dem katholischen Pfälzer nicht, Andre hatten andre Beweggründe. Doch wurde in der Sache etwas gethan, Friederich sollte befördert werden. Unerwartet erfuhr er, daß er zum Geschäftsträger in der Schweiz ernannt sei. Nicht weniger war Tettenborn überrascht, eine solche Verschickung, die an sich kaum nöthig, für die großen Geschäfte, die vorlagen, nicht von geringstem Nutzen war, hatte er durchaus nicht beabsichtigt. Indeß waren alle Schritte schon geschehen, sie rückgängig zu machen erschien überaus schwierig, für Friederich persönlich ergaben sich immer einige Vortheile dabei; genug es behielt sein Bewenden bei der neuen Bestimmung, die nun als beschlossene doch wieder lange schweben blieb, und zur Ungeduld reizte. Tettenborn ließ alles um so eher geschehen, als ihm der Großherzog schon vertraut hatte, daß er ihn

nicht lange in Wien lassen, sondern baldigst nach Karlsruhe zurückrufen wolle, um ihm die oberste Staatsleitung zu übertragen. Auf diese nahe Zukunft wurde dann auch Friederich von uns vertröstet, und er trat nach langem Warten seinen Posten in der Schweiz an. Nachher kam zwar alles anders, als man es damals voraussehen konnte, aber für Friederich nicht zum Schaden, der günstige Ruck hatte ihn aus dem Staube der Kanzleien auf die Bahn der eigentlichen Diplomatik gestoßen, in der er dann fortschritt, Gesandter in Wien und endlich am Bundestage wurde.

Der Kampf mit den kleinen Schwierigkeiten und Hemmnissen, Ränken und Listen, die in dem engern Hofkreise ihr freies Spiel hatten, und nach deren Beseitigung dann immer noch die Unschlüssigkeit und das eigensinnige Hinzögern des Großherzogs zu überwinden war, brachte die Männer, denen die thätige Führung der Geschäfte oblag, öfters zur Verzweiflung. Nur Reizenstein, der alterfahrne, aller Mißbräuche dieses Hofs und Staates gewohnte und von ihnen nicht geirrte treue Diener des unter seinen Augen und nicht ohne seine Hülfe großgewordenen Fürstenhauses, war in seiner Standhaftigkeit nicht zu erschüttern. Da er nichts für sich wollte, keinen andern Ehrgeiz hatte als zum Guten zu wirken, so war ihm alles, was ihn persönlich betraf, kaum beachtenswerth. Wollte man seinen Rath, so gab er ihn nach seiner besten Ueberzeugung, und blieb dabei stehen, mochte derselbe gefallen oder mißfallen. Ließ man ihn ungefragt, so wartete er geduldig ab, bis seine

Zeit wieder kam, und konnte dann mit größerem Nachdruck seine unveränderte Meinung auf's neue vortragen. Ihm war es für seine Person gleichgültig, und er fühlte sich nicht beschämt, wenn einmal acht Tage vergingen, in denen er nicht gerufen, ja gar nicht vorgelassen wurde, er machte dann um so freier seine Spazirgänge weit in's Land hinaus, die er ohnehin nur ungern den Geschäften opferte. Berstett hingegen, dem es auch wohl widerfuhr, daß der Großherzog ihn längere Zeit gar nicht sehen mochte, und jeden Vortrag von ihm anzunehmen immer aufschob, konnte das Gefühl solcher Zurücksetzung nicht ertragen, glaubte sich dem Spotte des Hofes, der Gesandten bloßgestellt, sein ganzes Ansehn zerstört, und wußte seines Mißmuths und seiner Zerknirschung nicht Maß noch Ziel. Er sprach in seiner düstern Stimmung von gewaltsamen Entschließungen, zu denen er gebracht werden könnte, vom Uebertritt in russische Dienste, von gänzlicher Zurückziehung, ja von den Fluthen des Rheins als einem kühlen Bette. Tettenborn, der es mit dem alten Kammeraden redlich meinte, redete ihm nicht nur ermuthigend zu, sondern benutzte auch die erste Gelegenheit, den Großherzog dahin zu bringen, seinen Minister wieder rufen zu lassen, zur Tafel zu behalten und ihn seines vollen Vertrauens zu versichern, als dessen Beweis er ihm sogar seinen höchsten Hausorden verlieh. Berstett war jetzt eben so erhoben, wie vorher gedrückt, und erschöpfte sich in gerührten Dankbezeigungen für Tettenborn, der so großmüthig gewesen, einen Orden, den er selber noch nicht besaß, dem Freunde geben zu lassen; er glaubte wirklich nun mehr zu sein, als vorher, und es dauerte nicht lange, so ließ er sogar merken,

wenn er ferner sich Tettenborn's so zu loben habe, so werde er sein neues Ansehen gern dazu anwenden, daß auch diesem jener Orden zu Theil werde! Ich war theils Zeuge von diesen Vorgängen, theils empfing ich davon unmittelbaren Bericht. Tettenborn lachte dieser Eitelkeiten und Thorheiten damals, mit denen er doch später einen ernsten Kampf zu bestehen hatte. In seiner Gunst und in seinem freien Zutritt beim Großherzog war kein Wechsel wahrzunehmen; er genoß des großen Vortheils, nur Freund und Gesellschafter des Fürsten zu sein, noch in keinem bestimmten Amte demselben mit Geschäften lästig und durch Widerspruch unangenehm zu werden. An dieser Klippe scheitern oft die Günstlinge; sie benutzen die Gunst um zu hohen Aemtern zu gelangen, in diesen aber behaupten sie schwer die Gunst, weil die Bedingungen sich verändert haben, früher dienten sie zur fröhlichen Unterhaltung, nun werden sie zur verdrießlichen Belästigung, und Andre stehen in dem Vorzuge, den sie verloren haben. Die Wiederheranziehung Berstett's war zwar den Geschäften im Augenblicke förderlich, denn viele mußten schlechterdings durch die Hand des Ministers geführt werden, aber im Allgemeinen wäre es doch besser gewesen, nicht Berstett's Ansehen, sondern Reizenstein's Einfluß zu verstärken.

Reizenstein versäumte keine Gelegenheit, für die Sache Badens, deren günstige Entscheidung durch die großen Mächte geschehen mußte, auch in der öffentlichen Meinung zu wirken, da ihm nicht entging, mit welcher bestimmenden Kraft diese dort eindrang, wo sie später so sorgsam ausgeschlossen wurde. Nicht nur veranlaßte er, daß der berühmte Staatsrath Klüber, der früher in badischen

Diensten gestanden, jetzt für Baden das schwere Geschütz seiner Aktensammlungen aufführte und mit seinen staatsrechtlichen Bemerkungen unterstützte, sondern er griff auch selbst zur Feder und schrieb mehrere geharnischte Aufsätze, die in verschiedenen Zeitungen Aufnahme fanden; einen derselben, der ungemeines Aufsehn machte, beförderte ich in die Zeitschrift der Patriot, welche Ludwig Wieland in Weimar herausgab; dieser geistvolle und gewandte Schriftsteller war bald völlig für Baden gewonnen, und leistete die größten Dienste, denn seine vom Publikum noch wenig gelesenen Blätter kamen in die Hände der höchsten Staatsmänner und wurden in französischen und englischen Zeitschriften wiederholt. Lindner that auch das Seinige als Freiwilliger mit großem Nachdruck und Erfolg, und ich warf nah und fern unaufhörlich die Feuerfunken aus, die mir von größeren Arbeiten täglich ohne alle Mühe wie von selbst absprühten. Wir suchten mit der Sache Badens überall die Sache der Freiheit, der Verfassung zu verknüpfen. In letzterer Beziehung empfanden wir leider die Schwierigkeit, bei den unerträglichen Zögerungen, die keinen raschen Fortschritt zuließen, uns immer noch nicht auf gegebene, wirkliche Verfassung, sondern nur auf verheißene, zu hoffende berufen zu können. Das Wort Konstitution war in jener Zeit noch so mächtig, daß man nicht zweifelte, dasselbe würde sogleich die Rettung Badens entscheiden, wäre es nur erst kühnen Muthes ausgesprochen.

Inzwischen hatte die baierische Regierung die gleichen Ansichten gefaßt, und im Vorgefühl, daß die diploma-

tische Verhandlung für sich allein den gewünschten Erfolg nicht sichern dürfte, ging man mit Eifer an's Werk, die ganze Stellung durch das Gewicht einer Konstitution kräftig zu verstärken. Mit angestrengtem und lange mit Glück verheimlichtem Fleiße war in München eine baierische Verfassung ausgearbeitet, nach kurzer Berathung unterzeichnet worden, und trat um die Mitte des Juni plötzlich überraschend an das Licht des Tages. Allgemein war das Erstaunen, die Verwunderung, von München her hatte man ein solches Vorangehen am wenigsten erwartet, alles war wie geblendet von der neuen Erscheinung, durch die sich Baiern gleichsam an die Spitze von Deutschland stellte; erst jetzt schien ihm wahre Selbstständigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen. Triumphirend blickte man in München auf Baden herab, dem man in dieser Sache den Vorsprung glücklich abgewonnen, das man mit dem stärksten Schlage getroffen zu haben glaubte. Wirklich fühlten auch der Großherzog und seine Verwandten und Freunde sich wie betäubt, und die Stimmen der Feigheit und Nachgiebigkeit, die an solchem Hofe nie fehlen, wagten sich dreister hervor, und riethen vom Widerstand abzulassen, die Zukunft Badens der Entscheidung der Diplomatie anheimzustellen, und sich darein zu ergeben, daß nur die alten badischen Lande der ohnehin schon nicht mehr ganz ächten Dynastie verblieben. Die letztere Bezeichnung, wußte man wohl, schmeichelte mehr als sie verletzte, denn daß die ehemaligen Grafen von Hochberg künftig als vollberechtigte Erben das ganze Land beherrschen sollten, reizte den Stolz und Neid auch derer auf, die sie dazu berufen hatten, besonders war der Markgräfin Mutter alles willkommen, was jene Emporgeho-

denen wieder etwas herabdrückte. Aufs neue stand die badische Sache in gefährlicher Krisis. Allein Tettenborn und Reizenstein, verbunden in diesem Fall mit andern Getreuen, stellten sich mit aller Kraft den Einflüsterungen der Schwäche und des Verraths entgegen, und ihre Entschiedenheit behauptete das Feld. Sie sagten, der Vortritt Baierns in Gewährung einer Verfassung sei für Baden kein Grund zur Entmuthigung, sondern müsse zum Sporn dienen, Baiern nicht nur einzuholen, sondern sogar zu überflügeln; Baiern habe gezeigt, welchen Weg es für den richtigen halte, denselben Weg müsse auch Baden gehen, und zwar nicht nur entschlossen und schnell, sondern auch mit stärkeren Schritten; gewähre die baierische Verfassung dem Volke bedeutende Rechte, so müsse die badische noch mehr gewähren, und das könne man mit gutem Gewissen, denn die baierische stehe noch weit hinter dem Maße der Freiheit zurück, das selbst der russische Kaiser für Polen zweckmäßig erachtet habe.

Freilich konnte die baierische Verfassung in keiner Beziehung als ein Muster gelten. Sie gewährte Rechte genug, aber in einer abgeschmackten Weise; sie ermangelte einfacher Grundzüge, alles war in ihr kleinlich zugeschnitten, kümmerlich bedingt, ängstlich beschränkt; sie gab eine Masse von gesetzlichen Bestimmungen, die nur zu lesen schon peinlich war; keine Begeisterung konnte an ihr haften, keine Hoffnung als die, daß die berufenen Stände selbst ihr bald eine bessere, mit den Ansprüchen des Zeitgeistes übereinstimmendere Gestalt geben würden. Der Jubel in Baiern selbst, wo man die Sache näher in's Auge faßte, war daher auch geringer, als außerhalb, wo die große Thatsache, daß Baiern konstitutionell geworden,

allein in Betracht kam und wirkte. Selbst dem Könige von Würtemberg, der seinem Volke schon eine weit freisinnigere, gediegnere Verfassung darbot, und deren Zustandekommen eifrig betrieb, so daß die baierische gegen sie bald in Schatten stehen mußte, war es doch höchst ungelegen und verdrießlich, daß Baiern ihm zuvorgekommen; er verhehlte seinen Unmuth nicht, und meinte, man hätte an der Isar wohl warten können, bis am Neckar das Werk fertig geworden, das jetzt durch die nachbarliche Voreiligkeit nur gestört und erschwert werde. Aus gleichem Grunde sah er auch Baden in dieser Hinsicht lieber noch zögern, als eilen, und wünschte, daß hier, wo man auf seine guten Dienste rechnete, auch seine besondere Lage berücksichtigt würde. Seine Aufgabe war allerdings eine weit schwierigere, denn während Baiern und Baden ohne Hinderniß nur zu oktroyiren brauchten, was jedenfalls dankbar anzunehmen war, mußte er mit schon vorhandenen, streitfertigen Ständen alles auf dem Wege des Vertrags erlangen. Um von würtembergischer Seite nicht auch noch Einflüsse zu erfahren, die von den offnen und heimlichen Gegnern aller Verfassung benutzt werden könnten, die mit neuen Gründen zu verzögern, so ließ Tettenborn gegen Ende des Juni sich mit einer Sendung nach Stuttgart beauftragen, um alles Nöthige mit dem Könige zu besprechen; was denn aber doch nicht verhindern konnte, daß die Gebietssache, für die der König alles zu thun versprach, in den Vordergrund gestellt blieb, und die Verfassungsfrage, die der König ungern beeilt sah, fürerst nur in weitere Ueberlegung genommen wurde.

Mittlerweile hatte der Großherzog, theils auf Anrathen der Aerzte, theils aus andern Gründen, die in solchen Fällen oft seltsamer Art waren, sich von Baden nach dem höher im Schwarzwald gelegenen Rippoltsau begeben, wo ein Sauerbrunnen ihn erfrischen sollte. Die Minister besuchten ihn ab und zu, auch Tettenborn nach seiner Rückkehr von Stuttgart. Die Geschäfte gingen nicht nach Wunsch, blieben aber doch nicht ganz liegen. Für die Gesandten wurden neue Anleitungen, für die großen Höfe nachdrückliche Denkschriften ausgearbeitet, und auch andere Mittel in Bewegung gesetzt, um die baierischen Anschläge zu entdecken, und ihnen entgegenzuwirken. Baden selbst bot zu beidem manche Gelegenheit. Der Herzog von Leuchtenberg Eugen Beauharnais hatte sich eingefunden um die Kur zu gebrauchen, er bewohnte das schöne Haus des Herrn von Ende, und bezeigte sogar Neigung es zu kaufen. Von jenseits des Rheins und aus der Schweiz kamen viele Franzosen, die dem Stiefsohn ihres gewesenen Kaisers huldigten; es wurde da manches gesprochen und verhandelt, was den Badenern nicht verschwiegen blieb. Man erfuhr zum Beispiel, daß der Kaiser Alexander dem Herzog das Versprechen gegeben haben sollte, dahin zu wirken, daß die Rheinpfalz, wenn sie der bestehenden Abrede gemäß an Baiern fiele, ihm als souveraines Fürstenthum ertheilt würde. Man sah daraus, daß die Gesinnungen des Kaisers in Betreff Badens noch gar nicht vortheilhaft standen. Ueberhaupt war in Baden bei dem sich stets mehrenden Zudrang von Fremden ein lebhafter Verkehr, und es durchkreuzten sich allerlei Betreibungen. Zahlreiche diplomatische Personen von Karlsruhe, Stuttgart,

München, Frankfurt und andern Orten benutzten die Heilquellen, oder gingen ab und zu. Der berühmte Lascases, nachdem er St. Helena hatte verlassen müssen, fand sich ein, um seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen; wir lernten ihn und seinen Sohn Emanuel bald näher kennen, und gewannen sehr das Vertrauen des letztern. Die schon erwähnte Familie Tastet aus Straßburg mit ihren liebenswürdigen Töchtern hegte ganz den edlen Freiheitssinn aus der früheren Revolutionszeit, der sich jetzt mit Anhänglichkeit für Bonaparte ziemlich vertrug, da man wider den gemeinschaftlichen Feind, die Ultras der Restauration, sich zu verbünden hatte. Eine Gräfin Lagorce, früher sehr im Vertrauen der Kaiserin Josephine und jetzt noch in dem des Herzogs von Leuchtenberg, machte aus gleichem Grunde gemeinschaftliche Sache mit den Liberalen. Wir legten uns keinen Zwang auf, und hatten, wie Tettenborn, Philippsborn und Lindner, vielen und vertraulichen Umgang mit diesen ganz oder halb Geächteten, obschon der französische Gesandte Graf von Montlezun bisweilen schiefe Gesichter deßhalb machte. Andrerseits sahen wir täglich die Gräfin Festetics aus Ungarn, die Mutter jener durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Gräfin Julie Zichy, die im Wiener Kongreß die Verehrung des Königs von Preußen auf sich gezogen hatte, mit welchem die Mutter auch jetzt noch freundliche Beziehungen unterhielt. Dagegen mieden wir eine Gräfin von Waldburg-Truchseß, geborne Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die einst Oberhofmeisterin am Hofe des Königs Hieronymus von Westphalen gewesen und jetzt die preußische Gesandtin zu Turin war. Wir kannten sie schon aus früherer Zeit von Töplitz her, wo ihr

Wesen uns nicht angezogen hatte; hier aber, wiewohl wir sonst die Anhänglichkeit an Bonaparte, den jetzt Unmächtigen, ganz gut vertrugen, mußte uns von einer preußischen Landsmännin die Art verletzen, wie sie ihre Gesinnung aussprach; den 18. Juni, an welchem die Preußen bei Belleallianee siegten, erklärte sie für einen Trauertag, sprach von Napoleon als von dem theuern geliebten Kaiser, und anderes dergleichen, worüber der französische Gesandte, dem es zu Ohren kam, bittre Klage bei mir führte. In Berlin wollte man es nicht glauben, schon um es nicht rügen zu müssen, da sie dort wegen ihrer Geburt und ihrer heftigen Thätigkeit eben so angesehen als gefürchtet war.

Die Königin von Würtemberg hatte statt eines sehnlich erwarteten Kronprinzen eine Tochter zur Welt gebracht, und da ich veranlaßt war, dem Könige zu schreiben, so nahm ich Gelegenheit sowohl hievon zu sprechen, als auch nach dem Gange der würtembergischen Verfassungssache zu fragen, der für die badische so vieles zu bedenken gab. Seine Antwort ist zu merkwürdig an sich und zu ehrenvoll für ihn, als daß ich sie hier weglassen dürfte. Er schrieb eigenhändig wie folgt:

„Stuttgart, den 1. Juni 1818.

Sie haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Sie geglaubt haben, daß ich die Geburt meiner Tochter so beurtheilt habe, wie Sie es in Ihrem Briefe angeben; die meisten Menschen halten mich für ehrgeiziger, als ich es wirklich bin, denn ich kenne nur Einen Ehr-

geiz, den, meine Pflicht zu thun so lange ich an dieser Stelle bin, das Uebrige überlasse ich gern der Leitung der Vorsehung.

Ihre Nachrichten über die Konstitutionssache sind mir wichtig gewesen, ich beantworte sie gern und freimüthig, indem ich immer den Muth habe, das zu verfechten, was ich einmal unternommen habe; wir sind wirklich mit den wichtigsten Vorarbeiten beschäftigt, das eine betrifft die Erneuerung unsrer Bauernverwaltung und Justizverfassung in erster Instanz, das andere eine gleichere Vertheilung unsrer direkten Steuern; in der ersten Kommission sitzen die zwei ersten Oppositionsmänner, und für die Justizverfassung ist nun auch Weishaar beigezogen; sie haben der Regierung bei Beendigung dieses Geschäfts das freimüthige Zeugniß gegeben, daß sie das Wohl und die Selbstständigkeit der Bauern aufrichtig bezwecke, und es unmöglich gewesen wäre, in einem ständischen Comité in diesem Augenblick diese Absicht zu erreichen. Das zweite Geschäft bietet wegen der Mediatisirten die nämlichen Schwierigkeiten dar, denn sie heben seit Erscheinung der baierischen Konstitution wieder gewaltig die Köpfe empor; noch unterhandelt man mit ihnen, und der Erfolg wird beweisen, ob man mit ihnen abschließen oder ganz brechen muß. Mit der angestrengtesten Thätigkeit werden diese neuen Einrichtungen doch erst gegen Ende dieses Jahres ins Leben treten, und daher unmöglich, noch in dem Lauf desselben die Stände zu versammeln, allein es wird auch in keinem Fall länger als in dem künftigen Frühjahr hinausgesetzt werden.

Die höchste Rücksicht ist, das Volk zu erleichtern

und in den neuen Formen bewegen zu lassen, ehe man den Schlußstein zum Gebäude setzt.

Nach meinen Nachrichten hat sich Fürst Metternich für die Annahme des Generals Tettenborn günstig erklärt, allein andre Umgebungen des Kaisers sollen dagegen sein, erst nach der Zurückkunft des Kaisers sollte die Sache entschieden werden, da Metternich sie persönlich vortragen wollte.

Das gewünschte Memoire wird Mülinen Ihnen mittheilen; es ist mir wahrlich leid, daß bei meiner aufrichtigen Zuneigung für Ihren Staat ich leider oft in den Fall komme, den unpolitischen, ja unbegreiflichen Aeußerungen Ihrer Geschäftsmänner entgegen zu arbeiten; dies hat aber keinen Einfluß auf meine Gesinnungen, denn die Sache ist für mich alles, die Personen nichts.

Geben Sie mir doch Nachrichten über Lascases, sein Treiben ist gewiß nicht bedeutungslos!!"

Jedes Jahr pflegte der König von Baiern auf einige Wochen nach Baden zu kommen, wo er ein eignes Haus besaß und als ein willkommener Stammgast angesehen wurde. Bei der eingetretenen politischen Spannung, und besonders nach den persönlichen Reizungen, die mit den gewechselten Briefen verbunden waren, glaubte man, der König werde für dieses Jahr Baden unbesucht lassen, da es ihm selbst nicht angenehm sein könne, in einem Lande zu sein, wo er für den Augenblick als Feind angesehen wurde, und sich vielleicht widrigen Begegnissen aussetzte, noch weniger könne er wünschen mit seinem Schwager dem Großherzog zusammenzutreffen, denn daß dieser nach

Rippoltsau gehen würde, war noch nicht bekannt. Aber der König wollte sich keinen Zwang anthun und die Gewohnheit, vier Wochen seines Sommers in Baden versorgt zu wissen, nicht aufgeben. Man hörte von München her, daß er zur gewöhnlichen Zeit kommen werde, und in Baden, daß in seinem Hause die nöthigen Vorbereitungen getroffen seien. Der Großherzog war empört über diese Nachricht, nannte es eine Frechheit, daß sein Schwager ihm jetzt vor Augen treten wolle, ihn im eignen Lande nicht ruhig athmen lasse; es sei ein Hohn, daß der Räuber, der Anwarter auf den Tod seines Verwandten, mit eignen Augen zu sehen komme, wie lange sein Opfer wohl noch leben könne. Auch die Großherzogliche Familie fand es sehr ungeschickt und unziemlich, daß der König unter diesen Umständen doch kommen wolle, und die Markgräfin Mutter rieth in der Stille nachdrücklich davon ab. Allein Max Joseph achtete nicht darauf, sondern kam. Doch hatte der Großherzog, der schon vorher weggezogen war, ihm eine besondre Ueberraschung hinterlassen. An dem Tage, an welchem der König eintraf, verließen alle badischen Hof- und Staatsdiener, vornehme und geringe, plötzlich den Ort. Diese allgemeine Flucht war Folge eines strengen Befehls, den der Großherzog diesmal, gereizt wie er war, ohne Zögern und mit Lust ertheilt, und zu welchem vorzüglich Tettenborn gerathen hatte, der in jeder kleinsten Kraftäußerung des Großherzogs einen Gewinn sah, der zu weiteren Handlungen stärkte. Nun hätte freilich der König aus dieser im Grunde doch nur wesenlosen Maßregel sich nichts zu machen brauchen, und seinen Tag in gewohnten Gängen und Spässen behaglich hinleben können; allein

sie war auf seinen Karakter gut berechnet, er fühlte sich furchtbar von ihr getroffen. Die Zahl jener Badener war sehr bedeutend, es fanden sich unter ihnen manche Personen, die der König gern sah, deren Gesellschaft ihn unterhielt. Die plötzliche Leere um ihn her, die sein geringes Gefolge nicht verdecken und der Zudrang lästiger Unbekannten nicht ausfüllen konnte, war ihm entsetzlich, sich so gemieden zu sehen war ihm eine Kränkung, wie er noch keine erlebt hatte, in die er sich gar nicht finden konnte. Wohl gab er sich alle Mühe, sein Unbehagen zu verbergen, lustig und gemüthlich zu scheinen, aber es gelang ihm nicht, man sah den Verdruß ihm auf das Gesicht geschrieben, und in seinem ganzen Benehmen einen trüben Mißmuth, der immer geneigt schien in bittre Klagen auszubrechen, auch schüttete er diese wirklich in den Busen der Madame Bourbon, einer Modehändlerin aus Straßburg, die er gut kannte, mit hingebendem Vertrauen aus, welches die Freundin zu ehrenvoll fand, als daß sie es nicht eifrigst zur allgemeinen Kenntniß gebracht hätte, was denn für die Lach- und Spottlustigen gute Nahrung gab. — Auch die in Karlsruhe ansäßigen Gesandten machten ihm zwar ihre Aufwartung, blieben aber nicht in Baden, sondern kehrten nach Karlsruhe zurück; es wurde dies für eine Schicklichkeit gerechnet, die man dem Großherzog schuldig sei. Daß ich allein den Aufenthalt in Baden fortsetzte, fiel ungemein auf, und wurde mir baierischerseits im Anfange hoch angerechnet, bis man merkte, daß es badischerseits gar nicht übelgenommen wurde; selbst in Berlin meinte man, ich hätte aus schuldiger Rücksicht für den Hof, bei dem ich beglaubigt sei, mit diesem zugleich Baden verlassen sollen, und der Groß-

herzog könnte sich über mein Benehmen mit Recht beklagen; ich konnte diese Besorgniß mit Lächeln lesen und dem Ministerium verbürgen, von dieser Seite werde keine Beschwerde kommen; ich durfte fürchten, daß mir in Berlin zu viel Eifer für Baden vorgeworfen würde, die entgegengesetzte Rüge konnte mir nur erwünscht sein.

In der Großherzoglichen Familie war doch nicht aller Verkehr mit der baierischen abgebrochen. Die Prinzessin Amélie kam sogar auf längern Besuch ihrer Schwester der Königin nach Baden, und der Herzog von Leuchtenberg hatte eine Zusammenkunft mit der Großherzogin Stephanie in dem kleinen Badeort die Hub genannt. Die Familienangelegenheiten kamen bei solchen Anlässen wohl zur Sprache, aber nicht die politischen. Der bevorstehende Aachener Kongreß mußte die letztere zur Entscheidung führen, wegen deren Ausfall man noch keine Gewißheit hatte, aber zugleich drohte eine andre Krisis, denn der Zustand des Großherzogs war seit kurzem bedenklich verschlimmert, und sein Tod konnte noch vor den Verhandlungen oder während derselben eintreten; dies würde für Baden in allen Beziehungen ein tief verwirrendes Unglück gewesen sein. Die untergeordneten Mißhelligkeiten und Sonderabsichten schwiegen bei dieser Gefahr eine Weile, und alle Sorgen und Vorschläge hatten nur die Erhaltung des Großherzogs zum Zweck. Die Königin von Baiern wünschte sehnlichst ihren Bruder zu sprechen, der aber unterdessen von Rippoltsau in das entlegenere und noch einsamere Bad Griesbach gezogen war. Der König selbst war betroffen über die Nachrichten, die von dort eingingen, und die er so schlimm nie vermuthet hatte. Wäre es auf ihn allein angekommen, so hätte

er wohl allen Ansprüchen, die Baiern auf badische Lande machte, augenblicklich entsagt, denn er war leicht gerührt und in hohem Grade gutmüthig; doch er war längst gewohnt, seinen unmittelbaren Antrieben nur in kleinen Dingen, in politischen aber seinen Ministern zu folgen. Dem Herzog von Leuchtenberg war nur an dem Wohlergehen der Großherzogin Stephanie gelegen, ihretwegen bezeigte er auch für ihren Gemahl lebhafte Theilnahme. Dieselbe Triebfeder wirkte bei den meisten Franzosen ein, die nach Baden kamen, unter welchen Lavalette, Felix Desportes, General Rapp und besonders Bignon zu nennen sind, welcher letztere in früherer Zeit Gesandter Napoleons in Karlsruhe gewesen war, und jetzt der badischen Sache durch seine Feder eine gewichtige Unterstützung bot.

Nachdem der König von Baiern seine Kur etwas früher als gewöhnlich beendigt und Baden verlassen hatte, kamen aus Karlsruhe und andern Orten viele der Geflohenen wieder zurück, auch die Markgräfin Mutter, bei der die Königin noch kurze Zeit verweilte, bezog dort ihre Sommerwohnung. Sie besuchte ihren Sohn in Griesbach, und kam tief erschüttert zurück. Ehe sie Baden ganz verließ, durfte auch die Königin von Baiern dort ihren Bruder noch wiedersehen.

Kurz vorher war unerwartet Tettenborn von Griesbach angelangt und machte mir geheime Eröffnungen von größter Wichtigkeit. Der Großherzog befand sich wirklich im kläglichsten Zustande; seine Krankheitszufälle waren heftiger geworden, eine völlige Erschlaffung ließ das Schlimmste fürchten. Seine Leibärzte zuckten die Achseln, der russische Leibarzt von Rehmann hielt ihn für ver-

loren, die Umgebung war trostlos. Es waren Vorschläge zu einer Reise nach dem Süden, zu einer Brunnenkur in Pyrmont gemacht worden, sie blieben alle schwebend, weder bejaht noch verneint. Dem Kranken durfte man nicht sagen, wie schlecht es um ihn stand; aber daß er nicht lange leben könne, daß er Gift bekommen habe, wiederholte er selbst öfters unter jammervollen Ausrufungen. Er schleppte seine Tage hin, mochte nicht in's Freie, kaum aus einem Zimmer in's andre. Seine Unthätigkeit war qualvoll, die Geschäfte ruhten ganz und gar. Er beharrte noch mit Nachdruck in seiner Verneinung, wollte in keine Gebietsabtretung, in keine wenn auch erst nach seinem Ableben auszuführende Theilung seines Landes willigen, aber thun wollte er durchaus nichts. Er mochte gutheißen was man ihm vorschlug, seine zur Ausführung erforderlichen Befehle, seine Namensunterschrift, waren oft nur mit den schwierigsten Künsten zu erlangen. Gleichwohl durfte keine Zeit verloren werden, der Kongreß von Aachen stand nahe bevor, und das Schicksal Badens mußte zur Entscheidung kommen. In dieser Noth hatten Reizenstein und Tettenborn, denen Berstett und die andern Minister zustimmten, mit der Großherzogin Stephanie nach ernstlicher Ueberlegung beschlossen, mit vereinigten Kräften auf den Großherzog und für ihn zu wirken, da er fast als gemüthskrank anzusehen war. Die Fürsorge sollte in doppelter Richtung thätig sein, zuerst für ihn persönlich, es mußte alles aufgeboten und versucht werden, um sofern solche noch möglich, seine Heilung zu erwirken, wenigstens der schnellen Verschlimmerung Einhalt zu thun. Dann waren für das Land kräftige Maßregeln zu nehmen, die man

von dem Leidenden, bei welchem das Zureden der Einzelnen nichts ausrichtete, durch vereintes Bestürmen ertrotzen mußte. Vor allem sollte die Verfassung schleunig ausgearbeitet und verkündet werden, denn dies galt als das Unerläßlichste und Heilsamste, nichts schien das bedrohte Land fester zusammenhalten und gegen Eingriffe von außen schützen zu können; sodann mußten die diplomatischen Arbeiten, die sich jetzt häuften und oft wochenlang unverantwortlich liegen blieben, nicht die geringste Verzögerung mehr erfahren. Diese beiden Dinge hoffte man durchzusetzen. Zweifelhafter jedoch erschien der Erfolg, ihn persönlich aus dem jetzigen Zustande zu reißen. Hiezu bedurfte es kluger List, und besondrer Anstalten, zu denen ich behülflich sein sollte. Es stand fest, daß die bisherigen Aerzte des Großherzogs weder mit seiner Krankheit noch mit ihm selbst mehr fertig wurden, er hatte kein Vertrauen, sie kein Ansehn mehr. Ein fremder Arzt von großem Namen mußte berufen werden, der dem Kranken mit gebietendem Ernst gegenüber stünde. Doch grade dies war nicht leicht zu erlangen. Nie würde der Großherzog dazu seine Einwilligung gegeben, nie den gerufenen Arzt vorgelassen haben. Daher wurde beschlossen, die Sache ohne sein Wissen auszuführen, und den Leibarzt des Königs von Preußen, den berühmten Hufeland herbeizurufen. Derselbe sollte als Reisender wie zufällig in Baden eintreffen, ich mit ihm über den Großherzog sprechen, und plötzlich den Gedanken fassen, dieser Mann könne dem Kranken Hülfe bringen, und dann selbst nach Griesbach eilen um darauf zu dringen, daß ein so glücklicher Zufall nicht unbenutzt bliebe. In dieses persönliche Geheimniß waren außer der Großherzogin und Tettenborn

nur noch die Markgräfin Mutter eingeweiht, die unter großer Aufregung und vielen Thränen ihre eifrigste Mitwirkung zusagte. Das Schreiben an Hufeland wurde schnell aufgesetzt und abgeschickt, ich begleitete dasselbe mit dem nöthigen Bericht.

Inzwischen verlautete, daß der in Aachen bevorstehende Kongreß, der zunächst die Erleichterung Frankreichs zum Zweck hatte, dann aber auch andre politische Fragen, unter diesen die badische Gebietssache, in Berathung ziehen sollte, nur aus den Großmächten bestehen würde, daß diese keinen andern Fürsten zulassen, ja sogar keine diplomatischen Sendungen dort annehmen wollten. Die Ausschließung erregte großen Unmuth bei den von ihr Betroffenen; die Niederlande, Baiern, Sachsen, Würtemberg und auch selbst Baden sahen nicht ohne Murren sich so zurückgesetzt; besonders klagte Baiern, und seinerseits nicht minder Baden, daß ihre Gesandten, während doch die baierisch-badische Sache zur Entscheidung kommen werde, dabei nicht wenigstens gehört werden sollten. Jedoch mußte man sich dem Willen der Großmächte fügen, und da eine öffentliche Betheiligung nicht zu erlangen war, so sann man auf andre Aushülfe, um sichre und schnelle Kunde von den Dingen zu erhalten, die bei dieser wichtigen Zusammenkunft an Ort und Stelle sich wahrnehmen ließen. Cotta, stets umsichtig für seine Tageblätter und Zeitschriften bedacht, hatte bereits die Augen auf Lindner geworfen, und dieser sich willig gefunden, das Amt eines Berichtschreibers aus Aachen zu übernehmen. Da lag der Gedanke nah, daß auch der

Großherzog von Baden, und eben so der König von Würtemberg, diesen klugen und gewandten Mann als Beobachter nach Aachen senden könnten, um doch nicht ganz ohne Auskunft zu bleiben. Ich vermittelte beide Anknüpfungen ohne Schwierigkeit, und mein Freund war nicht wenig erfreut, sich unerwartet in der Mitte diplomatischer Geschäftigkeit zu sehen, die zwar nur erst eine geheime war, aber dadurch um so größeren Reiz hatte.

Der König von Würtemberg schrieb mir um diese Zeit folgenden eigenhändigen Brief:

„Stuttgart, den 26. Juli 1818.

Der Inhalt Ihres letzten Schreibens ist mir in jeder Hinsicht sehr wichtig gewesen; die Nachrichten aus Griesbach sind traurig, ich beurtheile die Lage der Dinge dort wie Sie, der Tod des Großherzogs würde für Deutschland unberechenbare Folgen und für mein Vaterland sehr verderbliche haben; für beide wünschte ich den Großherzog gerettet zu sehen; kann es aber nicht sein, so muß mir alles daran gelegen sein, wenigstens von allem genau unterrichtet zu werden. Sie werden mich sehr verbinden, mir alle dortigen Vorfälle durch schnelle und sichre Gelegenheit zukommen zu lassen. Für den Wink wegen Herrn Lindner danke ich Ihnen sehr, die Kenntnisse und Talente dieses Mannes sind bekannt, weniger sein Karakter, Sie bürgen für ihn, und das ist eine sehr gute Empfehlung, seine sehr delikate Mission wird hinlängliche Gelegenheit geben ihn zu prüfen; wollten Sie es über sich nehmen, sein Verhältniß mit mir anzuknüpfen, so würden Sie mir einen wichtigen Dienst erweisen, die Bedingungen und vorzüglich die Art die Korrespondenz zu leiten muß ich

Ihrer Klugheit überlassen, und bin sicher dabei; ich sende diese Zeilen durch einen sichern Boten, damit sie Ihnen schneller eingehändigt werden.“

Die Verfassungsarbeiten kamen nun auch in Gang. Ein Ausschuß wurde beauftragt, in welchem Reizenstein, Tettenborn, Berstett, der Staatsrath von Sensburg, besonders aber Nebenius, thätig waren; es wurden aber auch noch andre Personen gehört, wenigstens waren sie nicht abzuweisen. Berstett wußte in diesen Sachen nicht viel, er stimmte nach Belieben bald mit dem einen, bald mit dem andern. Ein Gegner aller Verfassung war Sensburg, er bestritt heftig jeden freisinnigen Antrag und drang auf möglichste Beschränkung, wobei er gewiß zu sein schien, daß der Großherzog und das ganze regierende Haus ihm innerlich beistimmten. Tettenborn war durchaus für die weitesten Gewährungen, und machte hauptsächlich den Grund geltend, daß Baden die öffentliche Meinung für sich gewinnen, und besonders mehr thun müsse, als Baiern gethan. Reizenstein war hiemit einverstanden, jedoch aus Gewöhnung, in kleinen und engen Staatsverhältnissen zu wirken, hatte er doch allerlei Bedenken, die hin und wieder das schon Gewährte wieder verengten. Ihm schloß Nebenius sich an, der obwohl jünger und freisinniger, doch auf ihn das meiste Vertrauen setzte, und in ihm nicht nur den erfahrenen, rechtschaffenen, sondern auch den altbadischen Staatsmann verehrte, während die übrigen mehr oder minder Neulinge waren und dem Land und Hause nicht so fest angehörig schienen. Auf Nebenius ruhte das ganze Gewicht

des Werkes, er führte die Feder, ordnete den Ausdruck der oft sehr verworrenen Meinungen, stellte die Ergebnisse zusammen, und redigirte zuletzt die Verfassungsurkunde selbst. Sie hatte Mängel und Auswüchse, gab indeß im Durchschnitt das Maß des damals Möglichen. Der Vorschlag, statt zweier Kammern nur Eine Versammlung zu bilden, stieß auf unbesiegbaren Widerspruch. Eben so war eine größere Beschränkung der standes- und grundherrlichen Rechte, die den Landmann schwer drückten, nicht durchzusetzen.

Ich durfte mir sagen, bei dieser Verfassungsangelegenheit nach Kräften mitgewirkt zu haben. Durch Tettenborn war ich in ihr gleichsam vertreten, und auch außerdem hatte ich manchen Beitrag zu dem Werke durch gelegentliche an gutem Ort gemachte Aeußerungen geliefert. Aber mir war beschieden, ungenannt und still auch für die würtembergische Verfassung heilsam thätig zu sein. Der König hatte den besten Willen, zeigte die freisinnigste Nachgiebigkeit, allein die Sachen waren schlimm verfahren und ließen kein Gedeihen absehen. Die mediatisirten Fürsten und Grafen, verstärkt durch den ritterlichen Adel, und die Altwürtemberger, welche an dem urkundlichen alten Recht eigensinnig festhielten, standen der Regierung in vereintem Widerspruch entgegen. Die Verbindung war unnatürlich, denn die Vornehmen und die schlichten Bürger wollten sehr Verschiedenes, was jene erstrebten, möglichste Rückkehr in die frühere Stellung, konnte diesen nichts helfen, was diese forderten, das alte Recht, konnten jene nicht gebrauchen. Ich kannte die Partheien, war mit einzelnen Gliedern in naher Beziehung, ich sah, daß auf diesem Wege nicht zum Ziel zu gelangen war. Ich rieth

daher dem Könige für seine guten Absichten neue Stützpunkte zu nehmen. Die Altwürtemberger waren beschränkt und störrisch in ihren politischen Begriffen, verlangten die für das zusammengesetzte Königreich nicht mehr anwendbaren Satzungen des kleinen Herzogthums, sie hatten sich im heftigen Streit gegen die Regierung ganz verbittert, eine Aussöhnung schien kaum möglich. Aber sie waren die ehrlichsten, rechtschaffensten Männer, sie hatten das urkundliche Recht für sich, sie hegten keine Nebenabsichten, sie waren der Kern des Landes. Mit ihnen sollte der König sich einlassen, durch ihre Hülfe sein Werk ausführen. Der König sah die Richtigkeit meines Rathes sogleich ein, und folgte ihm ganz. Zwar fühlten Wangenheim, Cotta, und Andre, die bisher auf Seiten der Regierung gegen jene gestritten und manche Unbill erduldet hatten, sich von der neuen Wendung schmerzlich berührt, und mir that es leid, ihnen, die ich meine Freunde nennen durfte, dies zuzufügen, aber sie dachten zu edel und vaterländisch, um nicht gern dem Gemeinbesten des Landes jedes persönliche Opfer zu bringen. Mit den Führern der Volksparthei war eine Annäherung leicht gefunden, das leiseste Entgegenkommen gewann sie gleich; was konnte damals ein deutscher Fürst, der es redlich meinte, nicht alles mit dem stets vertrauenvollen, stets willigen Volk anfangen! Der falsche Zusammenhang der Altwürtemberger mit dem Adel wurde gelöst, die Verhandlungen lenkten in eine bessere Bahn ein und gewannen heitrere Aussichten. Zwar erfolgte der Abschluß erst lange nachher, denn noch viele Schwierigkeiten blieben zu überwinden, noch mancher Eigensinn machte sich geltend, und die Geduld des Königs hatte noch manche Probe zu

bestehen; allein der gewählte Weg wurde nicht mehr verlassen und bewährte sich durchgängig als der rechte, der zuletzt das ersehnte Ziel glücklich erreichte. —

In Berlin ging mittlerweile eine Veränderung vor, die für die politischen Angelegenheiten überhaupt, insbesondre für die preußische Diplomatie von äußerster Wichtigkeit war. Der Staatskanzler hatte seit dem Kriege die auswärtigen Verhandlungen selbst geleitet, das Einzelne der Geschäfte jedoch meist dem Geh. Rath von Jordan überlassen. Dieser, nach Amt und Fähigkeit allerdings nur untergeordnet, bekam durch seine Stellung etwas von dem Ansehn eines Ministers, und machte dasselbe in manchen Fällen geltend, was sowohl nach innen als auch nach außen öfteren Anlaß zu Verdrießlichkeiten gab. Dem Könige war dergleichen sehr unangenehm, und da die höhere Hof- und Staatswelt, mit wenigen Ausnahmen, ohnehin gegen Hardenberg feindlich und im Stillen thätig war ihn zu stürzen oder doch zu beengen, so fehlte es nicht an Bemerkungen, wie sehr der Staatskanzler überladen sei, daß sein Alter Erleichterung bedürfe, daß Jordan weder den Rang noch das Benehmen habe, um für sämmtliche Gesandte die erste Behörde vorzustellen, daß die Würde der Krone vielmehr erfordre, einen wirklichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu haben. Dem Könige leuchtete das völlig ein, die Schwierigkeit war nur, dies ohne Kränkung und selbst mit Zustimmung Hardenberg's in's Werk zu setzen. Durch die öffentliche Meinung war Wilhelm von Humboldt längst für diesen Platz bezeichnet, aber dem Könige nicht angenehm, der Hofparthei verhaßt, war er überdies mit Hardenberg etwas zerfallen, und der Vorschlag wäre jetzt eine Be-

leidigung für diesen gewesen. Von ihm konnte daher die Rede nicht sein. Zwar gab es Liebhaber genug, der ehmalige Staatsminister von Brockhausen, der Finanzminister Graf von Bülow, sogar der alte Haugwiz wurde genannt, aber keiner hatte Gunst genug, Eifersucht und Mißtrauen traten jedem in den Weg; lieber als einen Einheimischen wollte man einen Fremden auf jenem wichtigen und glänzenden Posten sehen. Der dänische Gesandte Graf Christian von Bernstorff kam in Vorschlag, fand sogleich allseitige Genehmigung und man begann mit ihm zu unterhandeln. Hardenberg empfing die erste Nachricht von dem Vorhaben im Auftrage des Königs durch den Fürsten von Wittgenstein. Er war überrascht, schwieg einen Augenblick, sagte dann aber fest und bestimmt, die Sache selber sei vollkommen zweckmäßig, die getroffene Wahl vortrefflich, sie habe seinen vollen Beifall. Gegen Bernstorff's Karakter und Fähigkeit war in der That nichts einzuwenden; er war eine edle würdige Gestalt, sein Benehmen vornehm, sein Geist gebildet, er besaß große Geschäftserfahrung, mannigfache Kenntnisse. Aber mehr als alles andre empfahl ihn der Ruf, daß er ein vollkommener Aristokrat und nebenher ein gläubiger Christ sei; man rühmte die auserlesene Gesellschaft, die er bei sich sah, die Anmuth, mit der seine schöne Frau dem Hause vorstand. Wie schmeichelhaft auch der Antrag sein mochte, wie versprechend für die Zukunft, so scheute er doch anfangs, die große Last, die damit verbunden war, auf sich zu nehmen, so wie den Neid und Haß, die sich unfehlbar an ihn heften würden. Allein man drängte ihn zum Entschluß, man machte in Kopenhagen Eröffnungen, die diesen schon als gefaßt vorstellten, und

sein dänischer Abschied war fast eher als sein preußischer Eintritt entschieden. Daß die Sache ohne Beispiel, daß es eine Schande für den Staat war, seinen ersten Minister aus den fremden Diplomaten zu wählen, einen Mann, der bei allen sonstigen Vorzügen, doch den Nachtheil hatte kein Preuße zu sein, und der, um es zu werden, nun plötzlich Bewußtsein, Sinn, Eifer und Zuneigung völlig umwandeln sollte, kam nicht in Betracht. Die Sache war im tiefsten Geheimniß betrieben worden, und blieb es auch längere Zeit; sie sollte sich dem Sturm der Mißurtheile erst als fertiges Werk aussetzen. Ich erhielt die erste Nachricht von dieser Veränderung sehr früh aus einer Quelle, die bis dahin nichts der Art geliefert hatte. Der preußische Geschäftsträger in Frankfurt am Main, Scholtz, vernahm sie von einem alten Bekannten, den er zufällig traf, und schrieb sie uns nach Karlsruhe. Die Neuigkeit gab viel zu überlegen, sowohl in persönlicher Hinsicht, als in Betreff der politischen Fragen, für welche nun preußischerseits neue Hände und vielleicht neue Ansichten in's Spiel kamen. Ich erfuhr bald darauf, daß Bernstorff gleich beim Aachener Kongreß in seiner neuen Thätigkeit auftreten werde; die badischen Minister sahen ihre Spannung und ihre Verlegenheiten täglich wachsen, man strengte um so mehr alle Mittel an, um Nachrichten, Gunst, Zugang und Einwirkung zu erlangen.

Bisher war vielerlei versucht, worden, um die Gesandtschaft Tettenborn's nach Wien zu hintertreiben. Zwar wünschten manche Personen sehnlichst ihn vom

Großherzog zu entfernen, und auch sein Freund Berstett konnte diesen Wunsch nicht ganz unterdrücken, denn das Ansehn Tettenborn's, der ihn doch hauptsächlich gefördert und gehalten, wurde ihm lästig, sobald er einen Augenblick glaubte dessen entbehren zu können. Allein manchen Gegnern schien seine Entfernung von Karlsruhe durch jenen glänzenden und wichtigen Posten doch zu theuer erkauft. Man sparte keine Ränke, seiner Annahme in Wien Schwierigkeiten zu erwecken, wozu die baierischen Einflüsse sich trefflich benutzen ließen. Es wurde vorgestellt, daß es mißlich und kaum üblich sei, jemanden als Gesandten dahin zu schicken, wo er früher in Diensten gestanden, daß Tettenborn diese verlassen, um in die damals feindlichen russischen überzugehen, und wenn auch bald nachher Rußland und Oesterreich sich befreundet hätten, so bliebe doch dem letztern gerechter Grund einem Offizier zu grollen, der so vorauseilend dem eignen Kopfe gefolgt. Am stärksten aber machte man die Uebelstände geltend, die in seiner Verheirathung liegen sollten; seine Gattin habe vorher eine frühere Ehe durch Scheidung lösen, und um diese möglich zu machen, den katholischen Glauben mit dem protestantischen wechseln müssen; besonders das letztere mußte den Augen des Kaisers und der Kaiserin ein unverzeihliches Vergehen dünken. Dergleichen Einflüsterungen blieben in der That nicht ohne Wirkung, besonders bei der Kaiserin, die als Prinzessin von Baiern schon in München an jenen Vorgängen ein Aergerniß genommen hatte. Der Kaiser zögerte sich zu erklären, und es wurde schon zweifelhaft, ob die Sendung stattfinden könnte. Doch hatte Tettenborn in Wien einen zu guten Namen und zu günstige Verbindungen, als daß

man ihm den Schimpf einer Abweisung hätte anthun mögen; besonders war der Fürst von Metternich, der immer den Kriegsmann in ihm hochgeschätzt und ihm in Geschäften ein nie getäuschtes Vertrauen geschenkt hatte, sein eifriger Fürsprecher; die Annahme erfolgte in schmeichelhafter Weise, und zugleich wurde Tettenborn zu einer Zusammenkunft auf den Johannisberg eingeladen, wo der Fürst nächstens eintreffen wollte.

Nun war in Baden das Ansehn Tettenborn's für längere Zeit neubefestigt, und er beschloß dasselbe mit allem Eifer zum Nutzen des Landes und des Großherzogs thätig zu verwenden. Das Erste und Wichtigste war die Verfassung, ohne diese Grundlage fehlte jeder feste Boden; als Richtschnur und Schranke war sie dem schwankenden, bald zurückhaltenden, bald übergreifenden Wesen des Großherzogs so nöthig als heilsam; die Hochberge sahen in ihr die Bekräftigung ihres neuen Standes; selbst für die Gebietsfrage mußten die Minister sie zu Hülfe nehmen, denn nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch bei dem Kaiser von Rußland galt damals keine größere Empfehlung, als das Eingehen in freisinnige Staatsformen. Die Berathungen waren ziemlich vorgerückt, es kam nur darauf an rasch alles zum Abschluß zu bringen und zu veröffentlichen. Neue Schwierigkeiten und Stockungen, die man sich kaum erklären konnte, und wegen deren man später die Markgräfin Mutter in Verdacht hatte, mußten überwältigt werden. Ich war bemüht gewesen, durch eine nachdrückliche Denkschrift, von welcher Tettenborn angemessenen Gebrauch machte, auf den Großherzog einzuwirken, und ihn zum Entschluß zu bringen. Eine Depesche von Berlin, in welcher der zeitige

Vorstand des noch verwaisten Ministeriums, wohl ohne bewußte Absicht und mehr um doch etwas zu sagen, die bedeutende Mahnung aussprach, Baden habe vor allem seine Verfassung zu fördern, ließ sich vortrefflich benutzen, und wirkte weit über ihren Sinn hinaus; denn wenn auch Hardenberg den festen Vorsatz hatte Preußen zu einem Verfassungsstaat zu erheben, und ihm viele der würdigsten und edelsten hohen Staatsbeamten beistimmten, so war doch die mächtige Hofparthei diesem Vorhaben entschieden feindlich, und jene Mahnung konnte nur einer untergeordneten Feder entschlüpft sein; der Graf von Lottum, damals noch entfernt von seiner nachherigen einflußreichen Stellung, konnte später selbst nicht begreifen, wie er so etwas habe unterschreiben können! Uns aber war es sehr willkommen, dergleichen aufweisen zu dürfen; wo die Regierung keinen bestimmten oder gar zwiespaltigen Willen hatte, mußte es wohl erlaubt sein, nach eigner Ueberzeugung ihr den bessern unterzulegen und zu verwenden, ihr selbst zu Heil und Ehren! Hiermit verband sich auf's günstigste die Nachricht, daß der König von Preußen bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg dem Kaiser die badische Sache warm empfohlen habe; man fand sich von Preußen beschützt und angetrieben, man konnte nicht anders als ihm Folge leisten.

Am 18. August kamen Tettenborn und Berstett aus Griesbach zu mir nach Baden, ein untergeordnetes, doch dringendes Geschäft gab dazu den Vorwand, und die ganze Lage der Dinge, besonders aber die Verfassung, und was etwa noch in dem Entwurfe vor der Unterzeichnung zu ändern sein möchte, wurde nochmals gründlich durchgesprochen. Vieles war nicht nach meinem Sinn,

zum Besten der Sache und auch besonders des Großherzogs hätte ich manche Aenderung vorschlagen mögen, allein ich fühlte, daß neue Vorschläge und Bedenken hier leicht das Ganze gefährden könnten. Mit allen Mängeln, die sie in meinen Augen hatte, war sie doch immer die freisinnigste aller deutschen Verfassungen, die an Lebenskeimen reichste, die an Triebkraft stärkste. Wiewohl abgesagter Gegner aller Pairs- und Adelskammern, durfte ich sogar als Aushülfe für den Augenblick zweckmäßig finden, daß die Standesherren und Junker hier in eine erste Kammer gleichsam eingeschlossen wurden, damit sie nicht in der zweiten, der eigentlichen Volksvertretung, schädlich würden. Dieselben Gründe fand ich dreißig Jahre später, als der vereinigte Landtag in Preußen berufen werden sollte, noch in voller Gültigkeit, und der sogenannte Herrenstand, ein kläglicher Versuch einer kläglichen Pairie, wenn er einmal nicht ganz wegfallen durfte, wäre wenigstens von den gewählten Abgeordneten streng abzusondern gewesen. Doch diese allgemeinen Gegenstände, so wie der Inhalt und die Kritik der badischen Verfassung finden andern Ortes ihre geeignete Stelle, hier kann das Angedeutete genügen, um einen Begriff zu geben, wie heiß und mühevoll es war, aus so vielen Rücksichten und Widersprüchen sich in's Freie hinauszuarbeiten. Die beiden Herren kehrten am folgenden Tage nach Griesbach zurück, durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo das letzte Werk sich entscheiden müsse. Ihre vereinten Vorstellungen hatten endlich Erfolg, der Großherzog unterschrieb am 22. August die Verfassungsurkunde, und befahl ihre Verkündigung durch das Staats- und Regierungsblatt.

Noch vorher aber sollte der König von Würtemberg vertraulich benachrichtigt werden. Ihm war die Sache nicht ganz recht, er hatte Zweifel und Besorgnisse, die wir nicht theilten. Da es zwischen Baden und Würtemberg, trotz dem innigen Verständniß, das von oben her ausgesprochen wurde, immerfort neue Häkeleien und Zweideutigkeiten gab, die den König öfters verstimmten und mißtrauisch machten, so war schon einige Zeit davon die Rede, daß Tettenborn sich nach Stuttgart begeben sollte, um den König persönlich von der ganzen Lage der Sachen mit größter Aufrichtigkeit in Kenntniß zu setzen. Allein selbst in Betreff dieser Sendung erhoben sich Anstände, die kaum zu begreifen waren. Ich hatte unsägliche Arbeit, durch thätigen Briefwechsel, der immer mit großer Vorsicht zu führen war, und vieles verschweigen, oft auch für unbefugte Leser manches zum Schein sagen mußte, den Eifer so vieler Mitwirkenden anzuregen, ihre Eifersuchten und Nebenrücksichten niederzuhalten, und die immer aufs neue versperrten Wege frei zu machen. Auch in diesem Falle gelang es mir, durch meine Mittheilungen die Hindernisse, die sich eingedrängt, wegzuräumen. Der König erklärte, daß er die größte Hochachtung und das vollste Vertrauen zu Tettenborn habe, und ihn mit Ungeduld in Stuttgart erwarte. Wie es mit diesen Sachen stand, wie der König selber den badischen Diplomaten, der ihn irregeführt, doch wieder in Schutz nahm, und welch Mißbehagen er im Grunde doch bei den badischen Maßregeln empfand, ergiebt sich deutlich aus folgendem eigenhändigen Schreiben, das ich von ihm erhielt:

„Stuttgart, den 25. August 1818.

Die Nähe des Kongresses und unsre innern Verhältnisse nehmen in diesem Augenblick meine ganze Zeit in Anspruch, daher mein bisheriges Stillschweigen, welches ich aber gern breche, um den Mißverstand wegen General von Tettenborn so früh aufzuklären. Ich bin der Sache schnell auf den Grund gegangen, und habe dabei gefunden, daß Riegel entweder mißverstanden hat oder mißverstehen wollen!!! Der letztere Fall ist mir aus mehreren andern Aeußerungen der wahrscheinlichere; ich bitte Sie aber, daß auf keinen Fall davon zu seinem Nachtheil Gebrauch gemacht werde, da ich mit Wahrheit versichern kann, daß er treu und redlich seiner Regierung dient, und nur in diesem Fall seine Privatmeinung hat gelten machen wollen. Ich sehe also diese Sache nach dieser Versicherung als abgethan an; die Sendung des Generals Tettenborn hierher ist mir in jeder Hinsicht wichtig und angenehm, sagen Sie ihm das, es ist meine aufrichtige Meinung. Daß des Großherzogs Wahl auf ihn fiel, um seine Angelegenheit mit dem Fürsten Metternich zu endigen, halte ich für eben so anständig als klug, ob aber seine Sendung noch einen glücklichen Erfolg haben kann, nach allen den Unterlassungssünden, welche begangen worden sind, läßt sich wohl mit Bestimmtheit nicht voraussehen; Baden kommt mir gleich einem Kriegsschiff vor, das, dem Sinken nah, Nothschüsse thut, um sich zu retten, die gegebene Verfassung mag wohl auch nur ein Rettungssignal sein, wenn man nun aber die Absicht durchschaut, die großen Mächte zum Widerstande reizt, würde die Verlegenheit und die unausbleiblichen Folgen davon nicht eben so rückwirkend auf Baden sein,

wie es die voreilige Erhebung der Hochberge war? Ich werde übrigens sehr gern ein falscher Prophet sein, denn ich kann nur dabei gewinnen, und wenn namentlich die Verfassungssache glücklich durchgeht, so ist es für mich ein glücklicher Vorgang mehr.

Mülinen ist durchaus nicht in meinem Geheimniß, er hat daher ohne Auftrag gesprochen, und wird die nöthige Weisung erhalten. Von Baiern habe ich die officielle Aeußerung erhalten, daß sie fest entschlossen sind, die Sachen auf das Aeußerste zu treiben; sie machen sich ungemessene Hoffnungen. Cotta wird Ihnen wegen Lindner geschrieben haben. Leben Sie wohl."

Tettenborn eilte hierauf nach Stuttgart, verständigte den König über die Verfassung, und theilte ihm in vollem Vertrauen die Lage der badischen Sache mit, woraus der König wohl erkennen mußte, daß alles traurig genug bestellt, aber nicht hoffnungslos war, und daß die Schwäche und Fahrlässigkeit des Großherzogs ein Beweggrund mehr sei, daß Andre sich seiner Sachen annähmen.

In Baden dauerte das bewegte Leben munter fort, indem die Gesellschaft wechselte, doch stets noch zunahm. Rahel hatte die Freude ihren jüngsten Bruder Moritz Robert und dessen Frau Ernestine dort zu empfangen, eine Freude, die leider nicht ohne Störungen war, und mit der häßlichsten endete. Wir selbst und unsre Freunde, Tettenborn's, Reden's, Tastet's, Lindner's, die Gräfin Lagorce, alle bezeigten die größte Zuvorkommenheit. Ernestine, die mit feinem, gefälligen Wesen ein herrliches Talent besaß, entzückte durch ihren so kunstreichen als anmuthigen Gesang und wetteiferte mit den beiden Fräulein

Tastet, von denen besonders die ältere im Vortrag französischer Romanzen und Lieder vortrefflich war. Die Frau Markgräfin Mutter hatte das größte Verlangen sie zu hören, die Prinzessin Amélie sagte ihr die verbindlichsten Artigkeiten. Einladungen, die schönsten Spazirfahrten in die nahe und ferne Umgegend, schmeichelhafte neue Bekanntschaften gaben jedem Tag einen erhöhten Reiz; das Treiben auf dem Kurplatz, an den Spieltischen, war besonders für Rahels Bruder ein unerschöpfliches Vergnügen. Allein Moritz Robert gehörte zu den Leuten, die alles eher aushalten, als eine Reihe von schönen Tagen. Inmitten aller Vergnügungen ergriff ihn die Unruhe thätig zu sein, etwas zu gewinnen. Das Glücksspiel reizte ihn, aber den Muth zu wagen hatte er nicht, er wollte durch Klugheit und mit Vorsicht reich werden. Da rechnete er uns denn vor, was jeder Tag seines Aufenthalts nicht sowohl koste, denn das war nicht von Belang, als vielmehr ihn versäumen lasse; im Anfang geschah dies mit komischer Laune, nach und nach aber in bittrem Ernst und mit ärgerlicher Verstimmung. Er zankte nun, wo er früher scherzte, verdarb seiner Frau und seiner Schwester jedes Vergnügen durch sein Unbehagen, durch seine Bemerkungen. Doch da man seine Gemüthsart kannte, so ließ man ihn gehen, und übte die größte Nachsicht. Aber das grade schlug zum Nachtheil aus. Ihm wurde irgend ein Ausbruch zum Bedürfniß, und den Muth, der ihm fremden Menschen gegenüber nicht besonders eigen war, hatte er reichlichst gegen seine Nächsten. Ein Vorhaben gegen den ältern Bruder Markus Theodor, nachdem er vergebens Rahel dafür zu gewinnen gesucht, wollte er plötzlich aus Scham von sich ab und ihr zuschieben.

Diese nicht zu duldende Lüge erfuhr die glimpflichste Abweisung, aber sein Aerger und seine Scham waren so groß, daß er den Anlaß benutzte, um mit dem Schein der Berechtigung zum größten Zorn allen Umgang abzubrechen, und nach wenigen Tagen mit Frau und Kind ohne Abschied fortzureisen. Ernestine, sonst so fein und mild, erschien in solchen Fällen nicht liebenswürdig, sondern bestärkte einen Trotz und Wirrsinn, von dem sie später selbst Jahre lang schrecklich zu leiden haben sollte! Rahel litt unsäglich bei diesem rohen Unfug des von ihr so geliebten Bruders, aber es war kein Schatten von Schuld in ihr; sie nahm den Schmerz als einen vom Schicksal ihr zugeworfenen hin, duldend, schweigend. Sie war es schon gewohnt, mit gekränktem und kummervollem Herzen dem Tage doch unbefangen und heiter entgegen zu schauen, Natur und Menschen mit frischem Sinn aufzufassen.

Die Krisis der badischen Sachen, meine und Tettenborn's Betheiligung dabei, der tägliche Zudrang von Fremden, die wechselnden Ereignisse so mannigfachen Verkehrs, alles forderte zum wirksamen Mitleben auf, und half die zu trüben Betrachtungen verscheuchen. Der Graf von Montlezun kam ab und zu, desgleichen der Graf von Mülinen, den die Spielbank anzog, und stark mißhandelte, der Freiherr von Reden, der von allen diplomatischen Geheimnissen ausgeschlossen und gänzlich irrgeworden war, auf die badischen Minister schimpfte, besonders auch auf die beabsichtigte Verfassung, die er im voraus als eine jakobinische bezeichnete; die beiden Herren von Struve, von Karlsruhe und von Stuttgart, waren mit ihren Frauen eingetroffen. Lascases, der alle

Gesellschaft mied, suchte einsame Gespräche mit Rahel, erzählte von St. Helena, theilweise den Inhalt seines Memorials, dessen Handschrift ihm weggenommen und noch in englischen Händen war; er lächelte über den Argwohn, der ihm jetzt noch Bonapartische Umtriebe beimaß, und beklagte nur, daß er ihn verhindere, die Großherzogin, der er Einmal hatte aufwarten dürfen, öfters zu sehen, da dies unfehlbar verargt werden würde. Die Bonapartisten waren zu sehr zerstreut und zu hart verfolgt, als daß sie in dieser Zeit hätten an eine Erhebung denken dürfen; die entschlossenern warfen sich in die liberale Opposition, und suchten im Volk und im Heer für sie Stimmen zu werben, während die angesehensten und reichsten eifrig ihren Frieden mit den Bourbons zu machen suchten. Lascases mied beide Richtungen, und dies thaten auch viele der alten Offiziere, die im Allgemeinen ihr Unglück mit Standhaftigkeit und mehr Würde trugen, als der frühere Uebermuth erwarten ließ. Von bedeutenden Engländern war Lord Kinnaird zu nennen, dann Herr Ward, der als Mitglied des Parlaments die badische Sache dort kräftig zu unterstützen versprach. Lindner fand unerwartet Bekannte aus Weimar, die ihn freundlich begrüßten, es war die Frau Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter Adele, begleitet von Herrn von Gerstenberg; sie glaubten ihn als scheuen Flüchtling zu finden, und machten daher große Augen, als sie seine neuen ansehnlichen Verbindungen erfuhren. Herr von Gerstenberg faßte großes Zutrauen zu mir, und gestand, daß er der weimarischen Verhältnisse überdrüssig ungemein gern in badische Dienste treten würde, ein höheres Verwaltungsamt in diesem herrlichen Lande würde allen

seinen Wünschen entsprechen. Glücklich genug traf hiemit zusammen, daß erst kurz vorher der Großherzog mich hatte fragen lassen, ob ich nicht in meiner Bekanntschaft jemanden wüßte, den ich ihm zum Minister des Innern empfehlen könnte? Man hatte ihm die Nothwendigkeit vorgestellt, besonders auch in Bezug auf die Verfassung, die innere Verwaltung des Landes gänzlich umzugestalten und auch von auswärts neue Kräfte heranzuziehen. Für jenen Ministerposten hatte er schon unter seinen Staatsdienern die tüchtigsten Männer, namentlich Nebenius und Winter, und sie wurden von Reizenstein auch als solche anerkannt, obschon sie in unteren Stellen so sehr zurückstanden; allein solche Beförderung Unadlicher gehörte damals noch zu den Unmöglichkeiten; außerdem wollte der Großherzog neue Menschen, die noch keine Verhältnisse im Lande hatten, außer dem zu ihm, und bei denen noch keine Vetterschaft, keine Einflüsterungen und Ränke wirksam sein konnten, die er in den alten Kreisen seiner Hof- und Staatsdiener überall erblickte oder argwöhnte. Eine so große Verantwortung durfte ich nicht leichtsinnig übernehmen, und ich wußte noch nicht, ob ich einen Vorschlag und noch weniger welchen ich wagen sollte. Der Drang der nächsten Entwicklungen überhob mich dieser Verlegenheit, die Umgestaltung der Behörden erfolgte später unter ganz andern Einflüssen, und Herr von Gerstenberg kam von seinen Wünschen auch bald wieder zurück. Den trefflichen Altbadnern aber entging nicht, wozu ihr Verdienst sie berief, Winter und Nebenius wurden später beide, freilich nach langem Kampfe gegen Wind und Wetter, badische Minister. —

Für die gesellige Unterhaltung gleicherweise wie für

die politische Thätigkeit lieferten auch die Erzeugnisse der Presse einen unversiegbaren und mehrentheils geistbelebten Stoff. Die Betrachtungen der Frau von Stael über die französische Revolution waren im Druck erschienen, und Freund und Feind beeiferte sich das Buch zu lesen; ein allgemein bekannter litterarischer Name gewährt den Vortheil, daß eine große weitverbreitete Menge, und in ihr auch solche Personen, die durch die Sache allein nicht angezogen würden, gleichzeitig dasselbe Buch lesen muß, und dadurch der Inhalt wahrhaft zur Sprache kommt. Das genannte Werk der Frau von Stael stellt die französische Revolution aus dem scharfbegränzten Standpunkt einer Tochter Necker's dar, und wimmelt von falschen Auffassungen, grundlosen Annahmen, irrigen Verknüpfungen, wie Bailleul, der seine prüfenden Untersuchungen dem Werk auf dem Fuße heftweise folgen ließ, gründlich gezeigt hat; für ihn und ihm Gleichgesinnte, oder auch nur Gleichkundige, war das Buch eine ungerechte Anklage, die er mit Unwillen widerlegte; für die große Mehrzahl aber, besonders der vornehmen Leser in ganz Europa, blieb es noch immer eine Vertheidigung der Revolution, und der Ruhm der Verfasserin, die geistvolle Behandlung, die beredte eindringliche Sprache, trugen einen mächtigen Inhalt von Ansichten und Thatsachen in Gegenden, wo sonst dergleichen kaum hinkam, und nun Wurzel faßte. Die Wirkung war ungeheuer, und in manchen merkwürdigen Zeichen sichtbar. Wir freilich waren nicht befriedigt durch den Inhalt und durch die schwungvolle Darstellung nicht verführt; die bald nachfolgenden Hefte Bailleul's brachten uns daher erquickende Labung, und ich veranlaßte Lindner'n das ganze Buch, eines der besten die

über die französische Revolution geschrieben worden, in's Deutsche zu übersetzen. — Nicht minder als solche Bücher, nur in kürzeren, aber durch Wiederholung eindringlichen Schwingungen, arbeiteten die Tagesblätter, besonders die französischen. Das Lesen des Constitutionnel oder des Journal des débats war die würzige Zugabe des Morgenkaffees; die Partheigesinnung wurde dadurch genährt, gestärkt, in gewissem Sinn doch auch wieder gemildert, denn von der höheren geistigen Auffassung, dem guten Ton, der geschmackvollen, stets gemessenen und durchbildeten Sprache, die in diesen Blättern vorherrschten, blieb immer etwas in der Seele des Lesers zurück, und wirkte wenigstens ästhetisch vortheilhaft. Noch mehr war dies von dem Wochenblatte, der Minerve française, zu sagen, zu deren Herausgabe Benjamin Constant mit mehreren gleichgesinnten und angesehenen Freunden sich verbunden hatte. Selten ist eine Zeitschrift mit solchem Reichthum von Talent in solch dauernder Uebereinstimmung und Gleichmäßigkeit geführt worden. Sie war der Sprach- und Hörsaal der freisinnigen Konstitutionellen, die in ganz Frankreich eine überwiegende Mehrheit bildeten, und in den Kammern als Minderheit unter tapfern Kämpfen immer mehr Boden gewann. Wie gespannt war alles, wie erfreut, wenn der bestimmte Wochentag regelmäßig aus Straßburg das neueste Heft der Minerve brachte, und die Lage der Dinge in Frankreich, die mehr oder minder auch für Deutschland bestimmend wirkte, mit scharfer Klarheit entwickelte. Man würde jetzt kaum glauben, wie groß diese Theilnahme war, und wie weit sie sich erstreckte. Der Conservateur, im entgegengesetzten Sinne von Chateaubriand herausgegeben, konnte niemals zu gleichem Ansehn ge-

langen, und die eigne Parthei war meist mit ihm unzufrieden; das hervorragende Talent des Herausgebers wurde von den Mitarbeitern schlecht unterstützt, und seine glänzenden Phrasen allein konnten der schlechten Sache der verstockten Ultra's, die er schon halb mißbilligte, auf dem litterarischen Gebiete nicht aufhelfen.

Bignon's besondre Schrift über die Streitigkeiten zwischen Baiern und Baden, die im August zur gelegenen Zeit erschien, wurde mit Begier gelesen, und machte an Höfen und bei Diplomaten guten Eindruck, aber im Allgemeinen sah man es nicht gern, daß wieder ein Franzose sich in deutsche Händel mischte; der König von Würtemberg fühlte sich durch einige Aeußerungen verletzt, und wollte solchen Mitkämpfer gar nicht anerkennen. Daß der französische Hof aber der Abfassung der Schrift nicht fremd gewesen, und seinen Schutz dem Großherzog gegen geheime Zugeständnisse versprochen habe, war eine Fabel, der ich mit Grund widersprechen konnte.

Von deutschen Zeitungen kam hauptsächlich die Allgemeine Zeitung in Betracht; sie war, obschon in Baiern erscheinend, doch in der badischen Sache nicht baierisch, sondern der Eigenthümer Cotta begünstigte, nach seiner Ueberzeugung und nach würtembergischen Sinne, so viel als möglich die Gegenseite. Der Hamburger Korrespondent und der ebendaselbst erscheinende Deutsche Beobachter, das Oppositionsblatt und der Patriot in Weimar, die Rheinischen Blätter in Wiesbaden, die Mainzer Zeitung und die Aarauer, wirkten mehr oder weniger für Baden. In allen diesen Blättern schifften von mir ausgerüstete, und bald leicht bald schwer befrachtete Fahrzeuge mit, doch ohne ihre Flagge aufzuziehen. Ich wiederholte un-

ermüdet das Taugliche für Baden, aber auch alles der Preßfreiheit, dem Verfassungswesen, der Freiheit in jedem Sinn irgendwie Förderliche. Für die Jenaer Litteraturzeitung schrieb ich eine freisinnige Rezension der Adresseschrift von Görres, für Luden's Nemesis eine scharfe Denkschrift gegen Adelskammern, um neben dem bösen Beispiel, das in Baden nicht abzuwenden gewesen, doch die ächten Grundsätze nicht vergessen zu lassen; derselben Zeitschrift gab ich einen Aufsatz, der den Regierungen abrieth, die katholische Kirche mit Grundbesitz auszustatten.

Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 29. August, ohne alle Feierlichkeit, einfach durch Abdruck im Staats- und Regierungsblatt. Sie erregte im ganzen Lande die lauteste Freude, die dankbarste Anerkennung; auch im übrigen Deutschland, und nach Belgien und Frankreich hinein, äußerte die öffentliche Meinung ihre kräftigste Zustimmung. Die Kritik hatte wohl manches und mit gutem Grund auszustellen, aber man übersah mangelhaftes Einzelnes, um sich an das vortreffliche Ganze zu halten. Im Allgemeinen, das mußte man gestehen, hatte Baden Reicheres und Besseres empfangen als irgend ein andres deutsches Land; besonders war es gegen Baiern weit vorangeschritten. Alle öffentlichen Blätter jubelten, die Stimmen im Volke gaben sich in begeisterten Aeußerungen kund, vom Bodensee bis an den Main, segneten den Großherzog, als den Geber der Verfassung mit dem heißesten Dankgebete; in Mannheim und Freiburg, den bisher wenigst badisch gesinnten Städten, waren die Herzen plötzlich wie umgewandelt und dem

Landesfürsten aufrichtigst zugewendet. Freilich gab es auch Leute genug, die den Kopf ungläubig schüttelten, und noch andre, die mit Widerwillen und Haß auf diese Verleihung sahen; an den Höfen überhaupt, in der gesammten Aristokratie, hatte die Freiheit niemals zahlreiche Freunde, jedes dem Volke gewährte Recht mußte die Vorrechte gefährden, die der Selbstsucht über alles gingen, die Hoffahrt empörte sich, daß der Geringe da mitgelten sollte, wo der Vornehme bisher alles war. In Darmstadt, in Nassau und andern Ländern fühlte man die Nothwendigkeit nun gleichfalls mit Verfassung herauszurücken; in Baiern sank in der Vergleichung mit der fremden beträchtlich der Werth der eignen. Selbst der König von Würtemberg sah, wie schon bemerkt, die Sache nicht mit ganz günstigen Augen, und fand sie in manchem Betreff bedenklich. In Wien und Berlin nahm man die Sache nicht so schwer, man glaubte den mittlern Staaten sei dergleichen ganz angemessen, man hielt sich für zu groß, als daß man davon beunruhigt werden dürfte. Die Freisinnigen aber wußten auch dort, daß die Grundsätze hiebei mehr gelten, als Macht und Größe, und jene für Alle wirken. Der Fürst von Hardenberg, noch am Rhein verweilend, empfing die badische Verfassung mit größter Befriedigung; aus seiner Umgebung schrieben die Geheimräthe Eichhorn und Koreff mir die freudigsten Glückwünsche. —

Hufeland hatte die Aufforderung nach Baden zu kommen in Berlin vorgefunden, als er eben vom Rhein, wo er ganz in unsrer Nähe gewesen, heimgekehrt war. Den weiten Weg nochmals zurücklegen zu sollen, war ihm verdrießlich, auch fühlte er sich unwohl, und indem

er dies und seine Amtsgeschäfte vorschützte, lehnte er zuerst den Antrag ab. Doch nachdem er dem Könige das empfangene Schreiben mitgetheilt hatte, fand dieser, daß man den armen Großherzog nicht ohne Hülfe lassen dürfe; er erlaubte nicht nur, sondern befahl sogar, daß Hufeland ohne Verzug die Reise anträte. Am 6. September kam dieser in Baden an, und meldete sich gleich bei mir. Ich fand in ihm das Muster eines Leibarztes, der unter sorgfältiger Wahrung der wissenschaftlichen Würde vor allem zu wissen wünschte, was man eigentlich von ihm verlangte, und sich vollkommen bereit erwies, seinen ärztlichen Ausspruch nach den obwaltenden Rücksichten zu fassen, versteht sich ohne die geringste Verletzung derjenigen Einsichten und Ueberzeugungen, die allein den Arzt pflichtmäßig zu leiten haben; er wußte nur zu gut, welch weiten Spielraum in den meisten Fällen die letztern den erstern lassen. Uebrigens erkannte man sogleich in ihm den Mann von vieljähriger Erfahrung, von angenehmer Geistesbildung und herzlicher Gutmüthigkeit; einiges Wohlgefallen an seinem Ruhme war ihm gern zu verzeihen; stärker trat dies in seiner Frau hervor, die noch nicht lange mit ihm verbunden nicht so wie er der Hofluft schon gewohnt war. Ich machte ihn mit allen näheren Umständen und besonders auch mit den Persönlichkeiten bekannt; er sollte zuerst die Markgräfin Mutter sehen, die von Karlsruhe deßhalb wieder eintraf, denn nachdem ihr der ganze Zusammenhang war vertraut worden, hatte sie sich nicht nur einverstanden erklärt, sondern sie wünschte sogar, daß der Gedanke, Hufeland's angeblich zufällige Anwesenheit in Baden für den Großherzog zu benutzen, als der ursprünglich ihre angesehen würde. Die Sache

wurde denn auch in diesem Sinne vorgestellt, und ich reiste mit einem Schreiben von ihr an den Großherzog ungesäumt nach Griesbach. Den herrlichen Weg in dieses versteckte Thal, dessen Sauerbrunnen ich vor Jahren zuerst im Simplicissimus erwähnt gefunden ohne zu denken ihn jemals sehen zu sollen, verdeckte mir zum Theil die Nacht, in die meine Fahrt fiel, zum Theil die ernste Beschäftigung mit meiner Aufgabe.

In der Morgenfrühe traf ich ein; noch drang die steigende Sonne nicht in das tiefeingeschnittene enge Thal; der Thau hing noch auf Gras und Sträuchern, und ein gewisser Schauer, die Wirkung feuchtkalter Luft, ließ alsbald empfinden, daß dieser Aufenthalt dem kranken Großherzog nicht zuträglich sein könne. Damit dieser nicht gleich meine Anwesenheit erführe, war ich aus Vorsicht am Eingange des Ortes abgestiegen, und hatte nur durch geheime Botschaft die Großherzogin benachrichtigt. Sobald sie unter einem schicklichen Vorwande sich losmachen konnte, erschien sie, und wir hielten zuerst in einem Saale des einsamen Wirthshauses, dann, als die Luft wärmer geworden, auf einem abgelegenen Spazirgang eine lange Unterredung, in der zunächst alles verabredet wurde, was der Augenblick erforderte, dann aber noch vieles Andre zur Sprache kam. Zum rückhaltlosen Vertrauen in der einen Sache genöthigt, und durch diese selbst immer weiter geführt, schenkte sie es mir völlig; das Bedürfniß ihr bekümmertes Herz auszuschütten, war so lange unbefriedigt geblieben! Ein wahres Jammerbild entfaltete sich vor den Augen und beklemmte mir das Herz. Die Zustände in Griesbach waren die trostlosesten von der Welt, in ihnen die Lage der liebenswürdigen Fürstin die aller-

trostloseste. Den kranken Großherzog durfte sie fast nie verlassen, er saß tagelang niedergeschlagen und gelangweilt in der dumpfen Stube der bäuerlichen Wohnung, und kam nicht über die Schwelle derselben. Fremde Gesichter wollte er durchaus nicht sehen, und fremde hießen ihm schon solche, die ihm nicht täglich gewohnte waren. Seine Umgebung war so knapp als möglich, der Oertlichkeit und noch mehr seinem Sinne gemäß. War er nicht lieber allein, durften seine Leute ihn unterhalten, so waren es meist rohe Geschichten und Bemerkungen, die ihm ein trauriges Lächeln abgewannen, und die Großherzogin, die einzige anwesende Frau, hatte die peinlichste Gesellschaft zu ertragen, und mußte noch dankbar sein, daß wenigstens der Versuch gemacht wurde, den Kranken zu unterhalten; dieser selbst bedauerte sie oft, gerührt von ihrer Sorgfalt und Pflege, jedoch geändert wurde nichts. Dabei war der Kranke durchaus unlenksam, that was ihm schädlich war, unterließ was ihm helfen konnte; bisweilen ließ er sich überzeugen, daß er seine Lebensart ändern müsse, und man glaubte gewonnen Spiel zu haben, aber plötzlich verlor sich alles wieder in ein starres Nein. Die nothwendigsten Befehle, ohne die nicht nur die Staatsverwaltung, nein oft das tägliche Leben nicht bestehen konnte, waren oft bis zum dringendsten Augenblick nicht zu erlangen, und noch weniger durfte jemand sie statt seiner geben. Dabei wußte sie von heimlichen Gegnern, von Auflaurern und Berichterstattern, durfte niemandem ganz trauen, hatte vorsichtig jedes Wort, jede Miene zu bewachen, um nicht Anlaß zu Mißverständnissen und Ränken zu geben, die sich stets bereit hielten. Wenn Tettenborn, wenn Reizenstein kamen,

so war dies jedesmal ein Aufathmen für die Großherzogin, sie fand sich dann doch wieder auf einem mehr sichern, ihr mehr gemäßen Boden, obwohl sie auch meistens wieder an der Qual theilzunehmen hatte, welche diese Männer in ihrer Geschäftsbetreibung mit dem Großherzog litten, eine zu offene Theilnahme würde aber nur wieder dessen Eifersucht geweckt und die Flüssigmachung seines Willens noch mehr gehindert haben. Daß dieses Leben, in solcher Weise, an diesem Ort und unter diesen Einflüssen kein Gedeihen bringen, nicht ohne die schädlichsten Wirkungen lange fortdauern könne, war klar einzusehen, und fügte zu der traurigsten Gegenwart nur noch die Aussicht in die trübste Zukunft. Die Klagen der edlen Fürstin waren nicht eigentlich Beschwerden, sie klangen fast wie Entschuldigungen, ihr eignes Leid erschien dabei gleichsam nur im Widerschein, mit unschuldiger Natürlichkeit sagte sie was die Sache gebot, und wenn bisweilen die Thränen ihr in die Augen traten, so scheuchte ein liebliches Lächeln sie schnell wieder fort. Sie mußte mit mir, die Sache gebot es, auch über die Familienverhältnisse mit voller Offenheit sprechen, über die Markgräfin Mutter, den Markgrafen Ludwig, die zu Markgrafen erhobenen Grafen von Hochberg; sie konnte zu diesen allen kein Herz haben, die Prinzessin Amélie war die einzige, die ihre Neigung gewonnen hatte, aber selbst diese wurde durch die Rücksicht auf die Mutter zurückgehalten, ihrer Schwägerin ganz Freundin zu sein. Was aber der Großherzogin noch besonders die Brust erleichterte, war daß sie gegen mich ihre französischen Sympathieen nicht zu verläugnen brauchte, sondern verstanden und gebilligt fand; sie wußte, daß ich den Kaiser Na-

poleon nicht liebte, — über den auch sie ja herbe Klage hatte, — daß ich aber den verfolgten Bonapartisten nach Kräften beistand, daß ich die Franzosen überhaupt schätzte, ihre Sprache, ihre Litteratur. —

Ob ich den Großherzog sprechen würde, war noch sehr zweifelhaft; der Versuch mußte aber sogleich gemacht werden. Ein Bote rief die Großherzogin ab, der Kranke verlange ungeduldig, hieß es, daß sie käme. Sie wollte zur Entschuldigung ihrer langen Abwesenheit ihm eröffnen, daß sie mich gesprochen habe und was im Werke sei; sie wünschte nur, daß niemand ihr zuvorgekommen sein möchte, weil in diesem Fall alles schon verdorben sein könnte. — Ich wartete unterdessen in nicht geringer Spannung den Erfolg ab, während nach und nach einige der Hofleute, die den Großherzog hatten hieher begleiten dürfen, sich einfanden mich zu begrüßen und zu hören was ich Neues brächte. Sie empfingen natürlich nur spärliche Auskunft, gaben aber bereitwillig ihren Klagen über den verwünschten Aufenthalt freien Lauf, wo sie aus Langerweile sterben müßten. Alle schilderten ihren Zustand als einen verzweiflungsvollen, den Ort als höchst ungesund und ihnen allen nachtheilig wie dem Großherzog selbst, dessen Krankheit sie nicht so schlimm glaubten. Nur der Oberstallmeister von Geusau, mit dem ich längere Zeit allein blieb, machte ein bedenkliches Gesicht, und meinte der Herr würde wohl nicht wieder aufkommen, er habe die Brustwassersucht, und alle Digitalis werde ihm so wenig helfen, als dem Großvater, der auch an dieser Krankheit, freilich dieser im höchsten Alter, gestorben sei. Ich konnte bemerken, daß die Hofleute sämmtlich den Großherzog gern von Griesbach fort haben wollten,

daß sie ihn aber nicht eben so willig aus dem Lande lassen würden, und obschon in seiner jetzigen Stimmung alle Gunst meist eine nutzlose und vergebliche war, — nur ein paar Beispiele gab es von außerordentlichen Geschenken und Verleihungen, — so wollte man doch den Zugang zu dieser vielleicht noch wieder fließenden Quelle möglichst abschließen. Der eigne Vortheil stellte sich ohne Hehl als die erste Rücksicht auf, der alle andern sich unterordnen müßten, ja man setzte sie eben so bei mir voraus, und gab mir zu verstehen, es sei doch recht thöricht von mir, wenn ich eine Reise nach dem südlichen Frankreich begünstigte, denn ich würde in Karlsruhe ihn sehr zu vermissen haben. Oder gedächte ich etwa gar mitzureisen? Das wäre ein kühnes Unternehmen, dem doch mancherlei Bedenken entgegenständen. Geusau, der wissen mochte, daß der Großherzog mir in der Fülle seiner Dankbarkeit als ungewöhnliche Auszeichnung das Großkreuz des Zähringer Löwenordens zugedacht hatte, glaubte sogar, ich sei nur deßhalb unter gutem Vorwand nach Griesbach gekommen, um diese Angelegenheit zum Schluß zu bringen! ich hatte ihm nämlich nicht verhehlt, daß Hufeland's Anwesenheit in Baden mich hiehergesprengt habe, von der Berufung desselben konnte er nichts ahnden. —

Ein Lakai, der mich zum Großherzog einlud, machte diesen Unterhaltungen ein Ende. Gegen alle Erwartung war die Nachricht von meiner Ankunft nicht nur ohne Befremden, sondern sogar mit Vergnügen aufgenommen worden, der Großherzog sagte, ich sei einer von denen, die es mit ihm gut meinten, und er wollte mich unmittelbar sprechen. Die wenigen Schritte waren bald gethan.

Ich mußte aber doch noch eine gute Weile warten; denn die Großherzogin kam heraus und sagte mir, wie leicht alles bisher gegangen, aber nun empfinde der Großherzog doch wieder einige Verlegenheit und Scheu, für die er sich Frist gewinne, indem er sich erst anziehen wolle, sie fürchte noch immer, der kleinste Zwischenfall, irgend ein Gedanke sogar, könne noch alles, wenigstens für diesen Tag vereiteln. Aber nein, die Thüre ging auf, und wir wurden hereingerufen. Der Großherzog war sorglich angezogen und hatte sich erhoben, es war sichtbar, daß er nicht ganz unkräftig erscheinen wollte, aber es war kein Kennerblick nöthig, um hinter dieser kleinen Anstrengung die kläglichste Hinfälligkeit zu erkennen. Zuvörderst hatte ich alles schmeichelhafte Lob anzuhören, das meiner aufrichtigen Zuneigung, meinem thätigen Eifer gezollt wurde, denn das Mährchen, daß Hufeland zufällig in Baden eingetroffen sei, und dies den Gedanken erweckt habe, der Großherzog möchte ihn zu Rathe ziehen, durfte noch nicht aufgegeben werden. Nach und nach wurde dann meinen antheilvollen Fragen der ganze Krankheitszustand aufgedeckt, der in dem Ringen eines ursprünglich kraftvollen und noch jugendlichen Körpers mit leiblicher Schwäche und eines der Anlage nach vortrefflichen Verstandes mit geistiger Versunkenheit die kläglichsten Gegensätze zeigte. Die Symptome der Vergiftung, an welche der Großherzog fest glaubte, ließen sich auch anders deuten, aber immer waren sie von schlimmster Art. Doch redeten wir ihm Muth ein, Vertrauen auf die neue Hülfe, die sich unverhofft darbiete, und in großer Rührung und mit Thränen willigte er ein, den fremden Arzt zu sehen, und gab mir die Hand

darauf, daß er dessen Rath auch wirklich befolgen werde. Zweifelhaft und ängstlich fragte er, ob wir denn auch gewiß seien, daß Hufeland werde kommen wollen? wofür ich mich denn unbedenklich verbürgen konnte. — Die Großherzogin sprach und benahm sich musterhaft, wie eine liebevolle Freundin, wie eine einsichtsvolle Pflegerin, reich an Kraft und Trost für den Kranken, obschon beide für sie selbst oft gänzlich fehlen wollten. Auch rühmte er gegen mich die Selbstverläugnung der edlen Gattin mit herzlichen Lobsprüchen, und sagte die rührenden Worte, er wünschte nur länger zu leben und wieder gesund zu werden, um ihr alles, was sie an ihm gethan zu vergelten! — Daß auch die politischen Bedrängnisse zur Sprache kamen, ergab sich aus den Umständen von selbst. Der Großherzog klagte bitter über die Feindschaft des baierischen Hauses gegen das seinige; damit jenes sich vergrößere, solle dieses untergehen, wo sei darin Gerechtigkeit? wie könnten die Stifter der Heiligen Allianz dergleichen nur dulden, geschweige denn gutheißen, oder gar ausführen? Man habe auf seinen frühen Tod gerechnet, der werde leider nur zu gewiß erfolgen, aber nicht so früh, das wünsche und hoffe er, als daß nicht vorher der ungeschmälerte Bestand des Landes und die Erbfolge der Hochberge in das Ganze durch den Spruch der großen Mächte bekräftigt und gesichert werden könnte. Nachgeben, betheuerte er, werde er in keinem Fall; früher habe er sich wohl mit solchen Gedanken getragen, weil er schon alles aufgegeben, jeden Widerstand unmöglich geglaubt habe, doch jetzt sei er andern Sinnes, Tettenborn habe ihm die Augen geöffnet; man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er müsse es geschehen

lassen, wenn auch nicht ohne die Abwehr wenigstens zu versuchen; aber einwilligen werde er nie! Den König von Baiern glaubte er nicht so schlimm, derselbe schäme sich doch, zeige Verlegenheit und Mißbehagen, wenn man der schmählichen Sache gegen ihn erwähne, aber der Kronprinz sei voll gehässigen Eifers, ihm seien alle Mittel recht, und Mannheim und Heidelberg zu bekommen sei bei ihm ein feststehender Wahn; er rufe immer aus, die Pfalz sei seine Wiege, die müsse er wiederhaben! Des Großherzogs Rede, auch wenn der Sinn kräftig war, klang immer wie aus tiefer Betrübniß und Mattigkeit hervor; hier zum erstenmal erheiterte sich sein Gesicht zu einem Anflug von Lächeln, indem er hinzusetzte: „Hat man je gehört, daß ein vernünftiger großer Mensch grade nach seiner Wiege so heftig verlangt habe?" Die Großherzogin erzählte aus früherer Zeit, wie der Kronprinz am Hofe Napoleons zuerst erschienen und durch seine Sonderbarkeit aufgefallen sei, der Kaiser ihn kalt und mißtrauisch behandelt, die jüngere Welt ihn zum Ziel des Spottes gewählt und ihn vielfältig geneckt und gefoppt habe; von daher komme sein Haß gegen alle Franzosen, und unglücklicherweise auch gegen den Großherzog, der als damaliger Erbprinz unter jenen Jüngern gewesen sei und an ihren Scherzen theilgenommen habe. Noch manches wurde über den Karakter des Kronprinzen gesagt, was keine vortheilhafte Meinung zeigte. —

Ich wurde nach einem fast allzu langen Verweilen entlassen, und hatte bis zur Mittagstafel ein paar Stunden frei, die ich theils mit Schreiben, theils mit Spazirengehen und im Gespräch mit badischen Hofleuten zubrachte. Auch die Großherzogin sah ich noch einen Augenblick,

wo sie mir flüchtig zurief, daß alles gut ginge. Bei der Tafel war es still und trübselig, einige plumpe Scherzreden, die versucht wurden, schlugen wenigstens diesmal nicht an, alles andre Gespräch stockte gleich wieder; der Großherzog beobachtete nur, was die Tischgenossen für Gesichter machten, und welches etwan ihre Gedanken wären über ihn, über mich, und über die schon bekannt gewordene Absicht, einen neuen Arzt zu Rathe zu ziehen. Seine eignen Aerzte schienen nichts dagegen einzuwenden, aber auch nichts davon zu hoffen. Vielleicht waren sie schon völlig von der Unrettbarkeit des Kranken überzeugt, und gönnten dem berühmten Mitbruder gern, anstatt ihrer die undankbare Mühe des abermaligen Beweises zu übernehmen, wie zuletzt alle ärztliche Kunst sich unvermögend bekennen müsse. Daß der Großherzog in ihrer Gegenwart auch jetzt, wie es oft erzählt worden war, im Essen und Trinken manche Uebertretung beging, und zum Beispiel, als mir Champagner gereicht wurde, auch für sich dessen forderte, der ihm durchaus untersagt war, fiel mir weniger auf, als die Gleichgültigkeit, mit der sie es geschehen ließen. Auch dies machte mir den Eindruck von einem Kranken, der als völlig aufgegeben, sich alles erlauben durfte. Nach dem Essen hatte ich noch ein herzliches Abschiedsgespräch mit dem Großherzog, ein längeres sehr vertrauliches mit der Großherzogin, worin nochmals alle wesentlichen Punkte unsrer Verabredung erörtert und befestigt, mir wegen der hiebei in Betracht kommenden Personen die wichtigsten Aufschlüsse und Warnungen ertheilt, und schließlich die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben wurden. Unmittelbar darauf trat ich die Rückfahrt an, und traf am nächsten Morgen frühzeitig in Baden ein.

Mein erster Gang war zu Hufeland, den ich noch an der Seite seiner Gattin im Bette fand, aber sogleich aufstörte, denn es war keine Zeit zu verlieren, da man nicht sicher war, daß die wandelbare Laune des Großherzogs nicht andern Sinnes wurde und durch eine nachgesandte Stafette alles wieder abbestellte. Nur so viel Frist gab ich ihm als nöthig war um noch einen Besuch bei der Markgräfin Mutter zu machen, und bestellte um sicher zu sein, selber die Postpferde. Dagegen konnt' ich es nicht über ihn gewinnen, daß er seine Frau auf die paar Tage zurückließe, er behauptete, ihrer nicht entbehren zu können, ihre Pflege und Sorgfalt würde er jeden Augenblick vermissen, auch bestand sie selber eifrigst auf ihrem Mitfahren, sie versprach sich von der nahen Berührung mit dem Hofe manches Angenehme, sie meinte der Großherzogin könne die Frau des Arztes, auf den sie alle ihre Hoffnungen gestellt, nur willkommen sein. Von Hufeland's Frau war aber in Griesbach nicht die Rede gewesen, auf sie war nicht gerechnet, an jedem neuen Umstand konnte die ganze Sache scheitern, denn wenn den Großherzog sein Eigensinn faßte, so nahm er eine Kleinigkeit, die man nicht vorher mit ihm besprochen, zum Vorwand um sich als hintergangen darzustellen und die größten Hauptsachen umzustoßen. Es lief auch dieser Umstand glücklich ab, allein die Sorge war darum nicht minder peinlich. Die Frau Markgräfin fragte mich noch am nämlichen Tage, warum ich denn zugegeben, daß Hufeland die Frau mitgenommen? Und die Großherzogin sagte mir später, sie habe einen Schrecken gehabt, neben dem erwarteten noch einen unerwarteten Gast anlangen zu sehen, den sie nicht nur bei dem Großherzog habe

vertreten sondern auch noch habe unterhalten und zufriedenstellen müssen. Hufeland's dringenden Wunsch, daß auch ich nach Griesbach zurückkehren und persönlich ihn dort einführen möchte, schlug ich entschieden ab, da ich in Baden nicht so lange fehlen und auch meine Betheiligung nicht zu auffallend machen wollte. —

In Griesbach gerieth alles zum Besten. Der Großherzog war über Erwarten willig und fügsam, ließ den ersehnten und zugleich gefürchteten Arzt gleich vor, und unterwarf sich dessen ausführlichem genauen Verhör mit einer Geduld, die ganz ungewöhnlich war. Der ehrwürdig und anspruchslos aussehende, sanftmüthig und doch bestimmt redende Arzt gewann sein ganzes Zutrauen, und die Urtheile, Vorschriften und Rathschläge desselben fanden offnen Eingang. Der Kranke war von neuer Hoffnung belebt, von neuem Muth erfüllt. In der That erklärte Hufeland ihm selbst wie auch der Großherzogin und der andern Umgebung, daß die Krankheit zwar tief eingewurzelt und durch fortgesetzte nicht entsprechende Lebensart immer noch verschlimmert worden, daß sie aber noch zu überwinden sei, und der Großherzog wieder ganz gesund werden könne; allein keine Zeit sei zu verlieren, er müsse unverzüglich Griesbach und binnen acht oder vierzehn Tagen das Land verlassen, um in Montpellier oder sonst im südlichen Frankreich das milde und doch kräftigende Klima zu genießen, und dort unsrem Winter und allen seinen Einflüssen völlig zu entgehen. An sonstigen Vorschriften und Warnungen ließ er es nicht fehlen, und faßte sie in einen kurzen Aufsatz zusammen. Die andern Aerzte, mit denen er sich besprach, und denen er großes Lob ertheilte, stimmten ihm in allem bei. Der

Großherzog dankte mit Thränen seinem Retter, gelobte alles genau zu befolgen, und auf der Stelle die nöthigen Befehle zu geben, damit seiner baldigen Abreise kein Hinderniß entgegen stände. Mit diesem empfangenen Versprechen, unter Zusage seines schriftlichen Rathes auch aus der Ferne, reichbelohnt und mit vielen Segenswünschen reiste Hufeland nach zweitägigem Aufenthalt wieder ab, und kam nach Baden zurück, wo er der Markgräfin Mutter und mir ganz dieselbe Hoffnung aussprach, unter denselben schon erwähnten Bedingungen. Er war von Mitleid für den armen Fürsten durchdrungen, und meinte es herzlich gut mit ihm, besonders aber bewunderte er die Großherzogin, von deren Liebenswürdigkeit auch seine Gattin ganz bezaubert war; sie erzählte, welch große Ehre ihr widerfahren war, welch ausgezeichnetes Vertrauen sie genossen hatte; der Großherzog selbst habe sie liebgewonnen, und sie dringend ersucht, ihren Mann doch zu längerem Verweilen zu bereden. Hufeland hatte jedoch keine Zeit übrig, und eilte auch von Baden gleich wieder nach Berlin zurück.

Bei seiner Abreise blieb ein glänzender Hoffnungsschimmer zurück, der einige Zeit noch in voller Stärke dauerte; nach vierzehn Tagen aber schon merklich erblaßte; denn wenn die Krankheit noch zu überwinden war, so stand dies von dem Kranken mehr als je zu bezweifeln. Nach den Anstrengungen des Gemüths und des Benehmens, zu denen solch aufregende Besuche, wie die unsern für ihn gewesen, den Anlaß gegeben hatten, verfiel er schnell wieder in die alte Unschlüssigkeit und Betrübniß. Gleich anfangs hatten einige seiner Nächsten, als sie die neuen Anordnungen vernommen, ungläubig den Kopf

geschüttelt, und gemeint, daraus werde nimmermehr etwas; sie ließen merken, daß nicht nur der Großherzog es nicht entschieden genug wollen werde, sondern daß auch Andre es gradezu nicht wollten, weil es nicht mit ihren Zwecken oder Vortheilen übereinstimme. In diese verworrenen, oft ganz untergeordneten Geheimnisse einzudringen und die einzelnen Fäden zu verfolgen, war so widerwärtig als vergeblich, man mußte dem Geschick anheimgeben, ob und wie diese Verstrickungen sich von selbst lösen oder zerreißen sollten.

Inzwischen befand sich Tettenborn auf einer wichtigen Sendung abwesend. Bei Annäherung des Kongresses von Aachen mußte Baden nun ernstliche Schritte thun, um die Gebietsangelegenheit endlich für immer zu erledigen. Der Großherzog befahl nichts von selbst, eben so schwer war es ihn zu bewegen, daß er die von ihm gebilligten Vorschläge Andrer ausführte. Doch Tettenborn vermochte viel über ihn, und ließ sich von ihm eine Sendung an die Fürsten von Hardenberg und von Metternich auftragen, von denen der erstere schon in Aachen war, der andre auf dem Johannisberg angelangt sein mußte. Reizenstein hatte darauf gedrungen, daß Baden für die bevorstehende Verhandlung eine feste Grundlage bestimmte, von der es unter keiner Bedingung abließe. Berstett fürchtete zwar, ein zu trotziges Auftreten könnte die Mächte erzürnen, aber Reizenstein meinte, auf sein gutes Recht müsse man pochen, so erlange man es, während es durch zaghaftes Bitten gewiß verloren gehe, und Tettenborn stimmte ihm vollkommen bei. Letzterer hatte auch noch

besonderes Vertrauen auf die genaue Kenntniß der Personen, mit denen er zu thun haben sollte, und wußte sehr gut, daß sie nicht leicht erzürnbar und noch weniger geneigt waren, irgend eine Sache ohne dringendste Noth mit Gewalt durchzusetzen.

Welcher Art die Verhandlungen waren, welche Tettenborn einleitete, läßt sich am besten aus dem Bericht ersehen, den er darüber dem Großherzog erstattete, und in dem es heißt wie folgt:

„In Aachen Morgens angelangt, ließ ich mich sogleich bei dem Fürsten von Hardenberg melden. Wegen Abfertigung eines Kouriers nach Frankfurt, konnte er mir Vormittags keine Stunde geben, ließ mich aber nebst meinem Adjutanten zur Mittagstafel einladen, nach welcher er ausführlich mit mir verhandeln würde. Der Fürst empfing mich wie einen alten Bekannten, mit all der Offenheit und Zutraulichkeit, die ihm eigen sind; die ausgezeichnetste Behandlung und die freundschaftlichsten Versicherungen ließen mich für die Geschäfte die beste Vorbedeutung fassen. Als der Fürst nach der Tafel sich mit mir entfernt hatte, bestätigte sich diese gute Erwartung. Nachdem ich die Lage Badens in ihren verschiedenen Beziehungen geschildert, den ungerechten Ursprung und die nachtheiligen Folgen der Verwickelungen, in welche es durch die fremdartigsten Zumuthungen gebracht worden, dargelegt hatte, äußerte der Fürst mit unverhohlenem Vertrauen, daß allerdings Preußen nicht wünschen und zugeben könne, Baden durch die baierischen Ansprüche aufs Aeußerste gebracht zu sehn, daß ihm selbst außerordentlich daran gelegen sein müsse, die ganze Sache zu beendigen und aus der Welt zu bringen, daß dies auch

ohne großen Nachtheil für Baden geschehn solle, aber eben deßwegen auch einige Nachgiebigkeit von Seiten Badens zu wünschen sei, da sich nicht absehn ließe, wie die Mächte ohne ein kleines Opfer von badischer Seite schicklicherweise von den früheren Verabredungen abgehn könnten. Der Fürst verspreche übrigens, alles anzuwenden, um Badens Vortheil bei der Behandlung dieser Sache nachdrücklichst wahrzunehmen, und auch den Fürsten von Metternich günstig zu stimmen, dem er gleich bei der nächsten Zusammenkunft erklären würde, daß die badischen Angelegenheiten nicht länger in diesem Zustande gelassen werden dürften. Ich übergehe vielfaches Detail, in welchem einzelne Punkte und Beziehungen näher erörtert wurden, und erwähne gleich der Frage über die Successionsordnung, die ich dem Fürsten vortrug, ob Preußen, wenn Baden die Garantie seines Hausgesetzes jetzt nachsuchen werde, dieselbe zu geben gesonnen sei? Der Fürst erwiederte mit einigem Zaudern Ja, allein Preußen so wenig wie Rußland, welches darin mit ihm einstimmig sein werde, würde dieselbe unbedingt, sondern nur mit der Klausel geben können, daß die Reversibilitäten bis zur völligen Erledigung der Sache darin eine Ausnahme machen müßten, durch eine solche Klausel aber würde uns die Garantie nichts mehr helfen, und er könne daher zu deren Nachsuchung nicht rathen. Daß der Markgraf Ludwig auf keine Weise durch die Reversibilität getroffen sein dürfe, nahm der Fürst als unbezweifelt feststehend an, und versicherte, daß auch niemand dies habe antasten wollen. Sehr gern, bemerkte noch der Fürst, würde ein badischer Bevollmächtigter in Aachen angenommen worden sein, wenn dies nicht auch die Annahme eines baierischen

nach sich ziehen müßte. Unter den besten Zusicherungen und freundschaftlichsten Betheurungen für das Wohl Badens endete unsre Unterredung, die sehr lange gedauert hatte. Der Fürst fuhr am folgenden Morgen von Aachen nach Köln ab; ich nahm sogleich meinen Weg über Koblenz nach dem Johannisberg."

„Da ich erfuhr, daß der Fürst von Metternich noch in Frankfurt sei, und daselbst an einer Unpäßlichkeit darnieder liege, so eilte ich ohne Aufenthalt dahin. Ich begab mich gleich nach meiner Ankunft zu dem Fürsten, der zu Bette lag, mich aber dennoch gleich empfing. Die vertraute Bekanntschaft, in welcher ich so lange mit ihm gelebt, verläugnete sich nicht, und kam mir dergestalt zu Statten, daß ich mich gleich mit ihm auf die offenherzigste Weise bei der Sache fand. Die Hinweisung auf die vier Mächte, die Ablenkung auf das von Baden befolgte System in der Bundesmilitairsache, räumten der rückhaltlosesten Besprechung den Platz. Der Fürst von Metternich gestand, daß er der Gebietsverhandlungen gleich den andern Ministern längst müde sei, und die badische Sache endlich abgethan sehn möchte, damit nicht mehr die Rede davon sei, auch wünsche er im Grunde für Baiern keinen neuen Zuwachs, noch habe er Ursache, diesem Staate, der mit Oesterreich auf dem feindlichsten Fuße stehe, einen Vortheil mit besonderem Eifer zu verschaffen, aber die Verhältnisse nöthigten ihn, von Baden ein, wenn auch kleines, Opfer zu verlangen, ohne welches er keinen Ausgang aus der Sache möglich finde. Ich bemerkte, daß Baden auf seine letzten Anträge in der langen Zeit gar keine Antwort erhalten habe, und daher glauben müsse, wie auch das Recht es wolle, daß die

Sache ihr Bewenden dabei haben solle; über die Ungerechtigkeit der Forderungen und Uebereinkünfte sagte ich alles Nachdrücklichste, was der Fürst unbeantwortet ließ, doch war er offen genug einzuwenden, wozu das hier am Ende helfen könne, gegen die vier Mächte würden wir nicht ringen können, und frühere Nothwendigkeit habe diese Anordnungen unvermeidlich gemacht! Doch wünsche er aufrichtig, die Sache für Baden so günstig als möglich abzumachen, und einen Ausweg zu finden, der die beiderseitigen Interessen vereinigte. Er sehe in meiner Sendung die glücklichste Gelegenheit dazu, die er nicht unbenutzt sehn möchte; er könne gegen mich wenigstens mit vollem Vertrauen und ohne Furcht eines Mißbrauchs reden. So kam nach manchem Hin- und Herreden ein Projekt zum Vorschein, das mir auf die allergeringsten Bedingungen herabzuziehen gelang, und das ich, mit beständiger Betheurung wie wenig ich vermögend sei den Entschluß Ew. Königlichen Hoheit hierin zu bestimmen, vorzutragen einwilligte. Der Fürst gab zu, daß Baiern den Main- und Tauberkreis als eine Entschädigung anspreche, deren Werth es auf 100,000 Gulden jährlicher Einkünfte, die es einstweilen von Oesterreich ziehe, angeschlagen habe. Wenn Baden diesen Werth halb in Seelen halb in Geld darböte, so dürften die Mächte finden, daß Baiern damit zufrieden sein müsse. Ich bemerkte, daß Baden in Geld eher das Doppelte geben könne in Anweisung auf die Forderungen, die es noch an Oesterreich und Baiern zu fordern habe, daß aber die Abtretung von Unterthanen schwerlich — Statt finden dürfte. Der Fürst entgegnete, ohne alles Opfer dieser Art könne nichts geschehn, und bestand auf

30,000 Seelen. Ich betheuerte, daß ich auch für ein bloßes Projekt, zu dem ich nicht beauftragt sei, ein so großes Opfer niemals berücksichtigen dürfe, daß alles, worauf ich mit gutem Gewissen eingehn könne für meine eigne Ansicht, die Abtretung von 10,000 Seelen sei, das Amt Steinfeld mitgerechnet, für welches Geroldseck schon geboten sei, und für den Rest müsse eine Entschädigung für die Zukunft, wenn disponible Objekte sich darböten, zugesichert werden. Diese Annäherung schien dem Fürsten nicht unangenehm, doch in manchem Betrachte nicht genügend. Er ließ sich jedoch endlich darauf ein, und war einverstanden, daß Baden diesen Vorschlag durch gleichlautende Noten den vier Mächten in Aachen eröffnen solle, aber als etwas ganz aus ihm selbst Entstandenes, wovon Oesterreich nichts wisse, welches vielmehr Schwierigkeiten dagegen machen, und nur den andern drei Mächten nachgeben würde. Alle Bestimmungen gegen Baden müßten sodann förmlich aufgehoben werden, nur auf der Reversibilität des Breisgaus würde der Kaiser für den Fall bestehn, daß einmal die ganze badische Familie, im Manns- und Frauenstamm setzte ich hinzu, erlöschte. Der Fürst sagte mir, er bezeige mir ein Vertrauen, welches ihn ungeheuer kompromittiren könnte, aber er wisse, ich sei jedes Mißbrauchs unfähig, daher gestehe er mir, daß er gegen Baiern die größten Beschwerden habe, aber die Verhältnisse schonen müsse, und auch so genug zu thun haben werde, um sich gegen die Vorwürfe zu retten. Der Kronprinz von Baiern habe ihn eben mit größter Hartnäckigkeit bedrängt, und auf der Pfalz mehr noch als auf dem Main- und Tauberkreis bestanden. Er hoffe nur, daß Baden etwas nachgebe, um ihm mit desto

besserem Erfolge gegen die andren Forderungen beizustehn. Zu einem Theile dieser Unterredung war Hr. von Wessenberg hereingekommen, der in die gleichen Versicherungen einstimmte. In seiner Gegenwart war es, daß der Fürst auf meine Bemerkung, die vollständige Sicherung des Markgrafen Ludwig in der ganzen Succession sei schon durch die Note, die der Fürst in Mailand dem Hrn. von Berkheim gegeben, ausgesprochen, ohne Anstoß erwiederte, dies sei allerdings so, und die Reversibilität beginne erst nach dem Markgrafen Ludwig in Kraft zu treten, welches auch nie anders gemeint worden. Ich schloß die Unterredung mit der ausdrücklichen Berichtigung, daß die Eröffnungen an die vier Mächte, welche Baden in Gemäßheit des Projekts, das ich Ew. Königlichen Hoheit vorzutragen unternehmen wollte zu machen hätte, nur allein in der Art eines Ultimatums, nach dessen Bedingungen keine andre mehr Statt fänden, und mit ausdrücklicher Erwähnung daß keine Rechtsgründe, sondern lediglich Großmuth und Willfährigkeit dazu bewegen könnten, geschehn dürfte. Auch diese Bedingung wollte sich der Fürst zuletzt obwohl ungern gefallen lassen."

„Die übrigen Unterredungen mit dem Fürsten lieferten, außer mannigfachem Detail, das ich mündlicher Mittheilung vorbehalte, nur nähere Erörterungen desselben Resultats, das ich gleich in der Erzählung der ersten Unterredung so vollständig zusammengefaßt habe, wie es durch die nachherfolgenden erst geworden." —

Um nichts zu versäumen, was zum Vortheil der Sache dienen könnte, und auch die persönlichen Triebfedern stärker anzureizen, hatte Tettenborn dem Fürsten von Metternich noch folgendes Schreiben zugestellt, welches in seinem

und sogar schmeichlerischem Ton doch eine kühne eindringliche Sprache führte:

„Nach allem was ich Ew. Durchlaucht in meinem Auftrage vorzulegen gehabt, fühle ich die Mittheilung, zu der ich berufen bin, noch nicht erschöpft! Ich fühle, daß noch ein näherer Standpunkt hier für mich stattfindet, den das innige Bewußtsein früherer mir ewig theuren Verhältnisse und das lebhafte Gefühl der höchsten persönlichen Verehrung und Anhänglichkeit für Ew. Durchlaucht mir anweisen! Von diesem Standpunkt aus bin ich gedrungen, dem wohlwollenden Vertrauen, auf welches ich in meiner Seele jeden Anspruch festzuhalten wünsche, mit hingebender Freimüthigkeit meine innerste Meinung noch besonders zu eröffnen.“

„Die Angelegenheit, in welcher ich zu reden habe, ist von einer ganz eignen Art; ich darf sagen, daß in den Verhältnissen der neuern Politik nichts Aehnliches dargeboten wird. Diese Eigenschaft besteht weniger in der Sache selbst, als in der Stellung, welche die vier Mächte dabei haben, und die durch den Verlauf weniger Jahre als eine so sehr verschiedene von derjenigen erscheint, welche anfangs dabei stattfand. Die Anordnungen durch welche Baden bedroht wird, sind zu Gunsten eines Staates, der selber kein Recht gegen Baden hat, und der selber auch der Ausführung seiner Ansprüche nicht gewachsen ist; Recht und Macht erwartet Baiern erst von den vier Mächten; ob die vier Mächte jemals im Stande sein werden, ein gegründetes Recht gegen Baden an Baiern zu übertragen, das läßt sich mit Fug bezweifeln, der Gerichtshof, der darüber urtheilt und urtheilen wird, ist der unabhängigste von der Welt, und keinen noch so

angesehenen Sprüchen zugänglich; daß die vier Mächte genugsame Macht an Baiern leihen können, ist dagegen unbezweifelt! Aber ist es angemessen und richtig, ist es in höheren Grundsätzen und in dem eignen Vortheile der vier Mächte gegründet, diese Anwendung ihrer Macht hier für Baiern zu machen? Was zunächst den eignen Vortheil der Mächte betrifft, so hat keine derselben eine eigne Erwerbung in dieser Sache zur Absicht; für Baiern aber eine Erwerbung dieser Art und unter solchen Hindernissen mit Gewalt durchzusetzen, hat keine der Mächte ein Interesse, noch eine Pflicht. Weder Rußland noch England, denen die Entlegenheit wohl den Grad aber nicht die Art ihres Antheils schwächer bestimmen kann, haben ein Interesse dabei, Baiern auf Kosten Badens vergrößert, Baden und Würtemberg aber gleichsam in Baierns Umfassung hingegeben, und durch eine baierische Gränzlinie von Böhmen bis Frankreich das ganze südliche Deutschland abgeschnitten zu sehn. Für Preußen tritt das entgegengesetzte Interesse nur um so bedeutender hervor, als seine eignen Rheinlande in ihrer Isolirung nicht noch durch eine solch zusammenhängende Ländermasse eines unzuverlässigen Staates in der Flanke bedroht sein dürfen. Wegen Oesterreichs unmittelbaren Interesses brauche ich keine Bemerkung zu machen; seine Tendenz in Deutschland ist seit langer Zeit nur erhaltend und schützend, Baierns Vergrößerung an und für sich kann nie der Zweck einer Macht sein, die doch in Baiern nur den einzig denkbaren künftigen Gegner in Süddeutschland vergrößern würde. Wenn aber nun das Interesse der einzelnen Mächte keineswegs den Nachtheil von Baden wollen kann, hat vielleicht die Gesammtheit der vier

Mächte ein Gesammtinteresse, welches die gegen Baden getroffenen Anordnungen erheischen darf? Ein solches Gesammtinteresse mag dagewesen sein, aber jetzt ist es bestimmt nicht mehr vorhanden, wohl aber jetzt ein entgegengesetztes! Die vier Mächte hatten das Gesammtinteresse, die schwierigen Gebietsverhältnisse, die aus der Umwendung der europäischen Verhältnisse noch übrig waren, auf gute Ausgleichungswege zu leiten, und dieser wichtige Gesichtspunkt mag die zu Paris wegen Badens gepflogenen Verabredungen begründen sollen; es konnte damals scheinen, als würde Baden den etwanigen Vorschlägen nicht ungern Gehör geben, und nur in diesem Sinne und in dieser Voraussetzung mochten jene Verabredungen gemeint gewesen sein, nicht aber in dem Sinne bloßer Aussprüche eines Willens der Mächtigen, wie sie der heftige und unablässige Andrang Baierns nachher nicht ohne Glück zu deuten bemüht gewesen. Ihrem Interesse haben die Mächte durch seitdem ferner erfolgte Beruhigung der Gebietssachen in Deutschland, ihrer übernommenen Verpflichtung durch die nichts unversucht lassenden Bemühungen zur Erschütterung der Standhaftigkeit des Großherzogs von Baden mehr als vollständig entsprochen. Welcher Beweggrund, wenn weder Interesse noch Pflicht, kann die Mächte vorziehen lassen, daß sie lieber den Ausspruch thun möchten: «Wir wollen, und werden es mit Gewalt durchsetzen, daß Baden Länder ohne Entschädigung an Baiern abtrete» als den andern Ausspruch: «Wir hätten gewünscht, Baiern von Baden gegen Entschädigung eine Länderabtretung zu verschaffen, und haben alles aufgeboten, um eine solche zu bewirken, da aber der Großherzog von Baden sich durchaus nicht in eine Länderabtretung

einlassen zu wollen erklärt, auch keine wahrhaften Entschädigungsgegenstände sich angeben lassen, und wir nicht gesonnen sind, in die Unabhängigkeit eines souverainen Staates einzugreifen, so haben die auf die auf die Pariser Uebereinkunft begründeten Ansprüche Baierns auf sich zu beruhen.» Und warum sollten nicht die Mächte wirklich den letztern Ausspruch vorzugsweise ergreifen? Sie würden eine Sache, die schon zum Aergerniß von ganz Deutschland geworden, die ganz Europa zum mißbilligenden Zeugen haben und ein unseliger Quell tausendfachen Unheils werden wird, zur höchsten Billigung und Ehre mit Erhaltung aller theuren Grundsätze und Interessen, zur allgemeinen Zufriedenheit beendigen!"

„Die vier Mächte stehn verbündet an der Spitze der europäischen Angelegenheiten; ihre Macht berechtigt sie zu dem erhabenen Berufe eines wohlthätigen vermittelnden Einflusses, wie ihr durch große Thaten herrlich erworbenes Ansehn. Es ist unendliches Gute an dieses geehrte Dastehn einer solchen wohlthätigen Verbündung geknüpft. Man glaubt sie nur im Geiste der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des Heils zusammenstehend, nur solche Wirkungen erwarten die andern Staaten und die Völker von dieser Verbündung. Es wäre eine traurige Wendung dieses Ansehns, es wäre ein zerstörendes Beispiel des Machtgebrauchs, wenn gleich im Beginne, wenn ohne dringende Nothwendigkeit, wenn gegen das eigne Interesse, für eine unerklärliche Rücksicht jener Geist der Gerechtigkeit und der schützenden Erhaltung verletzt, und ein mindermächtiger Staat mit seinen heiligsten Rechten einem andern Staate geopfert würde, dem er in allen Verhältnissen des Staatsrechts und der Politik völlig gleich steht

und mit dem er von denselben Bundesbanden umschlungen ist! Welche Sicherheit würde nach einem solchen Vorgange in dem neuen Systeme der Staaten noch geglaubt, welche Bürgschaft noch für gültig gehalten werden? Welche Rechnung dürften die Mächte sich in künftiger Wiederkehr schwieriger Zeiten, großer Spannungen und Bedrängnisse auf das Vertrauen der mindern Staaten und der rathlosen Völker machen? Sehr bald sinken würde das entweihte Ansehn, die mißbrauchte Macht, und der aufgeregte Geist des Zeitalters würde sich nur desto begieriger der zurückgeschreckten Meinungsmacht bemeistern."

„Nein gewiß! Die Welt erwartet jetzt keinen ungerechten Machtspruch von dem Vereine der vier Mächte! Sie würde einen solchen laut verdammen und verwünschen. Verzeihen Ew. Durchlaucht einem Soldaten, der in seiner hohen Verehrung für Ew. Durchlaucht die stärkste Aufforderung zur Freimüthigkeit findet, die unumwundene Aeußerung, daß ein Ausspruch zum Nachtheil Badens, ein Ausspruch, der Badens Lage länger zweideutig und in den, einem unabhängigen Staate gebührenden Rechten und Ansprüchen länger gekränkt erscheinen ließe, der ganzen Welt für so verdammlich und verwünschenswerth gelten würde. Unwiderruflich ist hierüber die öffentliche Meinung schon entschieden! Die laute Stimme des Publikums ist es nicht allein, die für Baden spricht, auch die tiefe Stimme im Innern selbst der Gegenparthei giebt ihm recht, und nennt insgeheim unrecht, was ihm angethan werden soll; aber auch das Urtheil, das jetzt aus Rücksichten noch gemildert oder verschwiegen bleibt, wird einst in nur desto härterer Aeußerung rücksichtlos hervortreten."

„Die neue Ordnung der Dinge in Europa, die unter Ew. Durchlaucht ruhmvollster Mitwirkung entstanden, trägt an der Spitze der geehrtesten Namen großer Staatsmänner Ew. Durchlaucht Namen. An die größten Begebenheiten und reichsten Verhältnisse ist dieser Name gebunden, die Verehrung und Anerkennung der Zeitgenossen ist nur der Beginn des schönern Ruhmes bei der Nachwelt, dessen Bild noch nie die Seele ausgezeichneter Männer unbewegt ließ! Auch nicht den kleinsten Flecken werden Ew. Durchlaucht auf diesen geehrten Namen kommen lassen, auf keiner Stelle seinen Glanz beschädigt sehn wollen, am wenigsten, wo weder das Interesse des Vaterlandes noch das Gebot politischer Verwickelungen ein solches Opfer der Persönlichkeit abdringt. Aber, verzeihen Ew. Durchlaucht, daß ich es gradezu sage, ein solcher Flecken in der ruhmvollsten Laufbahn würde immer die Verkennung der gerechten Sache Badens sein, würde jeder Eingriff der zwingenden Macht in Verhältnisse sein, die der jetzige Zustand Europas keinen Grund anders zu behandeln darbietet, als nach den strengsten Ueberzeugungen der Gerechtigkeit! — Erwiedern Ew. Durchlaucht nicht, daß Sie nicht die Beschlüsse des Vereins der vier Mächte leiten, daß Sie nur zum vierten Theile dabei erscheinen! Die Welt ist über den tiefern Zusammenhang der Dinge nicht lange getäuscht; sie mißt den Antheil, der Ew. Durchlaucht an der höheren politischen Leitung zukommt, nicht nach dem äußern Schein ab, und weiß nur zu gewiß, daß grade in dieser Sache besonders, wie schon im Allgemeinen, die Ansicht und Meinung Ew. Durchlaucht am meisten entscheidend sind."

„Vielleicht hätten schon längst die badischen Angelegen-

heiten eine glückliche Wendung genommen, und wären von allen Anforderungen, die über sie verhängt worden, befreit, wenn statt gehässiger Persönlichkeiten und entfernenden Mißtrauens eine offene und vertrauenvolle Näherung zu dem österreichischen Hofe sich gezeigt hätte! Baden ist von seiner natürlichen, durch Lage der Länder wie durch Stellung der politischen Verhältnisse gebotenen Haltung abgedrängt, sobald es getrennt von den großen Mächten, und zwar besonders von Oesterreich getrennt dasteht. Die festeste Angeschlossenheit, die sorgfältigste Berücksichtigung, welche nur immer mit seiner Selbstständigkeit verträglich sind, sollten nicht aufgehört haben seit 1813 sein Verhältniß zu Oesterreich zu bilden. Niemand ist durchdrungener von dieser Einsicht als ich, niemand kann mehr von dem Gegentheil gelitten haben, als ich! Möchte ich so glücklich sein, dies richtige und natürliche Verhältniß zurückzuführen, die Bande desselben neu und stärker zu knüpfen. Wenigstens wollen Ew. Durchlaucht von mir persönlich überzeugt sein, daß es unmöglich ist, mit mehr Zuversicht und Vertrauen, mit mehr Offenheit und Freimüthigkeit entgegenzukommen, als mir hier zu haben nicht nur die wohlüberlegteste Absicht sondern auch die unwiderstehlichste Nothwendigkeit in dem Gefühl meines persönlichen Verhältnisses zu Ew. Durchlaucht auferlegt! Ich hege das beruhigende Vertrauen, daß Ew. Durchlaucht den Triebfedern, die mich diese Sprache an das Gemüth Ew. Durchlaucht führen ließen, in Ihrer wohlwollenden Güte keine Mißachtung zuwenden werden!"

„Die Entschließung des Großherzogs von Baden, in seiner Weigerung gegen jede Forderung zu beharren, und sein Recht bis auf das Aeußerste, ja in offenbarer Gefahr

zu vertheidigen, fand ich übrigens schon unerschütterlich gefaßt, als sein Vertrauen mich zur Theilnahme an diesen Geschäften berief, und ich muß mit der Bemerkung schließen, daß ich, auch ohne die eigne, allerdings damit übereinstimmende, Meinung, nicht einmal vermöchte, darin eine Aenderung hervorzubringen." —

Hiermit war nun wohl ein guter Grund gelegt, aber mündliche Verabredungen gaben keine sichre Gewähr, die Ansichten konnten jeden Augenblick wechseln, und es fragte sich, welche Vortheile Baiern sich beim Kaiser von Oesterreich etwa schon gesichert habe? Auch über die persönliche Gesinnung des Kaisers von Rußland war man im Dunkeln. Den König von Würtemberg, der hierüber allenfalls Auskunft erlangen konnte, hatte man badischerseits unbegreiflicherweise nicht nur aufs neue ganz vernachläßigt, sondern auch durch allerlei Argwohn verdrießlich gemacht, so daß er die badischen Minister beschuldigte, sie verführen nicht aufrichtig gegen ihn, und er werde sich zurückhalten, damit er, wenn Baden am Ende doch mit Baiern sich vertrüge, nicht für sich allein bloßgestellt bliebe. Dergleichen Mißverständnisse aufzuklären, durch genaue Schilderung der persönlichen Dinge, der vielfachen, sich durchkreuzenden Einflüsse, der oft ganz gemeinen Ränke, von denen es hier wimmelte, war eine meiner dringendsten Aufgaben. Es gelang mir auch diesmal wieder, das gute Vernehmen herzustellen. Der König schrieb mir zur Antwort:

„Stuttgart, den 19. September 1818.

„Ich fange meinen Brief mit einem Dank an für Ihren guten Rath; wenn ich nicht sogleich darauf Rücksicht

nahm, so geschah es aus dem Grund, weil ich unmöglich glauben konnte, daß man in Baden so krank ist, solchen erbärmlichen Einflüsterungen Glauben beizumessen, nach allem, was ich gethan habe, und was der Welt offen vor Augen liegt; meine offene Erklärung gegen das badische Ministerium wird nun, wie ich hoffe, die ganze Sache niederschlagen, wenn jede weitere Verbindung mit diesem Hof nicht Werth in meinen Augen verlieren soll, denn ich gestehe, daß ich solchem niedrigen Argwohn nur mit Verachtung zu begegnen wüßte. Zu einem Zeitungsartikel kann ich mich aber in keinem Fall entschließen, denn dem wohlunterrichteten Publikum müßte wohl lächerlich erscheinen, wenn ich mich mit einem Napoleonischen Schuft in eine Zeitungsfehde einließe, und das ist Bignon einmal in meinen Augen, bei allen seinen Talenten als Redner und Schriftsteller!"

„Nach meinen Nachrichten ist General von Tettenborn zwar höflich und anscheinend zuvorkommend, aber doch nicht aufrichtig behandelt worden, ich rathe also sehr zur Vorsicht und zu bestimmten Erklärungen bei der weiter anzuknüpfenden Unterhandlung, sonst möchte man sehr nachtheilige Folgen daraus zu ziehen suchen. Die Konstitutionssache hier hat nun diejenige Wendung genommen, welche ich voraussah, man sagt, man werde die Garantie übernehmen, wenn beide Theile darüber einig sein würden! Gegen dieses Argument läßt sich vernünftig nichts sagen, es wird also dringend nöthig werden, diese Erklärung vor allen Dingen von den Ständen zu erhalten."

„General Müffling äußerte in den letzten Tagen gegen einen meiner vertrauten Diener, daß es durchaus noth-

wendig sei, daß Oesterreich Breisgau wieder erhalte; wie hängt dies mit den Aeußerungen des Kanzlers zusammen, oder nicht zusammen!!!"

„Dem Großherzog wünsche ich von ganzem Herzen eine glückliche Reise, Sie haben ihm einen wichtigen Dienst erwiesen, ihn zu diesem Entschluß zu vermögen."

Die Reise des Großherzogs, welche der König als gewiß annahm, stand indessen noch in weitem Felde. Zwar bewirkte Tettenborn nach seiner Rückkehr von Aachen durch kräftig ergriffene Maßregeln, daß der Großherzog endlich Griesbach verließ, wo der Aufenthalt bei schon nahendem Herbst durchaus als schädlich erkannt wurde; jedoch kam er nicht einmal bis Karlsruhe, sondern lenkte unterwegs ein und bezog das einsam liegende Lustschloß Favorite bei Rastadt. Der Gedanke an die größere Reise war bei ihm schon so gut wie erstickt durch die erste Anregung einer Maßregel, die der Abreise unerläßlich vorhergehen mußte, nämlich der Anordnung einer Regierungskommission, die in seiner Abwesenheit das Land verwalten sollte. Diese Vorstellung war ihm durchaus schrecklich. Er selbst hatte wahrlich von der Regierung wenig Genuß, und suchte ihn auch nicht; aber den Gedanken, sie dem Markgrafen Ludwig, der Markgräfin Mutter zu überlassen, vermochte er nicht zu ertragen. Hätte er seine Minister, hätte er Tettenborn in höchster Stelle damit beauftragen können, so würde die Sache ihm nicht so schwer geworden sein, allein er sah es ein, daß jene Personen nicht zu umgehen waren, ja, daß sie, wenn er sie ausschlösse, auch wider seinen Willen den wichtigsten Einfluß üben, die Ober- und Unterbeamten sämmtlich vor ihnen sich beugen würden. Nun kam

plötzlich noch der Argwohn, sein Oheim oder seine Mutter könnten wohl gar den Gedanken seiner Reise veranlaßt, die Sache mit eigner Absicht betrieben haben. Er musterte die Personen, die um ihn her waren, und er war scharfsichtig genug in einigen die wachsende Hinneigung zu seinem Nachfolger wahrzunehmen, eine vielleicht schon bestehende Gemeinschaft zu ahnden. In Tettenborn und mich setzte er kein Mißtrauen, so wenig wie in die Großherzogin, allein er hielt für möglich, daß wir unbewußt Andern als Werkzeuge dienten, denn an Listen und Ränke glaubte er sich jeder Klugheit, die solche verachtete, überlegen. Als Tettenborn die Spuren dieses Mißtrauens bemerkte, hielt er für nöthig, damit niemand uns zuvorkäme, dem Großherzog den ganzen Zusammenhang von Hufeland's Kommen aufzudecken, daß die Großherzogin und seine Getreusten den Anschlag ersonnen, aber ihn freilich nicht ohne Wissen der Frau Markgräfin auszuführen gewagt, daß diese dann aus herzlicher mütterlicher Bekümmerniß beigestimmt habe, woraus der Schein entstanden sei, als rühre alles von ihr her. Der Großherzog war erschüttert und gerührt, so viele für ihn thätige Liebe hatte er nicht erwartet, er konnte sich der Thränen nicht erwehren, und sprach für Alle, die mitgewirkt hatten, den wärmsten Dank aus; besonders machte die Theilnahme des Königs von Preußen, der seinem Leibarzt die Reise befohlen, auf ihn tiefen Eindruck. Indeß war die Schwierigkeit hiemit nicht gehoben; hatten jene Personen auch das Hinzutreten Hufeland's und seine Rathschläge nicht veranlaßt, so mußten ihnen doch jedenfalls die Früchte davon zu Theil werden, und das war ihm durchaus zuwider. Nicht sagte er es grade heraus,

daß er die Reise nicht machen wolle, vielmehr ließ er sie stets in Aussicht schweben, allein er fand immerfort Gründe des Aufschubs, der Hinzögerung, und seine Nächsten erkannten bald, daß er in seiner Unschlüssigkeit die kurze Frist, in der die Reise bei guter Jahrszeit noch geschehen konnte, ungenutzt werde verstreichen lassen. Sonderbar genug wünschten auch die Anhänger Baierns, er möchte nicht reisen, denn eine Regierungskommission, meinten sie, würde streng und hartnäckig im Verweigern sein, während von seiner Schwäche im entscheidenden Augenblick alles noch zu hoffen stehe; worin sie sich aber täuschten, denn seine Schwäche wurde zur Stärke, wenn es keiner That bedurfte, sondern nur der Unthätigkeit.

Ueberhaupt machte sich in Betreff der Rathschläge, die hier zu geben waren, ein bedeutender Unterschied bemerkbar. Es gab redliche wackre Männer, denen das Heil des badischen Landes und Hauses aufrichtig am Herzen lag, welche diesem Zwecke mit allen Kräften dienten, jedes Opfer zu bringen bereit waren; aber die Person des Großherzogs kam ihnen dabei weniger in Betracht, theils war sie an sich zu dürftig und gesunken, als daß man sich für sie hätte begeistern können, theils erschien sie sogar als ein Hinderniß, und das Wohl des Ganzen ohne sie leichter zu erreichen. Etwas von dieser Denkart war selbst in Reizenstein, der dem badischen Fürstenhause tief anhänglich eben deßhalb auf das einzelne noch dazu schon halbverunglückte Mitglied desselben weniger Werth legte. Tettenborn hingegen, dem ich hierin mich völlig anschloß, mochte Land und Haus von der Person des Fürsten keinen Augenblick trennen, wollte vor allem auch das Heil des letztern. Uns war die Reise des Groß-

herzogs kein politischer Zweck, sondern ein Mittel seiner persönlichen Rettung, wir wünschten den armen Leidenden erhalten, genesen zu sehen; ließ mit dieser Absicht jener Zweck sich vereinigen, widersprach er ihr nur nicht, so war es uns freilich nur desto lieber. Diese Gesinnung oder Gefühlsweise, welche vor allem den Menschen berücksichtigt, das Persönliche voranstellt, und Sachen und Begriffe ihm unterordnet, hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, und wenn ich mir auch denken kann, daß eine Sache so stark und heilig sei, um ihr jene Rücksicht willig zu opfern, so darf ich doch gestehen, daß die Wirklichkeit bisher mir solche Fälle nicht zugeführt hat.

Der Großherzog war mit Tettenborn's Hülfe kaum von Griesbach fort und in die Favorite gezogen, so mußte dieser gleich wieder nach Frankfurt und Mainz eilen, um die russischen Staatsmänner, die zu den Kongreßgeschäften berufen waren, zu besprechen, und den Kaiser Franz zu begrüßen, der bereits unterwegs war. Hier folgt Tettenborn's Bericht über seine Unterredungen mit den Russen:

„Ich traf am 21. September in Frankfurt ein, woselbst die russischen Staatsminister Grafen von Nesselrode und Kapodistrias bereits angekommen waren. Ich verfügte mich sogleich zu Herrn von Anstett, um von ihm über die Stellung der Dinge die vorläufigen Erkundigungen einzuziehen, und fand bei ihm dieselben guten Gesinnungen, die er schon häufig für die badischen Angelegenheiten bewiesen, mit hoffnungsvollem Eifer

verbunden. Die Theilnahme für Baden auf der einen Seite scheint auf der andern Seite die Verlegenheit vermehrt zu haben, in welcher man nur endlich dieser Sache entledigt zu sein wünscht. So hatte sich unter andern Graf Kapodistrias gegen Hrn. von Anstett geäußert, daß er gern tausend Louisd'or aus seiner Tasche geben würde, um diese Sache beendigt zu wissen. — Bei meinem ersten Besuche bei dem Grafen Kapodistrias bemerkte ich jedoch, daß Herr von Anstett seine Ansichten demselben noch nicht ausführlich mitgetheilt haben müsse, denn er sprach mit mir auf eine Weise, die mich vermuthen ließ, daß er den Faden der Geschichte ganz verloren habe; er kam von dem Wesen der Sache jeden Augenblick ab, und ging in allgemeinere Beziehungen über. Er versicherte, es sei sehr zu bedauern, daß der Großherzog die Verfassungsurkunde nicht schon früher gegeben, indem der gute Eindruck derselben dann schon würde Frucht getragen haben, dagegen jetzt die Sache noch zu neu, und dem russischen Kaiser erst noch recht bekannt zu machen sei. Ich entgegnete, daß die Ursachen, welche das Erscheinen der Verfassungsurkunde verzögert hätten, zum Theil ganz andere wären, als man voraussetze, und zwar größtentheils solche, die man von russischer Seite als die zartesten Rücksichten des Großherzogs für alle dem Kaiser auf irgend eine Weise werthen Beziehungen anerkennen müsse. Nach diesen Aufschlüssen, die ihm so neu als wichtig erschienen, fuhr der Graf in seinen Aeußerungen fort, und tadelte, daß man auch die Territorialsachen zu lange habe ruhen lassen. — «Was kann Ihnen, sagte er, im Grunde an einem Stück Land gelegen sein? Sie sind ja kein erobernder Staat!» — Ich drückte ihm mein Erstaunen

über diese so unerwartete als seltsame Wendung aus, und erwiederte, daß ich hierauf nur durch die einfache Bemerkung zu antworten brauchte, daß ein Mann, der eine Million Einkünfte besäße, wohl keine Lust haben könne, mit einem andern, der nur hunderttausend habe, zu tauschen. Der Graf vertheidigte seine Aeußerung nicht weiter, und bemerkte nur noch, wie schwer es sein würde ein Mittel zu finden um aus der Sache herauszukommen; ich erwiederte, daß ich dies Mittel gefunden zu haben glaubte, und theilte ihm das jetzige Projekt mit, soweit er davon zu wissen brauchte; da ich ihm jedoch nicht sagen durfte, daß wir schon mit Oesterreich deßhalb Rücksprache genommen, so blieb er bei der Meinung, daß alles darauf ankäme, wie der Fürst von Metternich die Sache ansehn würde. Eine große Gleichgültigkeit gegen die deutschen Angelegenheiten, die dem russischen Minister im Allgemeinen unwichtig und geringfügig schienen, war aus allem zu entnehmen. Ich ging daher im Gespräch zu den höheren Grundsätzen über, die der russische Kaiser allgemein als die seinigen aufgestellt habe, und nach welchen er niemals eine so schreiende Ungerechtigkeit, wie man gegen Baden im Sinne gehabt, gut heißen und noch weniger an ihrer Ausführung theilnehmen könne; ich bemerkte, daß diese Sache, wie gering sie auch scheinen möge, genugsamen Zunder zu großen Unruhen in ganz Deutschland enthalte, denn der Großherzog sei entschlossen von seinen letzten entgegenkommenden Propositionen auch nicht um ein Haarbreit abzuweichen, sondern, wenn diese nicht zum Ziele führen sollten, fest und ruhig die Dinge abzuwarten, und gestützt auf sein Recht eher mit den Waffen in der Hand unterzugehn, als freiwillig seine

heiligsten Rechte kränken zu lassen und sich der fremden Willkür hinzugeben; übrigens, setzte ich hinzu, würde es gewiß dahin nicht kommen, denn man vertraue allgemein mit Recht der Ueberzeugung, daß die hohen Souverains so wie ihre Minister alles anwenden würden, um diese so gehässige Sache mit Gerechtigkeit zu beendigen. Der Graf versicherte, daß man von Seiten Rußlands gewiß bereitwillig die Hand dazu bieten würde, indeß sah ich aus allen seinen Aeußerungen wohl ganz deutlich, daß man sich russischerseits hierin der Meinung des Fürsten von Metternich am meisten anschließen wird. — Der Minister sprach darauf noch viel von seinem persönlichen Wunsche die Sache baldigst abgemacht zu sehn; dies zu erleichtern, meinte er, könnte Baden auch wohl für die Anerkennung der Succession sich ein Opfer gefallen lassen. Ich bewies ihm aber mit siegenden Gründen, daß wir überzeugt sein müßten, diese Anerkennung von niemandem bestritten zu sehn, indem die Souverains sich ja selber das Recht, Successionen zu bestimmen, zweifelhaft machen würden, wenn sie dies dem Großherzoge, der ganz gleiche Rechte mit allen habe, absprechen wollten; daß wir aber jenen Grundsatz auf keine Weise gelten lassen dürften, indem ich dessen Anwendung für uns in den Vergleich stellte, daß man uns Haus und Garten nehmen, aber jenes für diesen, wenn wir darauf verzichteten, wieder zurückgeben wolle. Herr von Anstett, der in dem Augenblick ankam, als ich mich entfernte, versicherte mich später, daß er dem Grafen Kapodistrias in der alsdann erfolgten Unterredung erst die wahren Gesichtspunkte der Sache gegeben habe, und nun mit Bestimmtheit hoffe, daß derselbe nach allen Kräften zu

einer für Baden günstigen Entscheidung mitwirken würde. Aus der ganzen Unterredung ergab sich mir jedoch deutlich genug, daß von dieser Seite kein kräftiger Schritt zu erwarten ist."

„Graf von Nesselrode, den ich sodann besuchte, war sehr verlegen, als ich über diese Sache mit ihm sprach; er gab ausweichende Antworten, und versicherte zwar, daß er recht sehr wünsche die Sache beendigt zu sehn, bezog sich aber ebenfalls auf den Fürsten von Metternich, und rieth mir, mit diesem einen Ausweg zu suchen, der dann gewiß angenommen werden würde. Ich fühlte keinen Beruf, mich mit diesem Herrn weiter einzulassen, und ließ es, nachdem ich ihm in starken Worten die ganze Abscheulichkeit der Sache vorgehalten, dabei bewenden."

„Eine ähnliche Sprache führte Graf Goloffkin, nur daß er die Bemerkung hinzufügte, der Kaiser habe sich an den Traktat von Frankfurt zu halten, worin der Großherzog sich zu einem Opfer anheischig gemacht. Ich widerlegte diese Behauptung, indem ich ihre Absurdität aufdeckte, und versicherte, daß selbst Fürst Metternich mir nichts Aehnliches gesagt, und daß ich überhaupt noch niemanden gefunden, der unser Recht nicht eingesehn hätte, und daß wir selbst von dem Bewußtsein unsrer guten Sache so durchdrungen wären, um unsre Ueberzeugung bei jeder Gelegenheit an den Tag zu geben, daß, wenn der Großherzog auch ein kleines Opfer zu bringen geneigt wäre, dies nur in der Voraussetzung geschehn könnte, daß dies Opfer nur als ein freiwilliges betrachtet würde, welches der Großherzog aus ächtem Patriotismus bringe, um den unglücklichen Folgen, die aus dieser Sache für ganz Deutschland entspringen könnten, vorzubeugen. Der

Wunsch diese ganze Angelegenheit baldigst zu einem leidlichen Resultat geführt zu sehn, bezeugte auch hier das unheimliche Gefühl, womit die russischen Minister sich bei dieser Sache finden, deren Gehässigkeit sie sich wohl eingestehn müssen.“ —

„Auf dem Johannisberge befand sich auch Graf von Rechberg, aber in Benehmen und Sprache sehr kleinlaut, wie ich aus guter Quelle erfahren. Er hatte mehrmals mit dem Fürsten von Metternich über die Territorialverhältnisse zu sprechen versucht, aber nur zur Antwort erhalten, daß man hoffe, Baden würde nun die Sache wieder in Anregung bringen, und daß dann vielleicht eine Ausgleichung zu Stande kommen könnte. Das schüchterne Wesen des Grafen von Rechberg, seine Verlegenheit und geringe Zuversicht sind mehreren Personen aufgefallen, und haben bei den Oesterreichern die Hoffnung neu belebt, unsre Sache günstig beendigen zu können.“

„Die Militairangelegenheiten des deutschen Bundes haben hauptsächlich den Aufenthalt auf dem Johannisberg ausgefüllt. In der Verlegenheit, worin man sich wegen der Anordnung dieser Sache befindet, verfiel man daselbst auf den Vorschlag, Sachsen mit Baden und Würtemberg zu einem Armeekorps zusammenzustellen, dann die beiden Hessen mit den sächsischen Häusern, und Nassau, Luxenburg ꝛc. Anfangs fand selbst Fürst von Metternich dieses Projekt einen Nonsens ohne Gleichen, allein späterhin wurde er dafür gewonnen, und spricht nun mit größtem Wohlgefallen von diesem einzig schönen Gedanken!“ —

„Ehe ich Frankfurt verließ, nahm ich das Ganze unsrer Angelegenheiten nochmals mit Hrn. von Anstett

in Berathung; er fand den Stand der Sachen verhältnißmäßig sehr gut, und die fernern Maßregeln auf die beste Weise eingeleitet. Er war zuletzt noch der Meinung, man müsse in den einzugebenden Noten sich bloß dahin äußern, daß man die Sache in Frankfurt wieder zur Sprache zu bringen wünsche, Herr von Berkheim und ich waren aber entgegengesetzter Meinung, und hielten für besser, nach der bereits verabredeten Weise zu Werke zu gehn."

„Nachdem ich in Frankfurt den nach den Umständen möglichen Zweck hinlänglich erreicht, und über die Ankunf des Kaisers von Oesterreich die neuesten Nachrichten erhalten, reiste ich am 22. September nach Mainz, wo ich spät anlangte, aber sogleich den Fürsten von Metternich sah, der mir versprach dem Kaiser meine Anwesenheit zu melden. Durch einen Zufall begegnete ich dem Kaiser aber noch früher, ehe jenes geschehn war, und ich überreichte sogleich das Schreiben Ew. Königlichen Hoheit, welches sehr gnädig aufgenommen wurde."

Wir sehen, welch geringe Sache die badische für die russischen Diplomaten war, wie sie dieselbe im Einzelnen gar nicht kannten, und nach vorgefaßten Phrasen — Meinungen darf man es kaum nennen — darüber urtheilten. Weit entfernt, den Kaiser über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, hatten sie nicht einmal die Meinung, die er bisher durch einzelne Aeußerungen darüber zu erkennen gegeben, gehörig aufgefaßt und ausgebildet, sondern sie nur verschoben und verwirrt. Selbst Hr. von Anstett, der den größten Eifer für Baden haben wollte und in Berstett einen seiner Schützlinge zu vertreten hatte, war weder unterrichtet noch eifrig, und Graf

Goloffkin eben so wenig, trotz der Nähe, in der er lebte, und der Unvermeidlichkeit, mit der in Stuttgart die Sache sich täglich aufdrang. Die Aengstlichkeit wegen Oesterreichs, das auf großen Opfern Badens bestehen werde, zeigte klar, daß sie auch in Betreff der Absichten des Fürsten von Metternich ziemlich im Dunkeln waren.

Schwieriger war die Aufgabe Tettenborn's dem Kaiser Franz gegenüber. Hier fand nicht Unkunde Statt, sondern bestimmter Anspruch, widriger Sinn gegen das badische Haus, das von österreichischen Verlusten groß geworden war. Wieder war es ein Glück, daß Tettenborn dem Kaiser so gut bekannt war, und schon in früheren Verhältnissen sein freies Wort bei ihm gehabt hatte, für einen Andern wäre es nicht rathsam gewesen, gegen den Kaiser, der sich seiner inneren Schwäche bewußt und desto eifersüchtiger auf sein äußeres Ansehn war. Hier ist der von Tettenborn erstattete Bericht:

„Der Kaiser bestellte mich auf den andern Tag Abends sechs Uhr, weil er, wie er sich ausdrückte, mit mir besonders und ausführlich sprechen wolle. Ich wurde sehr gnädig empfangen; Seine Majestät gedachten mit Wohlgefallen meines ehmaligen Verhältnisses in ihren Kriegsdiensten, und sprachen mit gewohnter Offenheit. Zur Sache übergehend fing der Kaiser sogleich mit der Versicherung an, daß er Pflichten gegen Baiern habe, die er nicht unerfüllt lassen könne, und daß hinwiederum der Großherzog von Baden auch Verpflichtungen gegen ihn habe, die dabei in Betracht kämen. Ich konnte nicht umhin, Seine Majestät zu bitten mir zu sagen, welches diese Verpflichtungen denn eigentlich wären? Der Kaiser, ohne diese Frage direkt zu beantworten, lenkte auf den

Traktat von Frankfurt ein, nach dessen Bestimmungen Baden zu Gebietsveränderungen die Hand nicht verweigern könne. Ich erwiederte hierauf, daß alles dasjenige, was aus dem Traktat von Frankfurt rechtlich gefolgert werden könne, für Baden nicht so nachtheilig sei, als man gewöhnlich annehme, daß dieser Traktat nichts enthalte, was Seine Königliche Hoheit verpflichtete irgend ein Opfer zu bringen; ich legte besonders Nachdruck auf die Bemerkung, daß Seine Majestät und Ihre Verbündeten die disponibeln Gegenstände für Entschädigungen, die jener Traktat verspreche, bereits früher vergeben hätten, und damit sowohl der Grund einer Forderung an Baden als auch die Möglichkeit einer Entschädigung weggefallen sei; der Kaiser schien das Gewicht dieses Einwurfes zuzugestehen, und verließ diese Seite, um zu der badischen Erbfolgeordnung überzugehn. Niemals, erklärten Seine Majestät, würden Sie die Grafen von Hochberg anerkennen; der lebhaften Aeußerung des Kaisers setzte ich die ruhige Bemerkung entgegen, daß Seine Königliche Hoheit fest überzeugt seien, daß niemand Ihnen das Recht Ihrer Successionsbestimmung streitig machen könne, und daß Seine Majestät, indem Sie hierin das Recht Seiner Königlichen Hoheit angreifen wollten, auch Ihren eigenen Rechten zu nahe träten, indem auch die Anordnungen der großen Souverains in dieser Rücksicht keine andere Rechtsgrundlage haben könnten, als die des Großherzogs von Baden, welcher, obwohl nicht 500,000 Mann zu seinem Gebote ständen, an Rechten jedem andern Souverain vollkommen gleich sei. Der Kaiser mußte hiezu einstimmen, er bejahte dies ausdrücklich, und sagte, die Gleichheit der Souverains als

solcher sei ganz unläugbar; jedoch kam er auf das Frühere zurück, versicherte, daß die Einwohner des Breisgau's so sehr wünschten zu ihm zurückzukehren, und daß auch ihm selbst diese Unterthanen sehr theuer gewesen; «Es war mir», sagte Seine Majestät, «als ob man mir ein Stück aus dem Leibe schnitte, als man mir den Breisgau wegnahm!» Die Grafen von Hochberg auch in diesem Lande als Nachfolger anzuerkennen, fand der Kaiser zu viel von ihm verlangt. Ich erwiederte, daß in diesem Augenblick von den Grafen Hochberg noch nicht die Rede sei, deren überhaupt nur auf vorsorgliche Weise für einen Fall, der hoffentlich gar nicht stattfinde, gedacht worden, und daß als nächster Erbe dann erst der Markgraf Ludwig dastehe; gegen diesen, meinte der Kaiser, könnte er freilich nichts einwenden, er glaubte aber, daß der alte Großherzog, wenn er noch lebte, ihm den Breisgau freiwillig zurückgeben würde, worauf ich jedoch entgegnen zu müssen glaubte, daß die Pflichten eines Fürsten auch seiner Neigung nicht gestatteten ganze Provinzen seines Landes nach Willkür wegzuschenken. Auf die Bemerkung des Kaisers, daß der Großherzog sehr schwierige Unterthanen habe, indem die Pfälzer wieder zu Baiern, die Breisgauer aber zu ihm verlangten, führte ich Seiner Majestät die von Ihnen selbst an den Niederländern gemachten Erfahrungen als Beweis an, wie allgemein und begreiflich solche Verhältnisse seien, indem man immer das verlange, was man nicht habe, daß aber die Seiner Majestät berichtete Stimmung mehr einigen wenigen Familien, als dem Volke angehöre, und daß dieses auch große Zeichen von Ergebenheit an Baden geliefert habe."

„Nach mehreren Wendungen des Gespräches, welches

schon sehr lange gedauert hatte, richtete ich an den Kaiser die Aeußerung, daß ich gar nicht zweifelte, Seine Majestät würden auch über den Punkt der Grafen von Hochberg den Hoffnungen Badens nachgeben, sobald die nächste, durch neue entgegenkommende Vorschläge von Seiten Badens einzuleitende Unterhandlung in Gang gekommen. Der Kaiser läugnete nicht, daß ihm die gute Beendigung dieser Sache auch sehr am Herzen liege, und er sie eifrigst zu befördern wünsche, daß dies aber ohne ein Opfer nicht möglich sei, indem er sonst die Verpflichtungen gegen Baiern nicht erfüllen könnte. Ich erwiederte, daß Seine Königliche Hoheit ein mäßiges Opfer bringen wollten, doch müsse dies von der Art sein, daß man es vor den am 1. Februar des neuen Jahres zusammenkommenden Landständen rechtfertigen könne, denn die Untheilbarkeit des Landes sei in der Konstitution als ein Grundgesetz des Staats deutlich ausgesprochen. Nach mehrmaliger Versicherung der eifrigsten Wünsche zur Beendigung der Sache entließen mich Seine Majestät sehr gnädig, und ich eilte sogleich zu dem Fürsten von Metternich, um ihm mein Erstaunen auszudrücken, daß ich den Kaiser über den Punkt der Reversion des Breisgaus so wenig nachgebend gefunden. Der Fürst meinte, der Kaiser habe über diesen Punkt immer so gesprochen, und hege für diese Provinz eine besondere Vorliebe, die er, der Fürst, aber gar nicht theile, und er würde schon auf sich nehmen, dem Kaiser hierüber andre Gedanken zu geben, sobald die Sache mit der projektirten Unterhandlung zu Stande kommen würde."

So war nun alles geschehen, was von badischer Seite möglich war, und alles so gut eingeleitet, daß man

den Ausspruch des Kongresses nicht sehr zu fürchten brauchte; das badische Ultimatum war so gut wie angenommen, denn Oesterreich war insgeheim noch günstiger als Rußland gestimmt, Preußen nicht zweifelhaft, und Großbritannien sah den Handel mit größter Gleichgültigkeit an. Doch wurde nichts unterlassen, die guten Gesinnungen zu nähren und zu befeuern, die Thatsachen, auf die es ankam, in Erinnerung zu bringen, die dafür gefundenen Schlagwörter fleißig zu wiederholen. Zahllose Briefe wurden ausgefertigt, wiederholte Schreiben an Metternich, an Gentz, an Hardenberg, unter der Hand sogar schon an Bernstorff, der in Aachen als preußischer Minister zuerst auftreten sollte, an alle Personen von Bedeutung und Einfluß, die dort versammelt waren. Die Großherzogin Stephanie schrieb an den König von Preußen ihren Dank und empfahl ihm zugleich dringend die Sache des Großherzogs, den die politische Anfechtung nicht minder als seine Krankheit niederbeuge.

Auf der Favorite sah es in der That höchst betrübt aus. Der Großherzog litt noch an der Ueberfahrt von Griesbach, die ihn übermäßig angestrengt hatte. Von der Reise nach Montpellier war nicht mehr die Rede, seine Schwachheit war bisweilen so groß, daß man seinen Tod ganz nahe glaubte. Von Geschäften durfte man kaum noch mit ihm sprechen, sie mußten einen scharfen Stachel in sich tragen, um ihn zur geringsten Aufmerksamkeit zu reizen. Leider fehlte es an solchen Reizmitteln nicht. Die Freude, welche das ganze Land und selbst die

Nachbarländer über das Geschenk der Verfassung bezeigten, die Adressen, Danksagungen, Festlichkeiten, konnten ihm keinen großen Antheil erwecken, da der Gegenstand selbst ihm nicht sonderlich werth war, und er sich kaum ein Verdienst dabei wußte; bald auch erlosch diese Freudigkeit in der Trauer und Besorgniß, welche der nicht mehr zu verhehlende Zustand des Großherzogs überall verbreitete. Vor ihm selber blieben die nachtheiligen Gerüchte nicht verborgen, er sah wie alles auf seinen nahen Tod wartete, vielleicht hoffte. In Baden hatten baierische Diplomaten sich festgesetzt, deren Fäden nach allen Richtungen ausgespannt und sogar in der Favorite angeknüpft waren; sie suchten jeden Umstand zu erforschen, und es hieß, sie hätten ansehnliche Belohnungen versprochen, um schnell und zuerst die Nachricht vom Ableben des Großherzogs zu erhalten. Einer derselben betrieb die Sache so grob, daß die Badener Einwohner ihm aufsässig wurden, und er eiligst abreisen mußte. Sein Nachfolger war nicht vorsichtiger, und bemühte sich einen badischen Rittmeister zu gewinnen, den er gut eingeweiht und oft auf der Favorite wußte, der aber in seiner Treue nicht wankte, und aus bescheidener Klugheit die Sache verschwieg. Die Baiern sagten, der Großherzog müsse in den nächsten Tagen sterben, der Kronprinz hatte sogar, wie Reizenstein mir erzählte, den bestimmten Tag dafür angesetzt. Der Fürst von Wrede wollte gleich, so wie die Nachricht einliefe, baierische Truppen in die Pfalz einrücken lassen; Geheimrath Friederich berichtete aus der Schweiz, daß ein baierischer Staatsrath, der ihn als gebornen Pfälzer gern schon als halben Baiern ansehn wollte, ihm dasselbe vertraut habe. Dazu kamen Nach-

richten aus Speier und Würzburg, daß an beiden Orten in der Stille schon Anstalten zu Truppenbewegungen gemacht würden. Der Großherzog war in diesen Tagen so elend, daß wirklich sein Tod plötzlich erfolgen konnte. Was dann geschähe, wenn Baiern, bevor noch der Kongreß gesprochen hätte, einen Handstreich vollführte und sich in den Besitz der Pfalz setzte, dann mit dem alten Ungestüm seine Forderungen und Klagen erneuerte, Baden in der Verwirrung erst wieder zur neuen Regierung sich finden müßte; das war leicht abzusehen. Die Verurtheilung Badens stand in Aussicht, die Beschränkung der Erbfolge, die Abreißung der schönsten Provinzen. In dieser Noth traten, nicht die Minister amtlich als solche, sondern die erprobten Getreuen, Minister und Andre, zu außerordentlicher Berathung zusammen, und erwogen die drohende Gefahr, die Mittel der Abwehr. Ich lebte in beständigem Wechsel des Aufenthalts zwischen Karlsruhe, Baden und der Favorite, ich sah beinahe täglich Reizenstein, Berstett, Tettenborn, falls er nicht selber unterwegs war, öfters die Großherzogin, den Großherzog selten, weil er sich ungern sehen ließ. Bevor man einen Entschluß faßte, fragte man mich auf's Gewissen, ob ich noch der festen Meinung sei, daß man sich auf den König von Würtemberg verlassen könne, daß er Baden keinenfalls im Stich lassen werde? Ich glaubte dies verbürgen zu können. Hierauf beschloß man dann einstimmig, was Tettenborn im voraus für solchen Fall angerathen hatte, die badischen Truppen auf den Kriegsfuß zu stellen, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Der Großherzog unterzeichnete den Befehl zur Einberufung der Beurlaubten. Bei Mannheim sollten 12,000 Mann, bei Freiburg 6000 schleunigst

zusammengezogen werden; war es nöthig, so konnten binnen drei Wochen 30,000 Mann kriegsfertig dastehen. Ich aber gab sogleich dem Könige von Würtemberg von dem Kraftentschluß Nachricht, und forderte ihn auf diesen durch gleiche Maßregeln zu unterstützen; er that es auf der Stelle, und ertheilte dem badischen Gesandten General von Harrant in Stuttgart die bündigsten Zusicherungen, in München aber ließ er durch seinen Gesandten eine nachdrückliche Note abgeben, die nach den Absichten fragte, welche die Baiern auf die Besetzung der Pfalz etwa hegten, und die Erklärung hinzufügte, daß er einen Eingriff dieser Art nicht dulden, die Ueberschreitung der badischen Gränzen durch baierische Truppen als einen Bruch des deutschen Bundes betrachten, seinen Gesandten von München abrufen, und seine Truppen mit den badischen vereinigen würde. Zugleich wurden auch würtembergische Rüstungen anbefohlen. Dieses tapfere Auftreten Badens und Würtembergs machte gewaltigen Eindruck, alles fühlte sich erfrischt von Muth und Kraft. Die beurlaubten Badener eilten freudetrunken zu den Fahnen, es meldeten sich Freiwillige zum Kriegsdienst, französische und schweizerische Offiziere wollten sich anschließen. War Baden durch dringende Noth zum Aeußersten bereit, so hatte Würtemberg die glänzendere Triebfeder der großmüthigen Hülfleistung, der uneigennützigen Theilnahme für den bedrohten Nachbar. Hier zeigte sich nun recht der Vortheil des Muthes, der Entschlossenheit. Baiern war doppelt so stark als Würtemberg und Baden zusammen, aber so überrascht war man in München durch das plötzliche Herausfordern, so verschüchtert durch den Zusammenschlag von Wort und That, daß man der eignen Kühnheit,

mit der man noch eben selber hatte auftreten wollen, gänzlich vergaß, dem Könige von Würtemberg zufriedenstellende Erklärungen gab, und völlig abläugnete, militairische Maßregeln gegen Baden überhaupt im Sinne gehabt zu haben. Nach dieser vereinten, auch in Aachen starken Eindruck machenden Kraftäußerung konnten Würtemberg und Baden ihre Truppenrüstungen wieder einstellen, Baden jedoch behielt, ungeachtet des bedeutenden, bei seinen zerrütteten Finanzen doppelt schweren Geldopfers, einen Theil der schon eingerückten Mannschaften aus Vorsicht bei den Fahnen. Der Zustand peinlicher Krisis und gedrückter Erwartung schien gar nicht enden zu wollen; von den Berathungen in Aachen war wenig zu hören, sie betrafen fürerst nur Frankreich, der badischen Sache geschah noch keine Erwähnung. Der Großherzog schleppte sein erlöschendes Leben von Tag zu Tag hin, bisweilen schien er sich etwas zu erholen, sank aber bald nur um so tiefer wieder zusammen. Die Großherzogin Stephanie wich kaum noch von seiner Seite, er wollte keine andre Pflege als die ihre; sie mußte die Augenblicke erspähen, in denen sie die dringendste Rücksprache mit den Ministern zu nehmen hatte, um übereinstimmend mit ihnen auf den Kranken zu wirken, und die unerläßlichsten Geschäfte einigermaßen im Gange zu erhalten. Daß man das Befinden des Großherzogs für besser ausgab als es war, daß man von seiner noch möglichen Genesung, von seinem noch längeren Leben sprach, war eine für nothwendig erachtete Täuschung, die um so leichter durchzuführen war, als der Großherzog schon geraume Zeit in völliger Abgeschlossenheit verharrte. Im Allgemeinen wußte man wohl, daß es übel aussah, aber in Betreff der näheren

Umstände, besonders des Grades der Schwäche wurden auch die eifrigsten Späher und Horcher stets wieder irre. —

Lindner war um diese Zeit in Aachen, machte dort gute Bekanntschaften, und schrieb seine Bemerkungen über das dortige Treiben, die Personen des Kongresses, die Gerüchte des Tages. Wie gewöhnlich war das diplomatische Geheimniß der Berathungen schnell errathen und bekannt, die Ergebnisse im Ganzen wußte alle Welt vorher, und höchstens konnten sich die kleinen Zwischenspiele und Nebendinge auf einige Zeit verbergen. Lindner's Nachrichten waren geistvoll, vielfach unterhaltend, aber politisch ohne Wichtigkeit. Sie hätten dies werden können, nachdem er mit Gentz in nähere Beziehung getreten war, der nicht nur einen früheren Bekannten in ihm gern wiedersah, sondern auch den talentvollen Schriftsteller ehrte, und vorzüglich den badischen Beauftragten berücksichtigte, der ihm von Tettenborn dringend empfohlen worden. Gentz selbst aber, von Tettenborn mit starken Gründen in wiederholten Berathungen von der Güte der badischen Sache überzeugt, zeigte für diese den größten Eifer. Doch Lindner sah sich unerwartet schon im Beginn seiner Thätigkeit gehemmt. Die verdrießliche Geschichte mit dem Kotzebue'schen Bulletin verfolgte ihn nach Aachen, die Diplomaten bekamen Angst, und wünschten seine Entfernung. Er war noch russischer Unterthan, und als ihn der Gesandte Graf Alopeus der Jüngere zu sich beschied und ihm eröffnete, sein längerer Aufenthalt würde für ihn selbst nicht angenehm sein, konnte er nicht anders als den mit Schonung und Glimpf ertheilten Wink befolgen, denn seine Sache an den Kaiser zu

bringen, eine Untersuchung zu verlangen und sich zu rechtfertigen, war ein Gedanke der eben so schnell erlöschen mußte, als er aufblitzte. Früher noch als sein Brief, der mir den Vorfall berichten sollte, kam Lindner selbst. Ich saß in später Nacht und schrieb, als ich an meinen Fensterscheiben etwas knistern hörte, ich ging hin, öffnete das Fenster, und auf meine Frage wer da sei, klang aus dem Dunkel ganz leise die wohlbekannte Freundesstimme. Ich eilte hinab ihm die Hausthüre zu öffnen, nahm ihn auf mein Zimmer, und wir blieben die halbe Nacht beisammen, diese unerwartete Widrigkeit zu erörtern, zu überlegen, ihre möglichen Folgen zu entwickeln. Lindner, leichten Blutes und Sinnes, wie in seiner Jugend, war für sich unbesorgt, lachte über die Furcht der Diplomaten, meinte, es sei nichts weiter dabei, als daß er nöthigenfalls in den Elsaß zurückkehrte. Nur fürchtete er, daß ich durch seinen Unfall bloßgestellt sei, daß mir Unannehmlichkeiten daraus erwachsen würden. In der That, ich hatte seine Doppelsendung eingeleitet, ihn durch Briefe empfohlen, mit meinen Pässen war er gereist; eine argwöhnische Behörde konnte unsern ganzen Zusammenhang mißdeuten. Doch den Fürsten von Hardenberg hatte ich im voraus von allem in Kenntniß gesetzt und war durch seine stillschweigende Billigung hinreichend gedeckt. Jedoch konnten allerdings in Stuttgart und Karlsruhe sich für uns mannigfache Nachtheile ergeben, und es bedurfte um sie abzuwenden großer Besonnenheit und Klugheit. Vor allem mußten wir selber das Geschehene gering nehmen, weder Aufheben davon noch ein Geheimniß daraus machen. Wir kamen überein, welche Haltung wir jeder seinerseits zu beobachten hätten. Gleich am nächsten Morgen mußte

Lindner bei Berstett den Vorfall anmelden, mit dem Bedauern den badischen Aufträgen nicht ferner entsprechen zu können, dann in Stuttgart persönlich die gleiche Eröffnung machen, und daselbst seine litterarische Thätigkeit wieder aufnehmen, als wäre weiter nichts geschehen. Cotta war anfangs ungemein bestürzt, aber als er sah, daß Lindner in der Meinung des Königs noch eben so stand wie vorher, daß auch in Karlsruhe seine guten Verhältnisse fortdauerten, so ließ er sich bald beruhigen, besonders als auch Gentz ihn benachrichtigte, die Sache habe nichts zu bedeuten. Am schwersten wurde es uns, Lindner'n selbst von übereilten und trotzigen Schritten abzuhalten, denn da die Kotzebue'sche Geschichte noch immer in den Zeitungen spukte, und immer wieder falsche Angaben und gehässige Deutungen mitführte, so wollte Lindner stets voll Ungeduld dreinschlagen, und einen Lärm erregen, der grade jetzt möglichst zu verhüten war. Erst mußte der Kongreß beendigt, die Fürsten und Minister wieder in alle Welt zerstreut sein, dann mochte Lindner auftreten und den Widersacher mit Nachdruck angreifen. Damit er selbst um so leichter jetzt schweigen könnte, übernahm ich es, für ihn das Wort zu nehmen, und in mehreren Blättern seine Vertheidigung zu führen; und so überstanden wir glücklich die schlimme Zeit. —

Im Anfang des Oktobers erhielt die Markgräfin Mutter auf dem Schlosse zu Bruchsal vornehmen Besuch; ihre Tochter die Kaiserin Elisabeth von Rußland wollte hier den Ausgang des Achener Kongresses abwarten. Sie fand hier ihre Schwestern, die Königin Friederike von Schweden und die Prinzeß Amélie, die ihr durch

früheres Zusammenleben besonders theuer war; die beiden andern Schwestern, die Königin von Baiern und die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt waren in der Nähe, hauptsächlich aber zog ihr leidender Bruder, der Großherzog, ihre Theilnahme auf sich, dessen Anblick ihr seinen Zustand als hoffnungslos verrieth. Bei der Fremdheit und Kälte, die allbekannt den Kaiser von der Kaiserin trennten, war diese längst ohne allen Einfluß, und daher ihr Besuch politisch von keiner Bedeutung. Es ging sogar ein dunkles Gerücht, die Kaiserin werde nicht nach Rußland zurückkehren, sondern bei der Mutter bleiben, gleich der Königin von Schweden, worüber die Markgräfin sich sehr erzürnte, und dem Ursprunge solch gehässiger Aussprengungen eifrig nachforschen ließ, wiewohl vergebens, vielleicht weil er zu sehr in ihrer Nähe war. Indeß gab die Anwesenheit der Kaiserin doch immer den badischen Verhältnissen einen gewissen Glanz, und das Ansehn und die Macht solcher verwandtschaftlichen Bande machten sich vielfach bemerkbar. Die Kaiserin empfing in Bruchsal, Karlsruhe, Baden, und wo sie sonst erschien, die beeiferten Huldigungen des Volks, das in ihr eine Retterin sehen wollte. Auf die Favorite kam sie nur selten und immer nur auf kurze Zeit, der Kranke konnte es nicht verbergen, daß ihm alles, was nicht in seine engste Gewöhnung fiel, schnell zum peinlichsten Zwang wurde.

Auf der Favorite herrschte die gedrückteste Langeweile und die peinlichste Ungeduld; vor Augen hatte man nur trostlosen Jammer, die Phantasie vermochte auch in der Ferne nur trübe Bilder aufzufassen. Die Minister sahen sich einander an, und wußten nicht was sie thun, was sie unterlassen sollten. Sie suchten eine Stütze an dem

nächsten Regierungsnachfolger, dem Markgraf Ludwig, sie wünschten seine Zustimmung, seine Ermächtigung zu manchen Handlungen, für die jetzt keine Autorität vorhanden war; allein dieser lehnte mit gewohnter Vorsicht alles ab, was ihn irgendwie verantwortlich machen konnte, auch wollte er sich mit diesen Ministern nicht zu sehr einlassen, um nicht, wenn er den Thron bestiege, an sie gebunden zu sein, da er für solchen Fall schon ganz andre Männer im Sinn hatte. Die Unthätigkeit wurde unerträglich; nichts unterbrach sie, von außen kam keine Nachricht, Woche verging auf Woche, und von Aachen erschallte kein Wort. Doch war die Hauptsache, die Räumung Frankreichs, schon abgemacht, und die badische Angelegenheit mußte nun zur Sprache kommen. Viele neue Schreiben lagen angefertigt, wiederholte Vorstellungen an die Mächte, dringende Mahnungen an die versammelten Staatsmänner, Bitten, Versprechungen; man wußte nicht, ob man sie absenden sollte, es gab Gründe dafür und Gründe dagegen. Endlich kam der Beschluß zu Stande, die ganze Ladung durch einen Kourier — den schon bekannten Hennenhofer — nach Aachen überbringen und auf dem dürren Kongreßboden aussäen zu lassen, möglich daß manches Samenkorn aufginge! Und es war manch fruchtbares darunter, das auf guten Boden fiel! Tettenborn hatte an Metternich geschrieben, und besonders nachdrücklich an Gentz, von dieser Seite kamen die Sachen in Trieb. Auf den Kaiser Alexander hatte die Königin von Würtemberg günstig eingewirkt, allein er wollte durchaus abwarten, daß in der Gebietssache der erste Schritt von dem dabei nächstbetheiligten Oesterreich geschähe. Da diese Anregung nun wirklich durch den Fürsten

von Metternich erfolgte, so stimmte von allen Seiten alles bei, und es geschah der wichtige Schritt, daß der Kongreß einen badischen Bevollmächtigten berief, mit dem das Nähere zu verhandeln wäre. Ein badischer Bevollmächtigter berufen, ohne daß ein baierischer zugelassen wurde, das schien eine ungeheure Bevorzugung der einen Seite, eine ebensolche Zurücksetzung der andern; indeß legten die Baiern es besser für sich aus, sie meinten, von ihnen werde nichts gefordert, sie hätten nur zu empfangen, die Badener, welche zu leisten hätten, seien berufen um ihr Urtheil zu hören, und das würden sie still hinnehmen müssen. Baiern hatte nicht versäumt, auch alle Mittel aufzubieten um seinen Ansprüchen den Sieg zu verschaffen, und war voll guter Hoffnung und Zuversicht; die Sprache Oesterreichs ließ nicht vermuthen, daß sein Sinn geändert sei, und beider Vortheil schien innig verwebt. Auch Berstett, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten schicklicherweise selbst nach Aachen gehen mußte, hatte kein großes Vertrauen zu dem Stande der Dinge, und fühlte sich besonders in Betreff der Oesterreicher unsicher, mit denen er nicht, wie Tettenborn, in freundlichem Vernehmen geblieben war.

In Karlsruhe war um diese Zeit ein neuer österreichischer Geschäftsträger, ein junger Graf Palffy, angekommen, aus dessen Erscheinen auf irgend eine besondre politische Absicht geschlossen wurde; man überzeugte sich aber bald, daß eine solche hier nicht vorhanden sein konnte; diese nur wegen ihres Zeitpunktes auffallende Sendung hatte nur den Zweck, den ungarischen Kavalier in die Laufbahn einzuführen und auf eine Gesandtschaft vorzubereiten, zu der diese Vorstufe zugleich Förderung

und doch auch wieder Verzögerung sein sollte. Er war ein guter harmloser Mensch, durchaus entfernt von jedem politischen Gedanken, und in der Gesellschaft nur auf Unterhaltung bedacht, die er zuweilen auch selber lieferte. —

Ein Schreiben des Königs von Preußen an die Großherzogin Stephanie, in freundlichen Worten gute Wünsche ausdrückend, hatte ich auf der Favorite persönlich zu überreichen, und dadurch Gelegenheit ausführlich mit dieser Fürstin zu sprechen, wozu gewöhnlich nur abgerissene, flüchtige Augenblicke sich darboten. Den Großherzog sah ich nicht, obschon in diesen Tagen grade sein Zustand leidlicher schien und einige Hoffnung schimmern ließ. Aber die Großherzogin hatte keine, sie war von seinem nahen Tode fest überzeugt, so wie von der Ursache des Todes. Sie wollte darüber keinen Zweifel gelten lassen. Ueber ihr eignes Geschick klagte sie bitter; in der ganzen Familie war nur der Großherzog ihr Freund, die Prinzessin Amélie ihr herzlich zugethan, alle Andern sahen in ihr die Fremde, die Eingedrungene, welche binnen kurzem von ihrer Höhe herabsinken werde. Sie fürchtete besonders den Einfluß der Kaiserin von Rußland, der schon früher einmal ihr verderblich zu werden gedroht, und wünschte wenigstens ihre Kinder des Wohlwollens theilhaft, das sie von der Schwester ihres Vaters hoffen durften. — Ich war gleich darauf in Bruchsal, wo ich der Kaiserin vorgestellt wurde und mit ihr durch die obwaltenden Umstände gleich in das vertraulichste Gespräch kam. Sie nahm mich bei Seite, und verlangte meine aufrichtigste Meinung über alles zu hören. Ich konnte ihrem eifrigen Andringen die Wahrheit nicht vorenthalten,

ich mußte ihr bestätigen, daß der Großherzog seinem Ende rasch entgegenging, daß alles am Hof und im Staat aufs kläglichste bestellt sei, und alles Heil des Landes auf der Verfassung beruhe, durch welche die Willkür, und mit ihr der Anlaß zu Ränken und Umtrieben, wenigstens gemindert würde. Ich nahm mir dann heraus, der Großherzogin das Wort zu reden, ihren edlen und reinen Sinn, ihren standhaften Karakter zu rühmen, und erlaubte mir die Bemerkung, daß es eine Ungerechtigkeit sei, diese vortreffliche Frau nur deßhalb nicht anzuerkennen, weil sie ohne ihren Willen an einen Platz gestellt worden, wo man sie nicht gern gesehen, den sie aber würdig und schön ausfülle. Die Kaiserin antwortete sehr bewegt, sie sei früher in dieser Beziehung schuldig gewesen, sei es aber jetzt nicht mehr, sie habe für ihre Schwägerin wahre Hochachtung, inniges Wohlwollen, und wenn sie dies in ihrem Betragen nicht herzlicher auszudrücken wisse, so sei das ihr persönliches Unglück, das sie schon oft erfahren. Dabei stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie mochte an ihr Verhältniß zu dem Kaiser denken, an ihre Lage in Rußland. Die Markgräfin Mutter störte durch ihren Eintritt unser Gespräch, brachte es aber bald wieder in Gang, indem auch sie lebhaft an ihm theilnahm. Sie sprach über die Neuerungen in der Welt, die veränderten Ansichten, mit vielem Verstand, mit ruhiger Besonnenheit, wollte gerecht und sogar billig sein, gestand aber, daß manche Vorurtheile zu tief und fest in ihr gewurzelt wären, um in ihrem Alter sie noch überwinden zu können. Die Kaiserin suchte nun der Mutter mit schmeichelnder Liebenswürdigkeit den besten Sinn unterzulegen, und brachte alles zum guten Einverständniß, so

daß die Markgräfin zuletzt sagte, wenn es zum allgemeinen Besten sei, so möge denn alles sich umgestalten, sie jedoch müsse dem Alten anhängen. Dabei bejammerte sie, daß sie ihr Geschlecht aussterben sehe, daß keine Nachkommenschaft von ihr auf den Thronen, zu denen sie berufen worden, sich erhalten werde. Dieser Schmerz, obschon ihm nur Dünkel der Geburt und des Fürstenranges zum Grunde lag, hatte in seinem Ausdruck etwas Ehrwürdiges und Gefühlvolles, dem gegenüber der Widerspruch gern verstummte. Die Kaiserin aber gewann durch die Offenheit und Anmuth, mit der sie über alles sprach, meine ganze Neigung, und ich konnte nicht begreifen, daß diese reiche Innerlichkeit, die sich so liebenswürdig äußerte, bisher wie verschwiegen geblieben war, wenigstens hatte noch niemand deren gegen mich rühmend gedacht. Beide hohe Damen schienen übrigens wohlzufrieden mit mir, und mein freies Reden wohl bequem und behaglich, aber gar nicht verletzend zu finden. Freilich waren wir allein, und keine Hofleute als Zuhörer und Kritiker zugegen, vor denen sich die Fürsten mehr als vor Fremden zu scheuen pflegen, und die nicht selten schuld sind, daß jene sich hart und streng zeigen, wo sie menschlich fühlen und gütig und mild gesinnt sind. — Den Hofleuten, denen schon dies vertrauliche Wesen nicht sehr gefiel, mußt' ich noch einen größern Anstoß geben; bald nach der Mittagstafel, so war es hergebracht, wurden Spieltische gestellt, und die Kaiserin ließ mich zu ihrem Spiel einladen; ich mußte mich entschuldigen, weil ich kein Spiel, wenigstens keines der üblichen, zu spielen verstand, eine Antwort, die der Oberhofmeister so wenig erwartete, daß er sie kaum überbringen wollte, wie-

wohl die Kaiserin und die Markgräfin nur darüber mit mir scherzten. —

Bald nachher, als ich wieder in Bruchsal bei der Kaiserin war, und nach beendigter Mittagstafel und schon mancherlei geführten Gesprächen nun entlassen zu werden dachte, rief sie mich abermals hervor und führte mich zu einer Fenstertiefe, wo sie mir sagte, sie erfahre jetzt eben erst, daß ich der Schwager eines Mannes sei, den sie als Dichter kenne. Ihr Leibarzt von Stoffregen habe ihr nämlich Ludwig Robert's Gedicht auf Dannecker's Christus, das ihm nach Moskau war nachgeschickt worden, dort mitgetheilt, und sie dasselbe mit größtem Beifall gelesen. Sie fügte viel für den Dichter Schmeichelhaftes hinzu, das ich ihm wiederzusagen die Erlaubniß erhielt. Da sie durch ihre Schwester Amélie auch von Rahel schon gehört hatte, so freute sie sich beide Geschwister nun in gleicher Theilnahme vereinigen zu können, sie wünschte beide zu sehen, wozu jedoch die Gelegenheit nicht so schnell zu finden war. Ich überreichte ihr in den nächsten Tagen auch Robert's Kämpfe der Zeit, die sie noch nicht kannte, und mit denen sie sehr zufrieden war. Sie ließ mir für den Dichter einen kostbaren Brillantring zustellen, und zwar nicht durch die Kanzlei, sondern durch Stoffregen, weil sie, wie er sagte, gewiß sein wollte, daß Robert auch gewiß den von ihr ihm bestimmten Ring erhalte, dieser nicht mit einem geringern vertauscht werde! —

Der Kaiser Alexander, guten Herzens wie er war, hatte an die Kaiserin geschrieben, er höre die Königin von Baiern sei aus politischen Gründen abgehalten, ihren sterbenden Bruder vor seinem Ende noch zu sehen; er müsse es mißbilligen, die politische Schicklichkeit so weit

auszudehnen, es sei nicht nur zulässig, sondern sogar erforderlich, daß die Königin komme, und die Kaiserin möchte diese seine Meinung nach München schreiben. Dies geschah, und bald nachher kam die Königin nach Bruchsal, wo sie mehrere Tage verweilte, immer auf die Anzeige wartend, wann es dem Großherzog genehm sein würde ihren Besuch zu empfangen. Unterdessen fanden sich zur Begrüßung der Kaiserin auch die hessendarmstädtischen Herrschaften in Bruchsal ein, dann die Königin von Würtemberg, später auch der König. Alles dies ging ohne Prunk und in der Stille vor; die Oede von Bruchsal wurde kaum etwas belebter, Karlsruhe blieb davon ganz unberührt. —

Der Großherzog war inzwischen von der Favorite, deren freie Lage gegen Wind und Feuchtigkeit in der rauhen Jahreszeit nicht genug geschützt war, nach Rastadt übergesiedelt, wo das Schloß bequeme Räume darbot. Hier, im Anfang Novembers, empfing er endlich den Abschiedsbesuch seiner Schwester, die unmittelbar darauf nach München zurückkehrte. Er hatte geglaubt, sich in so weit besser zu befinden, um nicht den ganzen Jammer seines Zustandes zeigen zu müssen; aber seine Absicht schlug fehl, die Gemüthsbewegung, die der Besuch ihm verursachte, ergriff ihn so heftig, daß er in die größte Schwäche versank, und als er die Königin weinen sah, nun gerührt ihre Hand ergriff, und seinen Thränen freien Lauf ließ. Doch das eben war ihm wieder verdrießlich, er liebte diese Schwester eigentlich am wenigsten, und wollte sich von ihr nicht rühren lassen. Die Großherzogin erzählte mir später, es sei für sie, die alles dies wußte, die peinlichste Lage von der Welt gewesen,

besonders da die Königin gegen sie mitten in der Rührung doch eine Art stolzer Kälte behielt, die den Eindruck von jener zum Theil wieder vernichtete. — Während es im Krankenzimmer so traurig herging, fand im Vorzimmer ein Gespräch Statt, das jenes düstre Bild noch schauerlicher beleuchtete. Die Gräfin von Taxis, Schlüsseldame der Königin, wartete daselbst auf deren Rückkehr, und unterhielt sich unterdessen mit einigen badischen Hofleuten. Sie kam auch auf die Vergiftungsgerüchte, die im Lande verbreitet wären, und wollte wissen, was man davon hielte. Die Andern schwiegen mit verlegnen Blicken, der Baron von Ende jedoch sagte dreist heraus, die Gerüchte seien allgemein, und nur zu gegründet, denn es sei unzweifelhaft, daß der Großherzog vergiftet sei. Die Gräfin fragte erschrocken, wen man so böser That denn beschuldige? „Das denkt jeder, war die Antwort, aber keiner sagt es.“ — „Sie werden doch nicht glauben, daß“ —? versetzte sie, ihre Phrase nicht vollendend. — Als wenn kein Zweifel sein könne, was sie meine, rief Ende sogleich: „O ja, wir Alle glauben es!“ — Da sagte nach kurzem Besinnen die Gräfin mit Unwillen: „Für den König und die Königin leg' ich die Hand in's Feuer! Die Uebrigen — gehen mich nichts an.“ Worte, die furchtbar gedeutet werden konnten, wenn sie auch vielleicht nur leichtsinnig gesprochen waren. —

Das Leben in Karlsruhe war in dieser Zeit gedrückt und einförmig, die Einheimischen hielten sich erwartungsvoll zurück, unter den Diplomaten war wenig Einigkeit. Der würtembergische Gesandte Graf von Mülinen schwatzte in den Tag hinein, oft dem Sinne seines Hofes ganz entgegen; er sehnte sich auf seinen neuen Posten nach

Paris. In der Struve'schen Familie war nur Kinderfülle und häusliche Sorgsamkeit. Der Graf Montlezun lebte als Hagestolz und Duckmäuser, und hatte nur Augen für das, was die Bourbonischen Ultras und die Bonapartisten anging. Wahrhaft gesellig war nur das Reden'sche Haus; doch gab es auch hier Störungen, sowohl durch die oft herben Mißlaunen der Frau, als durch die allzulebhaften politischen Ausbrüche des alten Herrn, der besonders jetzt den badischen Sachen scharf entgegenstand, gegen die Verfassung, gegen die in der Gebietssache genommenen Maßregeln, gegen die Personen der Minister, heftig loszog. Für mich besonders war es oft eben so schwer, bei seinen Ausfällen zu schweigen, als darauf zu antworten. Rahel, deren heitrer Geist und rasche Leichtigkeit stets von dem besten Willen geleitet waren, zerbrach jene äußern Schalen leicht, und drang zu dem guten Kerne durch, der in den Eltern wie in den Töchtern ihr stets das freundlichste Vernehmen sicherte. Bei ruhigem Besinnen mußte man doch bisweilen finden, daß ein solcher Umgang neben seinem Genuß auch nicht wenige Arbeit hatte. —

Eine Kunsterscheinung war unter diesen Umständen ein Glücksfall, der die Einförmigkeit der Tage leider nur selten unterbrach. Wir hatten in Straßburg eine Vorstellung der großen Schauspielerin Mlle. Georges gesehen, die als Kleopatra in Corneille's Rodogune die ganze Kraft des französischen Redeflusses ausströmte, und noch da die höchste Bewunderung erwarb, wo deutscher Sinn die französische Kunst mißbilligen mußte. Das Karlsruher Theater, ohne grade schlecht zu sein, hatte nichts was solcher Leistung nur von fern ähnlich war. Wir

sollten aber im Deutschen doch bald Aehnliches sehen und hören; die herrliche Sophie Schröder kam von Wien, und entzückte uns durch den gluthvollen Vortrag der Sappho von Grillparzer, die damals noch nicht im Druck erschienen war. Ihr Begleiter, der Mahler Daffinger, unternahm ein kleines Bild von Rahel, das wegen beeilter Abreise nicht einmal fertig wurde, aber doch die sprechendste Aehnlichkeit gab, und weder durch frühere noch spätere übertroffen ist. Im Stahlstich ist es leider übel mißhandelt und alles Feine und Zarte häßlich vergröbert worden. — Musik wurde in Karlsruhe wie in allen deutschen Städten getrieben, mit Eifer und auch wohl mit Talent, aber ohne wahren Sinn und rechten Geschmack. Dies erfuhren besonders die italiänischen Virtuosen, die bisweilen es zu Konzerten brachten. Eine wunderschöne, ganz junge Adelina Catalani, mit der herrlichsten Stimme begabt, und die deßwegen der Bruder der berühmten Angelica Catalani geheirathet hatte, machte eben ihre noch schüchternen Erstlingsversuche, und war in Verzweiflung über die Niederlage, die sie zu erleiden meinte, als außer Rahel und mir sich kaum sechs Personen zu ihrem Konzert eingefunden hatten, das natürlich nun gar nicht stattfand. Es war ein düstrer Regentag, der am Abend sich in verstärkten Güssen unaufhörlich entlud. Wir nahmen die verschüchterte Frau mit uns nach Hause, erquickten und ermunterten sie, was bald so gut gelang, daß sie fröhlich zu singen anhub, und dies den ganzen Abend fortsetzte, wobei Herr Catalani sie begleitete. Sie hatte die prächtigsten und die rührendsten Töne, die Bewunderung und Thränen hervorriefen, wenngleich sie noch keine sichre Meisterin war. Nur Ein Gast noch fand sich

zu diesem Fest ein, der schweizerische Gesandte von Escher, der seine Befriedigung begeistert ausdrückte. Dieses Zaubers, der uns Alle mächtig ergriff, muß ich um so mehr hier erwähnen, als er später, trotz der angestrengtesten Studien und vielleicht wegen derselben, anstatt sich zu verstärken nur minderte, und nach einigen Jahren völlig verschwunden war; der lehrende Gatte wollte zu schnell und gewaltsam sie zur ersten Sängerin ausbilden, ja er hoffte seine eigne Schwester durch sie zu überflügeln; sein blinder Eifer zerstörte das zarte Werkzeug vor dem Erfolg. —

Ludwig Robert hatte sich nach Mannheim zurückgezogen, wo er im Kreise lieber Freunde lebte, und schon die Verheirathung im Sinne hatte, die ihn späterhin beglückte. Er hatte seine nachherige Gattin, die schöne Friederike, in Lebensumständen kennen gelernt, die er ihrer nicht würdig fand, und von leidenschaftlicher Neigung ergriffen, beschloß er die Bande, welche sie hielten, zu lösen, um der Befreiten seine Hand anzubieten. Dies alles erforderte kluge Vorsicht und aufmerksame Ausdauer, und all sein Dichten und Trachten hatte nur den einen Gegenstand. — Ein längst erwarteter Besuch von Pauline Wiesel, der geliebten Jugendfreundin, die aus Basel kam und mehrere Wochen bei uns wohnte, war für Rahel eine große Freude, und rief ihr die guten alten Zeiten zurück, welches jedem Menschen mehr oder minder die früheren sind, sollten sie auch voll Schmerz und Trauer gewesen sein. Dieser Gast hielt sich einigermaßen in der Dämmerung, da die erlittenen Schicksale den Sinn von der Gesellschaft abgelenkt und nur stärker der Natur zugewendet hatten. Aber der Markgraf Ludwig,

eingedenk der reizenden Schönheit, die er einst in Berlin gesehen und jetzt noch wiederzuerkennen behauptete, ließ es sich nicht nehmen sie zu begrüßen, und die Generalin von Freistädt, geb. Hauchecorne aus Berlin, weit entfernt die Landsmännin zu verläugnen, suchte eifrigst ihren ergötzlichen heitern Umgang.

Berstett's erste Nachrichten aus Aachen lauteten sehr dürftig und gar nicht befriedigend. Er hatte überall, außer bei seinem Gönner Anstett, eine kalte Aufnahme gefunden. Die meisten Schwierigkeiten kamen jetzt, gegen seine Erwartung, von der russischen Seite. Die Vorschläge, die ihm von daher entgegen gebracht wurden, bedingten eine beträchtliche Landabtretung an Baiern und eine sehr große Geldentschädigung. Er hörte bald, daß diese ungünstigen Bestimmungen von dem Kaiser Alexander selbst angegeben seien, in dessen Gedanken eine große Veränderung vorgegangen schien. Man hatte ihm oder er sich selbst in den Kopf gesetzt, hier sei vor allem die Heiligkeit der Verträge zu beachten, die Verträge beständen einmal, und müßten ausgeführt werden. Daß diese Verträge nur über Baden und gegen Baden geschlossen worden, daß Baden keine Verpflichtung gegenüber von Baiern hatte, war dem eigenwilligen und noch dazu harthörigen Selbstbeherrscher gegen seine vorgefaßte Meinung nicht leicht beizubringen, weder der Graf von Nesselrode noch der Graf Kapodistrias wollten dieser undankbaren Aufgabe sich ohne Noth unterziehen, Herrn von Anstett fehlte sogar die Gelegenheit dazu. Berstett ging in seiner Verzweiflung zu Hardenberg und Bernstorff, zu Met=

ternich und Wessenberg, und besonders zu Gentz, sie alle bezeigten guten Willen, die Oesterreicher sagten, der russische Kaiser glaube ihnen durch dies sogenannte Festhalten an den Verträgen einen Gefallen zu thun, darin irre er, aber es zieme nicht ihnen, diese Täuschung ihm zu benehmen.

Der Großherzog, sehr leidend, und durch eine Unpäßlichkeit der Großherzogin noch mehr verstimmt, ermannte sich bei diesen Nachrichten zu heftigem Unwillen, und ließ an Berstett die Weisung ergehen, in keinem Punkte nachzugeben, so daß selbst Tettenborn zu kluger Mäßigung mahnte. Die Stimme des Volks und der Truppen äußerte denselben Unwillen, und es gab heiße Köpfe, die sehnlichst wünschten, es möchte dahin kommen, daß ein Zusammenstoß mit Baiern erfolgte, es würde sich dann bald zeigen, was auch ein kleines Land gegen offenbares Unrecht vermöge. Man konnte nicht läugnen, daß überall genug Zündstoff angehäuft war, um durch einen hineingeworfenen Funken eine Feuersbrunst auflodern zu lassen, deren Verbreitung nicht abzusehen war. Auch wurde Berstett in Aachen schon zur Rede gestellt wegen der revolutionairen Selbsthülfe, mit der badischerseits gedroht wurde, und er bemühte sich alle Schuld und Verantwortlichkeit deßhalb von sich ab und Andern zuzuwälzen; dagegen durfte er auf den Einfluß der öffentlichen Meinung nicht verzichten, mußte sich auf sie stützen, die Gefahren ihrer Ausbrüche vorstellen, was bei den meisten Diplomaten gute Wirkung that, denn es gab außer Gentz noch viele Furchtsame. Jedoch der Kongreß nahte mit starken Schritten seinem Ende, und die badische Sache konnte wieder hinausgeschoben, auf künftige Verhand-

lungen verwiesen werden; trat der Tod des Großherzogs ein während alles noch in Ungewißheit schwebte, war die neue Regierung dann noch unbefestigt und schwankend, so konnte das Großherzogthum noch immer verloren sein und nur die alte kleine Markgrafschaft übrig bleiben. Berstett wußte, daß er sich als Minister nicht halten konnte, wenn er von Aachen unverrichteter Dinge wiederkehrte. Nesselrode und Anstett zuckten die Achseln. Nur Gentz widmete der Sache fortwährend seinen ganzen Eifer. Auf seinen Rath erbat Berstett beim Kaiser Alexander sich besonderes Gehör. Der Kaiser hörte ihn mild und freundlich an, blieb indeß dabei, die Verträge seien heilig, sie müßten vollzogen werden. Da schilderte Berstett die Lage des Großherzogs mit den düstersten Farben, seinen wahrscheinlich nahen Tod, wie eine ungünstige Entscheidung ihm seine letzten Lebenstage verbittern müsse, wie schrecklich für den treuen Diener, der ihm diese Botschaft vielleicht an sein Sterbebette zu bringen habe! Sich mehr und mehr erhitzend rief er endlich mit Verzweiflung, er wolle dieser Diener nicht sein, lieber wünsche er sich den Tod, und indem er bald sich bald seinen armen Herrn bejammerte, fing er bitterlich zu weinen an. Der Kaiser, dem so etwas noch nicht begegnet war, erschrocken und verlegen, suchte ihn zu beruhigen, lobte seinen treuen Eifer, gab ihm tröstende Versicherungen, ermahnte ihn, die Sachen nicht so düster anzusehen, es sei noch alles zu gegenseitiger Zufriedenheit abzumachen. Allein jemehr der Kaiser ihm zuredete, desto stärker und lauter weinte Berstett, und brachte durch sein sich steigerndes Weinen den Kaiser in solche Noth, daß er endlich ausrief: „Nun wohl, Ihr sollt alles behalten, dem Großherzog wird

keine Gewalt geschehen, Ihr könnt' ihm melden, daß ich alles anerkenne, die Erbfolgefähigkeit der Hochberge, die Verfassung, die Untheilbarkeit des Landes! Ist das genug? Seid Ihr zufrieden? Nun aber beruhigt Euch, und gönnt auch mir Erholung!" Darauf warf sich Berstett ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, und floß über in Dankbarkeit und Bewunderung. Nun wurde dieser Entscheid des Kaisers den Oesterreichern und den Preußen mitgetheilt, und durch deren guten Willen schnell zu einer diplomatischen Uebereinkunft formulirt, die mit den gehörigen Unterschriften versehen gegen neue Aenderungen ziemlich gesichert war.

Als diese glückliche Wendung zuerst durch eine Depesche Berstett's gemeldet wurde, wollte man solchen Erfolg kaum glauben. Bald aber kam Berstett selber von Aachen zurück, und brachte die ausführliche Bestätigung. Seine Beredsamkeit dem Kaiser gegenüber erschien im glänzendsten Lichte; das Weinen ließ er unerwähnt, er hatte nur in der ersten Freude vor Gentz kein Geheimniß daraus gemacht, so wie der Kaiser sich nicht versagte dem Fürsten von Metternich den abentheuerlichen Vorgang zu erzählen; für diesen aber war es ein Fest, das neue diplomatische Hülfsmittel anzupreisen und zu empfehlen! — Der eigentliche Abschluß der badischen Gebietssache war indeß noch nicht erfolgt, sondern zur genauern Erörterung und Ausarbeitung, immer jedoch nach der schon festgesetzten Grundlage, an eine Kommission gewiesen, die für dieses und einige verwandte Geschäfte in Frankfurt am Main angeordnet wurde. Ganz glatt und scharf sollte gleichwohl nicht abgeschnitten werden, einige Haken mußten daran sein, die Diplomatie hätte sich sonst geschämt ihr Hand-

werk so schlecht ausgeübt zu haben. Wie es gleich anfangs geheißen hatte, ohne einige Gebietsabtretung durfte die Sache nicht ablaufen, es mußte der Schein gerettet werden, daß die früheren Verträge, auf die man sich so lange berufen, doch im Recht gewesen und noch immer in gewissem Grad erfüllt worden. Freilich wurde die Abtretung des Main- und Tauberkreises, die zuerst verlangt war, auf einen bloßen Ländertausch, und dieser auf zwei geringe Gegenstände, die abgesonderten Landinseln Steinfeld, und Geroldseck, und auf eine Geldzahlung von zwei Millionen Gulden herabgedungen, allein die Verhandlungen darüber wurden in aller Form und Wichtigkeit gepflogen, und das schließliche Ergebniß erst nach längerer Zeit herbeigeführt. —

Berstett fand für seine herrlichen Nachrichten überall offnes Ohr und lauten Beifall, man bewunderte den Verstand, die Festigkeit, die Klugheit und Gewandtheit des Mannes, dem so Großes gelungen war. Die ihn am meisten haßten und ihn während seiner Abwesenheit zu stürzen gesucht, waren am meisten jetzt beeifert ihm zu schmeicheln. Reizenstein und Tettenborn begrüßten ihn herzlich und gönnten ihm einen Sieg, von dem ihnen ihr Bewußtsein den besten Theil zusprach, und sie lächelten großmüthig, als er auch gegen sie das Ansehn sich zu geben versuchte, als habe er allein alles gethan. Er glaubte nun selbst ein großer Staatsmann und zu noch weit höheren Dingen berufen zu sein. Nur bei dem Großherzog, auf dessen Beifall, Staunen und Belohnung er am stärksten gerechnet hatte, sah er seine Mühen und Erfolge fast gänzlich unbeachtet. Dieser war nach der letzten Aufwallung, in welcher seine Empfindlichkeit und

sein Unwillen die letzten Kräfte verbraucht zu haben schienen, in völlige Ermattung gesunken, nahm an nichts mehr Theil, zeigte sich gleichgültig gegen alles, und ließ oft glauben, daß er den Tag nicht überleben werde. Berstett war ihm von Natur nicht angenehm, und die Nachrichten, die er mitbrachte, hatten für den Sterbenden schon keinen Werth mehr. In der That war wenige Tage vorher in einer Berathung von acht Aerzten das Urtheil über den Kranken einstimmig gesprochen worden, und dieser als ein Sterbender anzusehen. Berstett wußte nun, daß er sich vor allem die Geneigtheit des Markgrafen Ludwig zu erwerben habe. —

Zwei Tage nach Berstett, am 25. November, traf der Kaiser Alexander in Karlsruhe ein, und wohnte bei der Markgräfin Mutter, die nebst der Kaiserin zu seinem Empfang wieder in die Stadt gezogen war. Der Kaiser galt als der Schützer und Retter von Baden, und außer dem Jubel und den Ehren, die dem Mächtigen immer bezeigt werden, empfing er auch den vollen herzlichen Zuruf des wahrhaft begeisterten Volks. Die abendliche Erleuchtung der Stadt war freiwillig und schön, ein aufrichtiger Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit. Doch entzog er sich allen öffentlichen Huldigungen, deren er längst überdrüssig war, und brachte zwei Tage still im Innern des Familienkreises hin. Er sah die Generale und Minister, belobte die Treue und Anhänglichkeit, die sie für ihren Fürsten gezeigt, und theilte einige Orden aus. Berstett erhielt den Orden von St. Alexander Newsky. Zu Tettenborn sprach er wie zu einem alten Waffengefährten, fragte nach dessen Sohn Alexander, seinem Pathen, und machte ihm schmeichelhafte Vorwürfe,

den russischen Dienst verlassen zu haben. Der Kaiserin bezeigte er die freundlichste Aufmerksamkeit, so wie ihren Schwestern. Die Markgräfin Mutter war entzückt, sie sah ihre Familie auf's neue im herrlichsten Glanze strahlen, doch war dies ein letzter Abendschimmer, der mit dem Ableben des Großherzogs erlöschen mußte. Sie selbst hatte von den Händen, in welche die Regierung dann überging, nichts Freundliches zu erwarten, und doch war noch als ein Heil anzusehen, daß sie in diese Hände ohne Störung übergehen konnte! —

Am dritten Tage, dem 28. November, begab sich der Kaiser nach Rastadt, um den Großherzog zu sehen. Dieser lag zu Bette, matt und elend, versuchte sich aufzurichten, und sank wieder hin. Mit schwacher Hand und Stimme drückte er ihm seinen heißen Dank aus, ihn von der Schmach und Kränkung, die seinen letzten Athemzug zu verbittern drohten, befreit zu haben. Der Kaiser war von dem Anblick tief ergriffen, er sprach einige Worte des Trostes, der Ermunterung, aber seine nicht zu verbergende Gemüthsunruhe und seine thränenvollen Augen sagten deutlich, daß er nicht hatte was er geben wollte. Nachdem er Abschied genommen, und das Krankenzimmer verlassen hatte, drückte er seine beiden Hände vor das Gesicht und rief: „O mein Gott, so denn steht es mit uns!" Er konnte sich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erschlaffung, der Abwesenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinsterbens, das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, schmerzliche Pein sogar schienen ihm diesem matten Jammer vorzuziehen. Ahndete ihm vielleicht, daß er das Bild seines eignen Todes vor Augen gehabt, wie dieser nach

sieben Jahren, auch an der Seite einer edlen zu spät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langsamkeit ihn überschlich? Er hatte ein langes Gespräch mit der Großherzogin Stephanie, die er seiner Freundschaft, seines Schutzes versicherte. Unter vielen Segenswünschen reiste er dann nach Stuttgart, wohin auch die Kaiserin später ihren Weg nahm. —

Der Kaiser hatte, zwar nicht aus Grundsätzen und genauer Prüfung, aber doch aus menschlich guten Antrieben, eine Sache, die gerechter war als er selbst wußte, zu Ehren gebracht, einer willkürlichen Gewaltsamkeit vorgebeugt, und das Großherzogthum Baden vor Zerstückelung gerettet. Sein Benehmen dabei war wohlwollend und edel, keine politische Nebenabsicht wirkte ein, selbst die nahe Verwandtschaft, die ihn anfangs nicht verhindert hatte den für Baden nachtheiligsten Beschlüssen beizustimmen, stand dabei ganz im Hintergrunde. Von allen Seiten erschallte sein Lob, und die Freigesinnten in Deutschland erkannten in ihm, mehr als in den meisten eignen Fürsten, eine feste Stütze, eine sichre Hoffnung. Aber es gab auch Stimmen, welche bei aller Anerkennung des Geschehenen, den Wunsch nicht unterdrücken konnten, dasselbe möchte aus einer andern Quelle geflossen sein, aus deutschem Recht und deutscher Macht, nicht aus russischem Belieben. Wenn ein fremder Herrscher berufen war, in solcher Weise aufzutreten, so konnte es bald in Frage stehen, ob die Zertrümmerung der Macht des Kaisers Napoleon ein großer Gewinn und so großer Opfer werth gewesen? Selbst der König von Würtemberg konnte sich solcher bedenklichen Erwägungen nicht erwehren. —

Nach der Abreise des Kaisers trat eine große Stille ein. Die verschiedenen Höfe zogen sich auf sich selbst zurück, jeder den andern beobachtend, scheuend, ängstlich den nahen Wechsel erwartend und sich darauf vorbereitend. Die meiste Beeiferung war um den Markgraf Ludwig; nicht nur seine bisherigen Anhänger, deren er unter den älteren Militairpersonen manche hatte, trugen den Kopf höher und blickten freier, sondern auch viele der Großherzoglichen Diener, darunter einige seiner erklärten Günstlinge, suchten stille und bald auch offne Wege zu dem Markgrafen, der indeß noch schüchtern solche Annäherungen entweder vermied oder nur ganz heimlich zuließ. Er hielt sich noch nicht völlig sicher in der Thronfolge, fürchtete geheime Artikel, die zwischen den Mächten, selbst ohne Berstett's Wissen, verabredet sein könnten, fürchtete besonders die Markgräfin Mutter, welche fähig wäre ihm ein böses Spiel zu bereiten. Von Rastadt hörte man in Karlsruhe fast nichts; nur der Markgraf Ludwig erhielt insgeheim jeden Tag von dort genauen Bericht, wie es dort aussähe, was man betriebe. Da weder der Post noch andern Gelegenheiten ganz zu trauen war, so hielten auch meine Freunde dort sich sehr vorsichtig, und schrieben selten und wenig, bisweilen auch absichtlich so, daß der falsche Leser auch falsche Worte fand, der rechte aber auch in ihnen die wahre Meinung errathen konnte.

Da jede Gefahr eines Angriffes jetzt verschwunden war, so trugen die Minister vor allem Sorge die kostbaren Rüstungen einzustellen, und die einberufenen Soldaten wurden wieder nach Hause geschickt. Dann bereiteten sie alles zu den Verhandlungen, welche in Frankfurt bei

der zu ernennenden Kommission statthaben sollten, und bei denen zwar keine Hauptschlacht aber doch noch manches hitzige Gefecht zu erwarten stand. Als ein gutes Zeichen sah man an, daß preußischerseits Wilhelm von Humboldt zu dieser Kommission bestimmt wurde. Von Seiten Würtembergs hatte Baden so treue Unterstützung erfahren, und noch ferner so gute Hülfe zu hoffen, daß man das innigste Einverständniß zu erhalten und zu verstärken suchte. Doch vernahm man nicht ohne einige Bestürzung, daß der Kaiser Alexander in Stuttgart zu seiner Schwester der Königin Katharina scherzend gesagt, sie habe in ihrem Eifer für Baden die alte politische Schule verläugnet, bei der Erhaltung Badens habe sie nichts gewonnen, bei der Zerstückelung würde ein gutes Stück auch für Würtemberg abgefallen sein. Die Antwort der Königin, sie habe die neue politische Schule vorgezogen, die ihr Bruder gegründet, fand großen Beifall und gereichte beiden zum Ruhm.

Sehr unzufrieden war man in Baden mit Hessen-Darmstadt; dieser Hof hatte sich in der badischen Krisis nicht nur zaghaft, sondern auch zweideutig benommen, jede Näherung vermieden, war jedem Antrag zu festem Zusammenhalten ausgewichen; offenbar herrschte hier österreichischer Einfluß, und obenein irrer, denn die Eingeweihten wußten, daß das österreichische Kabinet für Baiern zwar laut auftrat, aber im Stillen dessen Ansprüche wenig begünstigte. Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, welcher früher des Kaisers Napoleon Beeiferter war und jetzt als der Ergebene Oesterreichs angesehen wurde, kam in dieser Zeit nach Karlsruhe und suchte jetzt die Anknüpfungen, die früher verschmäht worden, aber sie

hatten für Baden nun keinen Werth mehr, und die kalte Aufnahme mußte den Prinzen überzeugen, daß eine zu späte Klugheit oft schon ihr Gegentheil ist.

Unter den Karlsruher Diplomaten ging eine Veränderung vor, die uns nicht gleichgültig war; der russische Gesandte Graf Goloffkin vertauschte die Posten von Stuttgart und Karlsruhe mit dem von Wien; dies war eine Folge des Aachener Kongresses, wo Goloffkin, der in den kleineren Gesandtschaften einen Rest von Ungnade abbüßte, sich dem Kaiser durch Beflissenheit empfohlen und ganz wieder zu Gnaden gebracht hatte. Wir verloren an ihm keinen Vertrauten, das konnte er für uns nie sein, aber einen dienstfertigen alten Bekannten, dem an unsrer guten Meinung gelegen war, und der unsre Ansichten, ohne sie zu theilen, rücksichtsvoll gelten ließ. Herr von Struve der ältere übernahm nun wieder die Geschäftsführung, bis ein neuer Gesandter für beide Höfe ernannt werde. Welchen Gewinn wir in diesem haben sollten, konnten wir nicht ahnden. Die Versetzung des Grafen von Mülinen nach Paris ist schon erwähnt worden, er benutzte die letzten Tage noch in aller Weise, um das Andenken seiner geschwätzigen Nichtigkeit zu hinterlassen. —

Die Entscheidung des Aachener Kongresses über die badische Sache verursachte in Baiern starkes Mißvergnügen, und viele Stimmen erhoben scharfe Klagen, die ihre Angriffe, weil sie nicht wagen durften solche gegen die großen Mächte selbst zu richten, um so heftiger gegen Baden führten. Von badischer Seite wollte man sich auf diesen Federkrieg weiter nicht viel einlassen, man glaubte auf diesem Gebiete keiner weitern Vortheile zu bedürfen, aber

man merkte bald, daß man, wenn auch nicht mehr in jener abgemachten Sache, doch in andern Dingen sehr verwundbare Blößen habe, und war froh, daß freiwillige Streiter, wie Lindner, Ludwig Wieland, Weitzel, zum Theil auch Oelsner von Paris her, den Kampf aufnahmen. Durch Herausgabe der sämmtlichen Aktenstücke, welche die badische Gebietssache betrafen und ein grelles Licht auf diese warfen, hatte der Staatsrath Klüber einen großen Schlag gethan, der noch lange nachwirkte. Auch die Schrift von Bignon weckte Stimmen für und wider, Geheimrath Friederich trat gegen Schöll berichtigend auf, und im Süden und Norden von Deutschland erschallte das Lob der Rettung Badens zugleich mit dem seiner Verfassung. Eine wichtige Schrift allgemeinen politischen Gehalts war in Frankfurt am Main erschienen, unter dem Titel: „Politische Aphorismen zur Beherzigung vor dem Kongreß in Aachen. Von Doktor Schlottmann.“ Der ernste, vortreffliche Inhalt führte einen Scherz zum Aushängeschild; denn Oelsner war der Verfasser und verübte durch den Mißbrauch des fremden Namens eine eigne Neckerei; Dr. Schlottmann, ein Arzt aus Koburg, hatte die Heilkunde mit der Politik vertauscht, lief hinter den Diplomaten her, ließ sich zu kleinen Aufträgen gebrauchen, und bildete sich ein, mit den persönlichen Geheimnissen und Schwächen der leitenden Staatsmänner besonders bekannt zu sein, er führte närrische und heftige Reden beim Glase Wein oder Bier, und drohte stets mit beinahe fertigen Schriften, die aber nie herauskamen; einer der Titel, die er immer nannte, war der obige, und er war nicht wenig verwundert, als ihm seine eigne Autorschaft oktroyirt wurde, ließ es sich aber gern gefallen,

und lehnte die Lobsprüche, die ihm deßhalb ertheilt wurden, wenigstens nicht ausdrücklich ab. Die Schrift selbst hatte nichts mit diesem Scherze zu thun, und gab und erregte die trefflichsten Gedanken. Dasselbe läßt sich von den Fortsetzungen und neuen Abdrücken des Buches „Welt und Zeit" sagen, dessen Verfasser Jassoy durch seine kurzen treffenden Sprüche zur Ausbreitung freisinniger Ansichten ungemein beigetragen hat. Noch muß ich einer Rede des Freiherrn von Liebenstein zur Feier des 18. Oktober hier erwähnen, die durch wiederholten Druck erst jetzt recht bekannt wurde, und einen Vorschmack der kühnen und scharfen Beredsamkeit gab, die er bald als Volksvertreter entfalten sollte.

Die kurzen Tage des Dezembers schleppten sich traurig hin, und das Stocken alles Lebens in den engen, noch überdies getrennten Kreisen von Hof und Stadt drückte schwer auf uns, wir sahen trüb' in die Zukunft, die auch unter günstigen Umständen in langer Zeit auf diesem Boden nichts hoffen ließ, was uns Genuß und Freude böte. Da kam unerwartet Abends aus Rastadt von Tettenborn die geheime Nachricht an mich, der Großherzog liege im Sterben; am andern Morgen, den 8. Dezember, die zweite, er sei nach langen, aber bewußtlosen Todeskämpfen, gegen 9 Uhr entschlafen. Ich gewann noch eben so viel Zeit, um das Ereigniß dem Fürsten von Hardenberg, dem Grafen von Goltz in Frankfurt, und Hrn. von Küster in Stuttgart zu berichten; kaum waren meine Schreiben abgefertigt, so wurden die Thore geschlossen, aller Verkehr auf mehrere Stunden gehemmt, und während dieser

Zeit, wie in solchen Fällen gewöhnlich, vor allem die Truppen versammelt und für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht genommen. Sie schwuren dem Markgraf Ludwig, Oheim des Verstorbenen, als nunmehrigem Großherzog. Diese so lange Zeit unsichre, bestrittene, immer auf's neue bezweifelte Thronfolge in das gesammte Großherzogthum war also nun geschehen, ohne Widerspruch und Schwierigkeit. Der neue Großherzog, obschon er es längst hatte kommen sehen, darauf angewiesen war durch seine angeborenen Rechte, es heiß gewünscht hatte, war doch so betäubt und verstört über das Erlangte, daß er sich zuerst gar nicht darein finden konnte, es gar nicht glauben wollte, daß er der Herr sei, und befehlen könne. Der Abstand seiner bisherigen gedrückten und peinlichen Stellung von seiner jetzigen gebietenden war zu groß, der Uebergang zu rasch. Alle vor denen er sich so lange gebeugt hatte, die Markgräfin Mutter, die Großherzogin Stephanie, die Minister und Hofleute, standen nun unter ihm, waren zum Theil von ihm abhängig. Er bat bei den ersten Anordnungen, die zu machen er genöthigt war, gleichsam um Verzeihung, daß er sich so viel herausnehme, er hoffte, man werde ihn mit Rath und That unterstützen, erklärte sich dessen bedürftig. Die Höflinge täuschten sich aber nicht, sie sahen diese Demuth als eine Schwäche der ersten Ueberwältigung an, die bald spurlos verschwinden werde; sie wußten, daß grade dieser Fürst mit größter Eifersucht seine späterlangte Gewalt werde üben und genießen wollen. — Der Verstorbene hatte sein Lebensalter nur auf zweiunddreißig und ein halbes Jahr gebracht; sein Nachfolger stand im sechsundfünfzigsten, er hatte demnach wenige Zeit zu verlieren,

und von allen Seiten half man ihm seine Sachen beschleunigen, so daß er in kürzester Zeit in seinen neuen Verhältnissen ganz einheimisch und behaglich war. Seine Rolle war ihm wenigstens durch seinen Vorgänger nicht erschwert; dieser hatte die Liebe seiner Unterthanen insofern er ihr angestammter Fürst war, durch seine Jugend und seine Schicksale ihre Theilnahme, durch seinen traurigen Ausgang ihr Mitleid erweckt, man kannte sein gutes Herz, seine menschliche Billigkeit, die selten oder nie persönliche Härte aufkommen ließ; aber man kannte auch seine Schwächen, seine Fahrlässigkeit und Trägheit, die den Staat in die größte Zerrüttung und an den Rand des Abgrunds gebracht hatten. Als regierender Fürst war er unter die schlechtesten zu rechnen, unter die zu ihrem Beruf unfähigsten. Mit nur leidlicher Ordnung, nur einiger Thätigkeit, für welche die glücklicherweise schon verkündete Verfassung genugsamen Antrieb und heilsames Maß darbot, konnte der neue Fürst überaus wohlfeil die Zuneigung des hartgeprüften und doch so leichtbefriedigten Volks, den Ruhm einer trefflichen Regierung erlangen.

Zwei Tage nach dem Tode des Großherzogs Karl traf Gentz auf der Rückreise von Aachen bei uns ein. Es war ihm unangenehm, in diese Tage des Uebergangs und der Trauer gerathen zu sein, wo so viel von Krankheit und Sterben die Rede war und das düstre Schwarz überall hervortrat. Er haßte alle solche Vorstellungen, und besonders jetzt, wo er in der Fülle des Glückes, der Ehren und des Lebensgenusses schwelgte. Seine glän-

zenden Erfolge und reichen Gewinnste besonders vor den Augen Rahel's auszubreiten war ihm das größte Bedürfniß, die süßeste Befriedigung. Er saß zwei ganze Abende mit uns tief in die Nacht hinein in vertraulichem Gespräch, und erzählte das Wichtigste wie das Kleinste von allgemeinen und persönlichen Angelegenheiten. In Betreff der letztern freute ihn über alles der gute Zustand seiner gewöhnlich trotz alles reichen Zuströmens ganz erschöpften Finanzen. Es ist wohl der Mühe werth einen Blick auf die Schätze zu werfen, welche der Kongreß von Aachen diesem Staatsmann eingebracht. Als Führer des Protokolls hatte er außer zweien großen Orden und mehreren reich mit Diamanten besetzten Dosen von Rußland, Frankreich und Preußen, von jedem 800 Dukaten, von England 700 Pfund Sterling zum Geschenk erhalten, ferner für eine Denkschrift zu Gunsten der Mediatisirten durch den Fürsten Wilhelm von Bentheim 1000 Dukaten, für dergleichen Verwendung in Betreff der Juden durch Rothschildt ebenfalls 1000 Dukaten, noch durch Rothschildt als angeblichen Gewinn von Staatspapieren 800 Dukaten, von Baden als außerordentliches Geschenk 6000 Gulden — man hatte ihm die Wahl gelassen zwischen dem Großkreuz des Zähringer Ordens und Geld, — und noch andre Gewinne von zufälligen Geschäften, ungerechnet seine gewöhnlichen und außerordentlichen Zuflüsse aus Oesterreich selbst, aus den Fürstenthümern Moldau und Wallachei. Mehr als 1800 Dukaten hatte er in Aachen baar ausgegeben, größtentheils für Ankäufe, die er in seinem vollgestopften Wagen mühsam mitschleppte. Ich würde diese Summen nicht aus dem Gedächtniß angeben können, sie stehen aber in seinen Tagebüchern aufgeschrieben,

die ich später einsehen konnte, und wo doch noch manches ausgelassen worden; in den am Schlusse des Aufenthalts niedergeschriebenen Worten bemerkt er noch ausdrücklich: „Außerdem waren diese zwei Monate, obgleich voll Mühe und Arbeit, doch unstreitig die interessantesten, befriedigendsten und ruhmvollsten meines Lebens.“ — Wichtiger waren die politischen Mittheilungen. Er gestand, daß nicht Oesterreich und Metternich, nicht England, geschweige denn Preußen, sondern der Kaiser Alexander und Kapodistrias auf dem Kongresse die Leitung geführt, daß namentlich Kapodistrias ein entscheidendes Uebergewicht genommen, und sich bei dem Kaiser in höchste Gunst gesetzt habe; der schlaue Grieche hatte sich der Schwächen Alexanders geschickt bemächtigt, die religiöse Richtung desselben aufgefaßt, ihr gehuldigt und sie gefördert, so daß der Kaiser glaubte nie von jemandem besser verstanden, sichrer zu Ruhm und Heil geleitet worden zu sein, als von Kapodistrias. Dies alles war nicht zum Vortheil des Freisinns, auch konnte man den Umschwung, der in den Ansichten des Kaisers seit seiner Warschauer Rede vorgegangen war, schon in vielen bedeutenden Zügen wahrnehmen. Eines der Zeugnisse war die nachher berühmt gewordene Denkschrift von Stourdza gegen die deutschen Universitäten, von der später die Rede sein wird. Von dieser Veränderung ließen sich wichtige Folgen erwarten, hoffen, wie Gentz meinte, wenn er auch nicht grade diese Gestalt des Religiösen, gemischt aus griechisch-orthodoxen und protestantisch-mystischen Elementen, für die wünschenswertheste hielt. Mit unsern preußischen Verhältnissen war Gentz durchaus vertraut, die Personen ihm von alter Zeit her genau bekannt. Ueber Bernstorff's

Ernennung war er hoch erfreut, er nannte dessen Denkart vortrefflich, und meinte, auch wir würden von ihm nur Gutes zu erwarten haben. Lebhaft schilderte er uns das Auftreten Wilhelms von Humboldt, der von London zum Kongreß gekommen war, und seit der Ernennung des Grafen von Bernstorff zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen diesen und den Staatskanzler in entschiednem Widerspruche stand. Ohne jede Heftigkeit, in freundlichem Umgang, äußerte er Urtheile und Meinungen, welche jenen tiefe Wunden, erschütternde Schläge gaben, und sie für die Zukunft nicht wenig besorgt machten. Hardenberg gestand, es müsse alles geschehen um einen solchen Gegner zu versöhnen, wenigstens zu beruhigen, und Bernstorff sagte zu Gentz, hätte er gewußt, welchem Nebenbuhler er das Ministerium entziehe, so würde er solches nie angenommen haben. In seiner Zurücksetzung behauptete Humboldt über seine Gegner die Ueberlegenheit des Geistes, der Selbstständigkeit, sie fürchteten ihn, nicht er sie. „Ich habe ihn wahrhaft bewundert, sagte Gentz, so fest war seine Haltung! Nur ganz zuletzt sah ich ihn etwas aus den Fugen, als Bernstorff ganz unerwartet den Andreasorden und den Schwarzen Adlerorden zugleich erhielt, Auszeichnungen, die sonst nur nach vielen Jahren dem entschiedensten Verdienst verliehen werden, hier aber gleich im Beginn der Laufbahn zum voraus ertheilt wurden; das war ihm zu stark, da brach etwas in seinem Innern, ich sah ihn sich verfärben, und erst nach einiger Zeit seine gewöhnliche Fassung wiedergewinnen." — Ueber den Gang der Dinge im Allgemeinen schien Gentz jetzt keine großen Besorgnisse zu haben; wenn es in Frankreich ruhig bliebe, meinte er, so sei

auch Deutschland gesichert, wo die Freiheitsbestrebungen, die er nicht unbedingt verwerfen wollte, leicht in gehörigen Schranken zu erhalten wären; die Hauptsache sei nur, daß man sich der guten Köpfe zu versichern suche, zu denen er allerdings Lindner und Ludwig Wieland zählte, dann aber auch Ludwig Börne, welchen er auf's äußerste rühmte, besonders dessen Theaterkritiken, die nur denen von Lessing zu vergleichen wären. „Und seine politische Richtung?" fragte Rahel. „Ganz radikal! rief Gentz; wie können Sie es anders von einem gedrückten, überall ausgeschlossenen, geistvollen und muthigen Juden erwarten!" „Und hoffen Sie den zu gewinnen?" fragte Rahel weiter. „Vielleicht", versetzte Gentz, „aber schwer wird's halten; mir indeß, fügte er selbstgefällig hinzu, will er sehr wohl." —

Tettenborn war von Rastadt nach Karlsruhe gekommen um Gentz zu sehen, hatte aber bald dorthin zurückkehren müssen. In der Großherzoglichen Familie herrschte die größte Verstörung; die Mutter, die Gattin und die Schwestern des Verstorbenen erneuerten ihren Schmerz in wechselseitiger Theilnahme, die kleinen Mißverhältnisse und Abneigungen schienen ganz aufgelöst in dem gemeinsamen Gefühl des Verlustes, der Trauer. Auch der Großherzog Ludwig schien seines eignen Gewinnes uneingedenk und nur bedacht, die Andern zu trösten, zu beruhigen. Er gab der Frau Markgräfin und der jetzt verwittweten Großherzogin die bündigsten, die feierlichsten Versicherungen, er verlangte ihre Wünsche, ihre Befehle zu wissen, um sie schnell und eifrig zu erfüllen. Er ließ der Großherzogin die Wahl ihres künftigen Aufenthalts und stellte ihr seine Schlösser zur Verfügung; sie

wählte sogleich Mannheim, und für den Sommer eine Wohnung auf dem Schlosse zu Baden, weil ihr eignes Gartenhaus dort nur beschränkten Raum hatte. Die nächste Trauerzeit aber wünschte sie in stiller Einsamkeit zu verleben, wozu der Großherzog ihr das Jagdschloß Scheibenhard in der Nähe von Karlsruhe anbot, wohin die Prinzessin Amélie sie begleiten wollte. Der Kinder der Großherzogin versprach er wie seiner eignen sich anzunehmen. Alles war gerührt von dem schönen, dem großmüthigen Benehmen. Die Leichenöffnung war unter den waltenden Umständen, bei den umgehenden Gerüchten von Vergiftung, ein neues Schrecknis, das in die schauerlichste Spannung versetzte. Man fand in der Brust zehn Pfund Wasser, übrigens kein besonderes organisches Uebel, und keine Spur von Gift. Wohl sagte mir später der Leibarzt Dr. Teuffel von Birkensee, daß dies nichts beweise, da viele Gifte tödtlich wirkten ohne daß sie in der Leiche aufzufinden wären, namentlich sei dies bei der Aqua Toffana der Fall, an deren oft bezweifeltes Dasein er glaubte. Die Frauen des Großherzoglichen Hauses glaubten nur fester als vorher, daß eine Vergiftung stattgehabt; Reizenstein versicherte mir, er sei davon wie von seinem Leben überzeugt. Der Großherzog Ludwig beobachtete über diesen Gegenstand ein ernstes Schweigen, er bestritt die schrecklichen Vermuthungen nicht, er bestärkte sie nicht. Ihm war nicht unbekannt, daß der gräuelhafte Verdacht auch ihn nicht verschont hatte. Der Kaiser Napoleon hatte sich einst bewogen gesehen, den Verstorbenen gegen die Absichten seines Oheims warnen zu lassen, was dieser erfahren und darauf in geheimen Briefen an den Kaiser sich von allem Verdacht zu reinigen versucht hatte, wobei

ihm wegen des Französischen, dessen er sich nicht genug mächtig fühlte, die Frau von Freistädt ihre Hülfe geliehen. Die verworrensten, die widersprechendsten Vorstellungen werden in solchen Fällen begierig ergriffen, böse Zungen bereiten im Dunkel und Geheimniß ein schleichendes Gift, gewisser und eben so verderblich, wie das zweifelhafte leibliche. Ich selbst wage kein Urtheil; ich berichte nur, was Andre geglaubt, gesagt haben. Auch Tettenborn scheint hierüber in seinen Gedanken zu einem festen Ergebniß nie gelangt zu sein. Die Beisetzung der Leiche in dem Erbbegräbniß zu Pforzheim geschah am vierten Tag in aller Stille.

Der Großherzog erließ eine öffentliche Verkündigung, durch welche die von dem Vorfahr ertheilte Verfassung anerkannt und bestätigt, die Berufung der ersten Ständeversammlung aber anstatt auf den 1. Februar, wie früher bestimmt war, auf den 1. März angesetzt wurde. Der Aufschub erschien durch den eingetretenen Regierungswechsel hinlänglich gerechtfertigt; der verworrene Staatshaushalt, besonders die zerrütteten Finanzen mußten erst neu geordnet werden, Mißbräuche waren abzustellen, Lücken auszufüllen. Für diese wichtigen Geschäfte zog der Großherzog einen seiner alten Vertrauten nach Karlsruhe, der bisher auf einem Verwaltungsposten im Lande wenig bemerkt worden war, jetzt aber plötzlich in Gunst und Einfluß bedeutend hervortrat. Staatsrath Fischer war schon bejahrt, hatte ein schüchtern-artiges Benehmen, und galt für einen Schlaukopf, besonders für einen guten Rechner. Er war früher der Vorstand einer Behörde gewesen, die den zum Kriegsdienst Ausgehobenen, welche Stellvertreter zu erkaufen wünschten, diese zu verschaffen berechtigt war, ein

Geschäft, bei dem durch die Verschiedenheit des Preises, den die Behörde nahm und den sie gab, außerordentliche Summen gewonnen wurden. Aus dieser Zeit schrieb sich die vertraute Bekanntschaft Fischer's mit dem damaligen Markgrafen Ludwig her, und man raunte sich mancherlei in's Ohr, was nicht eben zum Vortheil des letztern klang. Diese vergessenen Geschichten wachten nun wieder auf, wurden aber von vielen Seiten mit Eifer beseitigt, da Fischer bereits für alle Höflinge und Beamte der Mann ihrer Hoffnungen war, und seine bescheidene Haltung erwarten ließ, er werde freiwillig die nöthigen Rücksichten haben, die man allenfalls erzwingen konnte. Daß genaue Ordnung eingeführt würde, durfte niemand tadeln, daß der Landesherr einen Mann berief, der ihm als durchaus bekannt und zudem vertraut war, mußte man billig finden, und dabei gereichte es diesem noch zum großen Ruhm, daß er sich nicht scheue einen Bürgerlichen zum Minister zu erheben; denn war dies auch nicht ausgesprochen, so sah man es doch als unzweifelhaft an. Berstett, dessen Stellung jetzt in Folge der Ergebnisse von Aachen die bedeutendste war, hatte sich schon darein gefunden, Fischer zum Kollegen zu haben, und war bald versichert, durch ihn auch sich selber nur mehr zu befestigen. Dies hinderte ihn aber nicht, im vertrauten Kreise, wo die Luft rein war, den bürgerlichen Eindringling zu verspotten und wegzuwünschen. Dagegen entschlüpften ihm Zeichen der Ungeduld, seine bisherigen Kollegen und Freunde zu entfernen. Reizenstein und Tettenborn waren ihm sichtbar unbequem und hinderlich, und dem Großherzog war leicht der Argwohn eingeflößt, sie möchten fortwährend, wie bei seinem Vorfahr, das hohe Wort

führen wollen. Tettenborn hatte bereits die Bestimmung nach Wien, und seine Abreise dahin beschleunigen hieß nur seinen Wünschen zuvorkommen. Für Reizenstein erdachte man eine Sendung nach Rom, die er aber nicht annahm; ihn zu entfernen bedurfte es keiner Lockung des Ehrgeizes, er zog sich willig, sobald man seiner nicht bedurfte, in das Privatleben zurück.

Für mich schien der Großherzog eine wahre Vorliebe gefaßt zu haben. Als ich ihn zuerst in seiner Würde begrüßte, was auf seinen Wunsch ganz in der Stille geschah, sagte er mir die schmeichelhaftesten Dinge, verlangte ich solle sein Freund sein, und betheuerte, das preußische Verhältniß sei ihm das liebste und wichtigste, dies wolle er hegen und pflegen, dahin sein ganzes Vertrauen richten. Hierauf sprach er mit Wärme die Ansichten aus, die ihn bei seiner Regierung leiten sollten, er wisse recht gut, sagte er, daß der Staat kein Landgut oder sonst ein Eigenthum sei, mit dem man willkürlich schalten dürfe, sondern ein anvertrautes Pfand, von dem man Rechenschaft ablegen müsse, er wolle dies immer können, Pflicht und Gewissen sollten ihn leiten, Gerechtigkeit und Wohlwollen, sein würdiger Vater Karl Friedrich, und — wenn das nicht zu anmaßend klinge — Friedrich der Große, sollten seine Vorbilder sein. Diese schönen Worte, ruhig und einfach gesprochen, schienen aus dem Herzen zu kommen, und ich hatte keinen Grund an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Den guten Willen des alten Mannes nach Kräften zu unterstützen, hielt ich für Pflicht, und die Mängel des Geistes und der Bildung ließen sich dabei leicht nachsehen oder in manchen Fällen auch ersetzen. Unbemerkt bleiben konnten diese

Mängel nicht, denn Kenntnisse und höhere Auffassung fehlten durchaus, und im Ausdruck war eine Mischung der rohen badischen Sprechweise mit der berlinisch-potsdam'schen, wie man sie ehmals von alten Offizieren hörte. —

Aus Stuttgart besuchte mich in diesen Tagen Ludwig Uhland; er offenbarte mir seine gedrückte Lage, im Vaterland war ihm jede Laufbahn verschlossen, als unbeugsamer Behaupter des alten Rechts hatte er selbst frühere Freunde gegen sich; doch wollte und mußte er eine Thätigkeit finden, und er hoffte durch mich den Lehrstuhl der deutschen Litteratur an der Universität zu Basel zu erlangen, deren neue Belebung beabsichtigt wurde. Ich schrieb seinetwegen nach Basel, doch ohne den gehofften Erfolg, der auch glücklicherweise durch die bald eintretende Wandlung der Dinge in Würtemberg entbehrlich wurde. Uhland brachte in Karlsruhe seine ganze Zeit bei mir zu, wollte nichts besehen, niemand kennen lernen, wurde von Rahel, die er zum erstenmale sah, mit zärtlichster Sorgfalt gepflegt und ermuntert, auch ich ließ es an keiner Bemühung fehlen; aber den lieben Freund und Dichter aus seiner Einsilbigkeit in offnes Gespräch überzuführen, gelang durchaus nicht. Er war in seiner Weise höchst antheilvoll, aufmerksam, sogar vergnügt, was er sagte hatte guten Sinn, Geist und Witz, aber es war wenig, blutwenig! Ich darf behaupten, daß er in dreien Tagen kaum hundert Worte gesprochen hat. — Ein andrer, auch wunderlicher Freund, Harscher, der von dem geliebten Berlin zum zweitenmale nach dem verhaßten Basel zurückkehrte, war ganz in der Nähe vorbeigereist, ohne bei mir anzusprechen, worüber er sich zwar in einem Brief ent-

schuldigte, und von Basel eigends mich bald zu besuchen versprach, allein die wahre Ursache konnte mir nicht entgehen, es war die Scham, die er fühlte, als ein noch zu keinem Beruf entschiedner und nach seinem eignen Urtheil unfertiger Mensch vor mir zu erscheinen, dem unterdessen so manches in der Welt begegnet und geglückt war. Auch Chamisso'n wiederzusehen, wäre ihm aus diesem Grund empfindlich gewesen. Dieser theure Freund hatte seine Weltumseglung glücklich vollbracht, war schon in St. Petersburg angelangt, wohin ich ihm begrüßend geschrieben hatte, und sollte nächstens in Berlin eintreffen. —

Von Seiten der benachbarten Höfe kamen die üblichen Gesandtschaften um Beileid und Glückwünsche zu überbringen. Aus Wien traf der Fürst Menschikoff als Ueberbringer eines verbindlichen Schreibens des Kaisers Alexander ein, der auch an die Großherzogin Stephanie die Versicherungen seiner innigsten Theilnahme geschrieben hatte. Der Großherzog mußte sich erst gewöhnen, der Mittelpunkt so vieler Beziehungen und Beeiferungen zu sein, er sprach fast allzu dankbar für die ihm erwiesene Gebühr, allzu demüthig in Betreff der Fürsten, die ihn als ihresgleichen behandelten. „Das wird er bald anders gelernt haben", meinte Tettenborn, als man ihn fragte, ob darüber dem Großherzog nicht ein Wink zu geben wäre; und in der That bedurfte es bald eines solchen nicht mehr. — Zum Schlusse des Jahres kam nun auch die ersehnte, lange verzögerte Antwort aus München, wo man nach reiflicher Berathung, den Beschluß von Aachen, da für den Augenblick nichts andres übrig blieb, endlich angenommen hatte, in den Tausch von Steinfeld

gegen Geroldseck einwilligte, die daneben dargebotene Geldentschädigung aber ablehnte, und lieber fortfahren wollte, die von Oesterreich dafür bezahlte Rente fortzubeziehen. — Der Großherzog ließ die inzwischen ausgearbeitete Wahlordnung bekanntmachen und die Stände zum 23. März berufen, worüber allgemeine Zufriedenheit und vertrauensvolle Erwartung sich kundgaben. — Bei dem feierlichen Trauergottesdienst, der für den verstorbenen Großherzog gehalten wurde, und bei dem ich obschon sehr unwohl doch nicht fehlen wollte, hatte ich das Unglück mich heftigst zu erkälten, und mußte längere Zeit das Bett hüten.

Karlsruhe. Baden.

1819.

Der Anfang dieses Jahres, wie gesagt, traf mich krank, auf ein katarrhalisches Fieber folgte eine große Mattigkeit, die mich nicht ganz am Schreiben hinderte, wohl aber jedes Ausgehen mir verbot. Durch Tettenborn, der mich fleißig besuchte, bekam ich stets die frühsten und besten Nachrichten von allem was vorging oder beabsichtigt wurde. Sein eignes Verhältniß mußte dabei hauptsächlich mit in Betracht kommen. Er täuschte sich nicht über die Gesinnungen, die man für ihn hegte; daß der Großherzog ihm für die außerordentlichen Dienste, die er dem badischen Haus und Lande geleistet hatte, dankbar und persönlich gewogen war, verkannte er nicht; allein er fühlte auch recht gut, daß die Ueberlegenheit, in welcher er dadurch sich gezeigt, jetzt nach erlangtem Erfolge dem Fürsten schon unbequem zu werden begann, und bald entschieden lästig fallen mußte, auch sah er sehr wohl, daß sein Freund Berstett sichtbar von einer Gegenwart litt, die ihn immerfort in den Schatten stellte. Die Beeiferung alle Hindernisse zu beseitigen, welche Tettenborn's Abreise nach Wien noch verzögern konnten, war auffallend und wäre unter andern Umständen beschämend

erschienen, allein Tettenborn, indem er die Triebfedern, welche hiebei walteten, unwillig rügte, war mit dem Ergebnisse selbst doch vollkommen zufrieden, und lachte nur über die Bemühungen, die ihn seinem Ziele schneller als er gehofft entgegenführten. Er sehnte sich aus dem kleinen, engen Hofkreise voll untergeordneter Ränke nach dem großen freien Leben in Wien, wo er einen seiner glänzenden Eigenschaften würdigeren Schauplatz fand, und konnte den Tag der Abreise kaum erwarten.

Vorher hatte er mir noch eine vertrauliche Eröffnung zu machen, die genugsam zeigte, welches Vertrauen der Großherzog in ihn und auch in mich setzte, denn die Sache war das größte persönliche Geheimniß, von dem außer uns dreien in Baden niemand etwas wissen durfte. Der Großherzog hatte als Markgraf Ludwig, wie schon erwähnt, in preußischen Kriegsdiensten gestanden, und sowohl in den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein als in dem Friedensdienste zu Potsdam den Begriff von seinen militairischen Eigenschaften keineswegs hoch zu stellen vermocht, und die Ehre und das Ansehn, welche er später in Karlsruhe von jenem Dienstverhältnisse gern in Anspruch nahm, fanden am Hof und in der Stadt eine nur zweifelhafte Anerkennung. Die Unlust, die er hierüber empfand, wurde gesteigert durch die spätere Theilnahme der badischen Truppen an den französischen Kriegszügen, wo sie Ruhm und Glanz andrer Art erworben zu haben meinten, und auf das Geltendmachen alter preußischer Verhältnisse höhnisch herabsahen; das badische Militair hatte sich überhaupt, nachdem der erste Widerwillen überwunden war, dem französischen Kriegswesen eifrigst angeschlossen, und fühlte sich nicht berufen, den

entgegengesetzten Zuneigungen eines Prinzen zu huldigen, der nicht in Gunst und der Regierung fern stand; dieser war daher von mißfälligen Aeußerungen oft verletzt worden, und fühlte auch jetzt als Großherzog das heftige Bedürfniß, in den Augen seiner eignen Truppen sich aus der Mißachtung zu heben, die ihn ärgerte und beschämte. Er ließ mir daher durch Tettenborn sagen, ich könne etwas für ihn thun, was er mir ewig danken würde, und was kein Andrer für ihn zu thun vermöge, denn sein größter und wichtigster Wunsch, sein heißestes Anliegen sei, wieder preußischer General und Inhaber eines preußischen Regiments zu werden; da dies dem Großherzoge von Weimar gewährt worden, dürfe er hoffen, daß es ihm auch erreichbar sei, und meiner Klugheit sei es überlassen, die Sache so einzuleiten, daß sie gelinge; Hauptbedingung aber sei das unverbrüchlichste Geheimniß, da seine eignen Unterthanen und besonders seine Truppen durch die Sache überrascht werden, und auch möglichst glauben sollten, daß der König aus eigner Bewegung gehandelt habe. Tettenborn versicherte mich, der Großherzog lege auf dies Gelingen größern Werth, als auf irgend ein andres, ja selbst die Großherzogliche Würde stehe ihm nicht höher, sie befriedige ihn nur halb, wenn jene andre nicht hinzukomme; dabei halte er die Sache für ungemein schwierig, für schwieriger als Tettenborn es glauben wollte, und ganz und gar sei dabei auf meine Geschicklichkeit gerechnet. Da hatte ich nun gutes Spiel! Man verlangte von mir als das Schwierigste und Dankenswertheste, was mir unter den gegebenen Umständen das Allerleichteste, das in Berlin Willkommenste dünken mußte! Dort hatte man höheren Ortes nur eben

noch die Erinnerung, daß ein Markgraf von Baden in preußischen Diensten gewesen sei; wenn dieser jetzt als regierender Großherzog den Wunsch hegte, das alte Verhältniß zu erneuern, so konnte dem deutschen und militairischen Sinne des Königs dies nur zur größten Befriedigung dienen. In dieser Voraussetzung gab ich sogleich das Versprechen, die Sache in gehörig vertraulicher Weise sowohl durch den Grafen von Bernstorff, der eben jetzt sein neues Amt angetreten hatte, als durch den vortragenden Adjutanten von Witzleben bei dem Könige anzubringen. Der Großherzog, froh dies Geschäft — auf gutem und lediglich preußischem Wege besorgt zu wissen, schwelgte zum voraus in dem Gedanken, welchen überraschenden und vortheilhaften Eindruck auf die Gemüther der Seinigen die Sache machen werde. Tettenborn reiste hierauf nach Wien ab. Daß er noch zuletzt ein solches Geheimniß mit dem Großherzog haben könnte, ahndete niemand, und Berstett am wenigsten.

Wie unsre heimischen Dinge zu Berlin sich uns darstellten, darüber giebt ein Brief von Rahel an unsern Freund Oelsner nicht eben vortheilhafte Auskunft. Oelsner war seit Jahren auf die unverantwortlichste Weise herumgezerrt, mit den verschiedensten Aussichten getäuscht, bald in Frankfurt auf Warten angewiesen, bald nach Berlin beschieden, dann wieder für Paris bestimmt worden. Aus allem wurde immer nichts, und der in den preußischen Dienst Berufene erschien wie ein Ueberlästiger, den man nicht los werden könne! Was er dabei leiden mußte, welche Einbußen er machte, darum kümmerte sich niemand. Jetzt sollte er abermals zwischen Paris und Berlin wählen, wieder in ganz unbestimmten, doch jeden=

falls knappen Verhältnissen. Er fragte in seiner Verzweiflung Rahel um Rath, und sie schrieb ihm am 3. Januar diese Antwort: „Ich nehme es für baares Geld, Lieber, und nicht für Schmeichelei, daß Sie mich über Ihre Angelegenheiten um Rath fragen. Sie werden sich erinnern, welches Bild ich Ihnen entwarf, eh Sie nach Berlin gingen. Ein solch Geschwür, wenn es nicht platzt, oder operirt wird, kann nur um sich greifen: und so liegt auch das Uebel da! An sich ziehend von bessern Lebenssäften was es nur kann, um sie mit sich zu verderben. Suchen Sie auf die bestmögliche, erst glimpfliche Art, Entschädigung für Ihre, in jeder Hinsicht, schmerzlichen Ausgaben und Unkosten zu bekommen; und machen Sie sich los von Menschen, die nichts von Menschen wissen. Die nur Gemeines brauchen wollen, aber auch — doch nicht können; denn, das Gemeine, die Gemeinen brauchen doch immer nur wieder s i e. So ist es, so hängt es zusammen, daß mein Vergleich vom Geschwür ganz paßt: das Verderbniß greift immer mehr um sich, immer tiefer. Wer seinen Körper unregiert schalten und walten, und überhand nehmen läßt, und wo kein Geist mehr regiert, da wird es immer so kommen: der Geist muß das Oberste sein: das O b e r s t e ist hier ganz ohne Geist. Alles ist ohne Regiment. Das ginge n o ch! Nun kommt noch starrer Dünkel dazu: den man leicht bereden — und g a r nicht ausreden kann —, daß e r hinlänglich sei, um fromm, rechtschaffen zu sein; und eben dadurch für die Ewigkeit fest steh'; und allein nur verdiene, und das Recht habe, fest zu stehen. Von solchen Uebeln ohne Heilung kann man sich nur entfernen. Ein Mann, wie Sie, findet a u ß e r seiner Familie (Vaterland)

noch Freunde, und Männer, die ihn anerkennen, und zu gebrauchen wissen! Glauben Sie nicht, dies sei ein leichtsinniger Rath, um Sie los zu werden: wir waren so betreten, so geschmerzt über die Behandlung, die Sie erfahren, daß besonders Varnhagen sich in mehreren Tagen gar nicht fassen konnte: und uns war, als beträf' es uns. Nur überrascht hat es mich nicht. Nie einen Augenblick hab' ich die Menschen anders gesehen. Für mich ändern sie sich auch nicht: und schrieen sie auf offner empörter Gasse, was wir wünschen, hegen, und in kommenden Jahrhunderten erhoffen möchten; die meinen immer nur dasselbe. Nur Einzelnes: nichts Allgemeines, keinen allgemeinen Blick noch Wunsch. Sich durchschleichen, kriechen, lügen, rauben, schreiben, schwätzen, ja durchmorden, mit ihrem privaten und persönlichen Interesse, dies nur können sie; und dies nicht deutlich, großartig, wie ein ehrlicher Teufel: nein! im dunklen Instinkt einer schleichenden, Giftblattern hinter sich lassenden Raupe, als böse hockende blinde Eule; als Wolff, der kein Blut scheut im lachenden Hunger: wie alle düstern Thiergattungen zugleich. So kenne ich sie: so bleiben sie. So ist die ganze Klasse; der große und größte Theil der Menschenmasse; die durch ihre Zeit, aber nicht aus eigener That gebildet ist. Und dort regieren die! Also ab! Ich empfinde, was Sie uns vortrugen, die Schwierigkeit Ihrer Lage; ich weiß, was das ist, die Jugend mit ihrem Reichthum hinter sich zu haben: aber das Verweilen würde zu nichts nützen: Sie müßten nur noch später dasselbe thun. Die Koalition ist größer als je: nur Geborne lassen sie aufkommen: sie fühlen eine Masse gegen sich: und eine Masse gedenken sie ihr

entgegen zu stellen. Es gelingt noch; wenn auch nicht im Großen; d. h. auf lange für die Geschichte; für Menschenleben genug: zuviel. So sehe ich's. Verfahren Sie (wenn Sie mir folgen) langsam, nachdringlich, gelassen, behutsam beharrlich: nur auf Ersatz. Und bilden Sie sich einstweilen so viel möglich neue Verbindungen. Varnhagen wird Ihnen nächstens auch schreiben. Er war meiner Meinung. Sein Sie meines innigsten Antheils immer gewiß; wenn auch heute mein Brief nur trocken scheint: ich schreibe in Eil; in Furcht vor meinem Kopfweh; und will gern wieder zu Varnhagen; und das Aufgebrachte schien vor dem Antheil zu siegen: ich bin aber nur aufgebracht aus Antheil, und großer Kenntniß des Terrains. Vor Anno 6 kannte ich sie Alle schon so: nun denken Sie, Anno 19!"

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland verließ Karlsruhe um dieselbe Zeit. Ich konnte mich zu ihrer Abschiedsaudienz nicht einfinden, sie ließ mir aber viel Verbindliches sagen, und daß sie hoffte, ich würde die treue Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder gewidmet, auf dessen Wittwe die Großherzogin Stephanie übertragen, der sie, gleich ihrer Schwester Amélie, jetzt ihre volle Neigung zuwandte; ich erfuhr, daß sie mit diesen beiden auch in dem Glauben an eine geschehene Vergiftung fest übereinstimmte. Den nunmehrigen Großherzog konnte sie nicht ohne die schmerzlichste Erinnerung ansehen, und sie schied von ihm mit kältester Höflichkeit.

Inzwischen war in Karlsruhe einige diplomatische Bewegung. Der Gesandte von Baiern, von dem man dies so schnell nicht erwartete, die Geschäftsträger von Oesterreich, Rußland und Würtemberg, hatten ihre

Audienzen. Küster war von Stuttgart eingetroffen, und harrte gleich mir auf neue Beglaubigungsschreiben. Badischerseits wurde Herr von Fahnenberg nach München gesandt, Herr von Schmitz-Grollenburg nach Rom bestimmt. Die Vorgänge in Frankreich, wo der Herzog von Richelieu trotz der Erfolge von Aachen sich als erster Minister nicht behaupten konnte, die mannigfachen Erscheinungen in Deutschland, wo so vieles wogte und gährte, hielten uns in steter Aufmerksamkeit.

Vom Könige von Würtemberg empfing ich in dieser Zeit den nachfolgenden Brief:

„Stuttgart, den 6. Januar 1819.

„Eine Unpäßlichkeit, Folge der üblen Witterung, hat mich mehrere Tage gehindert Ihre Briefe zu beantworten; Ihre Nachrichten aus Frankreich sind mir durch meinen Gesandten durchaus bestätigt, vielleicht das Bild noch mit düsterern Farben geschildert, alles stimmt darin überein, daß man einer Krisis schnell entgegeneilt. Der gerade, aber nicht schlaue Karakter des Herzogs von Richelieu paßte durchaus nicht zu den wirklichen Verhältnissen seines Vaterlandes; die Instruktionen von Aachen mußten die Entwicklung der Dinge schneller herbeiführen! ob man diese nicht vorausgesehen, nicht gewünscht hat, möchte eine politische Frage sein, die ich nicht verneinen möchte! Sollte aber eine Explosion wie im Jahre 1815 erfolgen, so irrt man sich sehr, auf die nämliche Bereitwilligkeit in Deutschland zu zählen, Frankreich zu bekriegen, nach den bittern Erfahrungen, welche man seit diesem Zeitpunkt gemacht hat.

Auch unsere innern Angelegenheiten hier, werden,

wie ich hoffe, in dem Lauf weniger Monate eine entscheidende Wendung nehmen; die neue Verordnung wegen der Gemeindeverfassung ist unter der Presse, und ihr die Versicherung der baldigen Einberufung der Stände angehängt; sie wird, glaube ich, nicht später als in der Mitte des Monats Mai erfolgen. Der Brief Cotta's enthält viel Wahres, das Drängen, geheime Entgegenwirken und alle Umtriebe mußten in diesem Augenblick am stärksten sein, da durch die neue Gemeindeverfassung so manche Grundübel an der Wurzel angegriffen werden, welche die Partheien um jeden Preis zu retten suchen, alles andre war nur Vorwand, und wird gebraucht um die Regierung in Verlegenheit zu setzen; daß ich mir aber nichts abtrotzen lassen werde, darauf können Sie mit Sicherheit rechnen, lieber mit Ehren untergehen, als meine Grundsätze aufgeben, war von jeher mein Wahlspruch, und mit so reinen Absichten, wie ich mir bewußt bin, habe ich nichts zu fürchten.

Auf den Gang der badischen Ständeversammlung bin ich sehr begierig; in Preußen scheinen Sie lange Wehen und viele Aerzte zu brauchen.

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie wiederhergestellt finden möge."

Der König hatte beim Schreiben dieses Briefes keine Ahndung, welch harter Schlag ihn wenige Tage später treffen sollte. Die Königin starb am 9. Januar nach kurzem Unwohlsein plötzlich, in der Blüthe der Jahre, der Schönheit, der thätigen Kraft und der reichsten Hoffnungen. Wir erschracken heftig über diese unerwartete Nachricht; jedermann fühlte, daß hier der Verlust nicht eines gewöhnlichen hohen Hauptes zu beklagen

sei, sondern einer Fürstin von außerordentlichen Eigenschaften, einer wahren Landesmutter, und zugleich einer politischen Größe, deren Einwirkung schon überall merkbar geworden, und deren Entwicklung nicht zu berechnen war. Der König liebte und ehrte seine Gemahlin, hatte Vertrauen zu ihr, und verhehlte nicht, daß er auf ihren Rath hörte, ihn berücksichtigte und meist befolgte. Die russische Verwandtschaft war durch sie für ihn zu einer Erhöhung der Macht und des Ansehns geworden, ihr kluger Geist gab ihm Maß und Haltung in großen und kleinen Angelegenheiten. Dies alles schien gefährdet durch ihr Scheiden, und mit zahllosen einzelnen Hoffnungen auch der schönste Glanz von Würtemberg erloschen; seine Stellung wurde nun eine andre, jedenfalls geminderte, alles war neu zu berechnen oder neu zu knüpfen. Ludwig Robert widmete dem großen Trauerfall eine schöne Canzone; das rührendste Todtenopfer aber brachte Ludwig Uhland der Abgeschiedenen durch ein herrliches Gedicht, das ihr ein Lob spendete wie es noch nie einer Königin geworden; es war nicht der Dichter, es war der Volksmann, der Vertreter des strengen Rechtes, der unbeugsame Gegner des Hofes, der es ihr ertheilte, und der Gewissen und Kunst genug besaß, auch im rührendsten Ausdruck des Schmerzes und der höchsten Anerkennung nie zur kleinsten Schmeichelei hinabzusinken. Ich würde dies edle Doppelzeugniß für den Werth der Königin und den des Dichters hier einschalten, dürft' ich nicht Uhland's Gedichte in aller Leser Händen voraussetzen!

Der russische Einfluß in Deutschland erlitt in der Königin Katharina einen bedeutenden Verlust. Einen sehr empfindlichen andrer Art erfuhr er in der öffent-

lichen Meinung durch eine thörichte Schrift, welche nur für die Höfe und Kabinette bestimmt war, aber durch die unbefugte Betriebsamkeit des früheren Buchhändlers, nunmehrigen preußischen Geheimen Rathes Friedrich Schöll, dem schon beim zweiten Pariser Frieden ähnliche Ungebühr war gerügt und verziehen worden, in die Hände des Publikums gelangte. Der russische Staatsrath von Stourdza, ein Grieche, der schon ein geistreich frömmelndes Buch in französischer Sprache zur Empfehlung der russisch-griechischen Kirche herausgegeben, war veranlaßt worden eine Denkschrift über die deutschen Universitäten abzufassen, und hatte dieselbe mit Zustimmung des Kaisers den in Aachen versammelten Herrschern übergeben. Die deutschen Universitäten wurden hier frech beschuldigt, Pflanzstätten nicht der Wissenschaft, sondern des Unglaubens und der Freigeisterei zu sein, unbewußt und zum Theil auch bewußt auf den Umsturz der Throne, auf die Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung hinzuarbeiten. Diesen nichtigen, ohne Grund und Beweis in die Luft gestellten Anklagen waren Rathschläge zur Besserung dieser Zustände beigefügt, die den ohnehin schon sehr beschränkten akademischen Freiheiten den völligen Untergang drohten. Als dies Machwerk öffentlich bekannt wurde, schrie von allen Seiten der heftigste Unwillen auf, tüchtige Universitätslehrer schrieben zur Vertheidigung der verläumdeten Anstalten, feurige Studenten schleuderten dem unberufenen Fremdling ihr donnerndes Pereat. Es half nichts, daß der Geängstete jedem der es hören wollte die Versicherung gab, er habe gar nicht nach eignem Sinn und Urtheil, sondern lediglich nach Angaben des Kaisers geschrieben, welche diesem aus deutschen, ohne Zweifel trüben Quellen

zugekommen seien; wenn die Meinung des Kaisers in der Schrift ausgesprochen sei, hieß es, so müsse man nur um so stärker gegen sie auftreten, und in dem Herausgeber den wirklichen Verfasser treffen, da dieser unmittelbar nicht erreicht werden könne. Stourdza war kein Held, der solchen Sturm hätte bestehen können. Als ihm Drohbriefe der erbitterten Studenten zukamen, als einer derselben, ein Graf von Bocholtz ihn persönlich zum Zweikampf herausforderte, sah er kein andres Heil als schleunige Flucht. Der angeregte Lärm aber dauerte noch lange fort und dies verruchte Streben, dem eignen Volke auch die letzte und höchste Freiheit, die des Geistes, zu verkümmern, und für diesen Zweck landesverrätherisch sogar auswärtige Machtwillkür aufzufordern, ist seitdem unter wechselnden Gestalten immer thätig geblieben, bis wir in unsern Tagen durch einen arglistigen Judenchristen sogar die Anforderung aufgestellt gesehen, die Wissenschaft müsse umkehren, und alle Erkenntniß sich der Lichtscheu und Albernheit solcher scheuslichen Nachtvögel unterwerfen!

Den Großherzog kümmerten die großen politischen Verhältnisse wenig, seine Aufmerksamkeit war auf solche gerichtet, die ihn unmittelbar angingen, und besonders erfüllte ihn die neue Stellung, die er in seiner eignen Familie jetzt einnahm. An seinen Regierungsvorfahr und Neffen mußte er immer zurückdenken, und benutzte jeden Anlaß, sich in dem Gegensatze zu spiegeln, der zwischen Sonst und Jetzt ihm sich aufdringen mußte. Mit Eifer suchte er über manches, was ihm früher Zweifel

oder Unruhe verursacht hatte, jetzt näheren Aufschluß, und es kam allerlei an den Tag, was ihm Verdruß oder Beschämung erregte. Von andrer Seite wurde ihm bei solcher Untersuchung eine heitre Befriedigung.

Im Karlsruher Schlosse war eine ganze Reihe von Zimmern, die der vorige Großherzog nach und nach hatte schließen lassen, und in welche seitdem kein menschlicher Fuß noch Blick hatte dringen dürfen. Er pflegte von frühster Zeit her alles was er empfing, welcher Art und zu welchem Zweck es auch sein mochte, ruhig bei Seite zu legen; niemand durfte die Sachen anrühren, auch er selbst nahm sie nicht wieder in die Hand, alle Versuche ihn zu einer Verfügung darüber zu bewegen, alle oft bekümmerten Bitten um Rückgabe, scheiterten an seiner eigensinnigen Trägheit; war ein Zimmer auf diese Weise genugsam gefüllt, so nahm er den Schlüssel zu sich, und in einem andern begann dasselbe Verfahren auf's neue. Diese Zimmer waren nun eröffnet worden, und es fand sich eine Welt von Sachen hier aufgehäuft, ein Durcheinander von Kostbarkeiten und Trödelkram der mannigfachsten Art. Aus seinen Kinderjahren sah man werthvolles Spielwerk, das er nie angerührt hatte; ebenso eine Menge von Geldpäckchen, welche die Aufschrift führten: „Kapitainsgage für Seine Durchlaucht den Prinzen Karl", der wiederholte Monatssold der Hauptmannsstelle, die ihm als Knaben war verliehen worden; dann wieder Zwanzigkreuzerstücke, sorgfältig eingewickelt, aber auch wieder ganze Schubladen voll Goldrollen, kostbaren Dosen, Ringen und andern Schmucksachen, im Betrage von mehr als dreimalhunderttausend Thalern, alles seit vielen Jahren ungenützt daliegend, während er bis zuletzt oft um kleine

Summen in Verlegenheit war, und sie nicht anders als zu 16 Prozent Zinsen anzuschaffen wußte! An Büchern, Landkarten, Bittschriften, Akten, Bildern, versiegelten Briefschaften und andern Papieren fand sich ein ungeheurer Wust, bedeckt von Staub, Depeschen, die man seit Jahren vermißt und auf unbegreifliche Weise verloren geglaubt hatte, Urkunden, die ihm eingereicht worden waren, und wegen deren Mangels große Geschäfte gestockt die Geschicke manches Einzelnen schweren Nachtheil erlitten hatten. Kunstsachen, kostbare Waffen und andre werthvolle Seltenheiten, die ihm bloß zur Ansicht eingesandt oder zum Kauf waren angeboten worden, wurden zwischen gestickten Hofkleidern, Maskenanzügen, Federhüten aufgefunden; von manchen Gegenständen waren die Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln, von andern erinnerte man sich, daß Klage deßhalb erhoben, und die Hofkasse für Dinge, die nie gebraucht und nie mehr gesehen worden, große Summen hatte zahlen müssen.

Ganz in derselben Weise, wie mit den erwähnten Sachen, war der Großherzog auch mit Personen verfahren, und wäre es nur allein auf ihn angekommen, so hätte mancher seiner Lieblinge ganz in seiner Nähe in engem Verschluß verhungern können. Seine Zögerungen und Verneinungen, in denen kein abschlägiger Entscheid sondern stets nur ein Hinhalten lag, brachten seine Geschäftsleute und vertrauten Diener oft zur Verzweiflung. Wie der General Stockhorner von Starein ein halbes Jahr lang jeden Tag und jede Stunde bereit sein mußte, als Gesandter nach St. Petersburg abzureisen, und doch statt seiner plötzlich der General von Schäffer wirklich dorthin abging, ist schon erwähnt worden. Offiziere, die

nach Karlsruhe gekommen waren, um die Muster von neuen Uniformstücken in Empfang zu nehmen, mußten, weil er die Genehmigung noch nicht ertheilt hatte, jahrelang verweilen. Den Bauer Vogt aus Baden, der ein Anliegen bei dem Großherzog hatte und ihm gut empfohlen war, ließ er nach Karlsruhe bescheiden, und im Wirthshause gut verpflegen, mit dem Befehl nicht von der Stelle zu gehen; das dauerte fast ein Jahr, der Bauer brachte die Zeit zwar in ungewohntem Wohlleben aber auch in einem auferlegten Müßiggange hin, der ihn fast zur Verzweiflung brachte; die Kosten seines Unterhalts betrugen mehr, als sein ganzes Anliegen werth war, und als er endlich ohne dessen Gewährung trostlos heimkehrte, fand er seine vernachlässigte Wirthschaft zu bejammern. —

Der Großherzog Ludwig entnahm aus der Betrachtung dieser Karakterzüge seines Neffen den beruhigenden Trost, daß es für das Land kein Glück gewesen wäre, wenn die frühere Regierung fortgedauert hätte, und daß Baden jedenfalls in ihm einen bessern Landesfürsten gewonnen habe, von dessen Pflichten er die strengsten Begriffe gern aufstellte. Wirklich waren seine nächsten Handlungen ganz in diesem Sinne. Zuvörderst ließ er bekannt machen, daß er jeden Mittwoch persönliches Gehör gebe, wo ohne Unterschied jedermann, wer etwas zu klagen, zu bitten oder sonst anzubringen habe, ungehindert bei ihm eintreten, seine Sache vortragen und freundlichen Bescheid gewärtigen könne. Sodann erklärte er, daß er beschlossen habe, in Erwägung der Familienverhältnisse und des Landeswohls sich nicht zu vermählen, indem die kaum festgesetzte Erbfolge der neuen Markgrafen

dadurch zurückgeschoben und künftig neuer Anfechtung würde bloßgestellt werden. Sowohl jener Einrichtung als diesem Vorhaben wurde von allen Seiten der einstimmigste Beifall zu Theil. Der Großherzog gewann die Liebe des Volks in höchstem Grade, und er bekannte, daß nichts ihm so wohlthue, als die Leute sagen zu hören, sein ruhmvoller Vater sei in ihm wieder aufgelebt. Daß er Sparsamkeit in den Hof- und Staatsausgaben einzuführen beabsichtige, daß er mit Hülfe der Stände sogleich den Ausfall im Staatshaushalte decken und beseitigen wolle, war schon bekannt, und niemand konnte den Ernst dieser Vorsätze bezweifeln. Bedenklicher, und für rechtliche Gesinnung verletzend, erschien die im Stillen angeregte Frage, ob die verwittwete Großherzogin Stephanie den Betrag einer ansehnlichen Rente, die ihr vertragsmäßig durch den Kaiser Napoleon, als er Nellenburg an Baden gab, auf diese Landschaft zugesichert war, ferner beziehen solle; das Recht war unzweifelhaft, und mußte anerkannt werden; der Versuch aber dasselbe anzugreifen kam von einer Seite her, wo der edlen Frau von jeher gehässige Widerwärtigkeiten bereitet wurden, und niedrige Höflinge, an ihrer Spitze der Baron von Ende, hofften durch solches Bemühen, das man als Eifer für Ersparungen darstellte, sich beliebt zu machen. Die Verhandlungen, welche Berstett mit dem standesherrlichen und grundherrlichen Adel anknüpfte, um demselben die Verfassung annehmlicher zu machen, und gegen deren Geist besondre Vortheile zu sichern, waren noch zu wenig reif und bekannt, um Argwohn oder Mißfallen zu erwecken. Die gute Meinung und Zuversicht, die dem Großherzog von allen Seiten ent-

gegenkamen, erlitten keine Trübung, und strömten in voller Stärke.

Seine Freundlichkeit und trauliche Neigung für mich zeigte sich mit jedem Tag entschiedener, und wie mit Absicht. Wäre das preußische Verhältniß allein hier bestimmend gewesen, so hätte ihm Küster höher stehen müssen; er bekannte aber ausdrücklich, daß er meinen näheren Umgang liebe, mein Urtheil, meinen Rath wünsche. Seit ich ziemlich genesen wieder ausging, ließ er mich oft rufen um sich mit mir über alles Mögliche zu besprechen, er verlangte, daß ich ihn nach eignem Belieben besuchen sollte, jeden Tag, jede Stunde, in der mir bequemsten Weise. Da mir nichts weniger im Sinne lag als eine angehende Günstlingschaft, die zu benutzen und auszubeuten ich mich ganz unfähig fühlte, so hatte diese außerordentliche schon deßhalb gefährliche Bevorzugung etwas Aengstliches, und ich war gleich entschlossen, nur den sparsamsten Gebrauch von ihr zu machen. Allein das half mir wenig; kam ich nicht so wie er es gewollt zu ihm, so kam er zu mir, und machte die Sache nur noch auffallender. Er traf mich nicht zu Hause, trat aber dafür bei Rahel ein unterhielt sich mit ihr auf's angelegenste, sprach wiederholt seine redlichen Grundsätze aus, daß das Regieren nicht als selbstischer Genuß, vielmehr als eine schwere Pflichterfüllung zu betrachten, der Fürst kein Eigenthümer, der Staat kein Landgut sei, und ließ sie entzückt von seinem vortrefflichen Willen und aufrichtigen Benehmen. Ich war unterdessen bei Berstett, mit dem ich in Geschäften zu sprechen hatte, die bald abgethan waren, er aber spann die Unterhaltung behaglich weiter, und erst nach dem Verlauf einer halben

Stunde rief er, als wenn es ihm eben erst einfiele, plötzlich aus: „Aber mein Gott! ich halte Sie hier unnöthig auf, und unterdessen ist der Großherzog bei Ihnen! Ehe Sie zu mir kamen, war ich zum Vortrag bei ihm, und er sagte beim Schlusse, jetzt wolle er zu Ihnen gehen!“ Ich zog die Uhr, und bemerkte, daß es nun wohl zu spät sein werde. In der That war die Gelegenheit versäumt. Daß Berstett dies beabsichtigt hatte, verrieth deutlich der Ausdruck, mit dem er sein spätes Besinnen spielte; seinen Zweck aber, dergleichen Verkehr zu vereiteln, erreichte er durch das plumpe Kunststück nicht, denn der Großherzog wiederholte seinen Besuch, und wurde nur immer vertraulicher.

Die Großherzogin Stephanie hatte sich nach Scheibenhard zurückgezogen, und die Prinzessin Amélie, in ihrer Trauer dem nun erkannten Gemüth und Geiste der Schwägerin liebevoll angeschlossen, theilte diese Einsamkeit einige Zeit mit ihr. Der alten Markgräfin war dies nicht ganz recht, auch der Großherzog schien nicht damit zufrieden, doch ließen sie es geschehen. Ich fuhr mit Rahel mehrmals hinaus, auch erhielt diese mehrmals besondre Einladungen, und jedesmal kehrten wir befriedigt und erfreut von dort zurück. Die beiden Fürstinnen lebten in schwesterlicher Einigkeit, und ihre sonst so verschiedenen Vorzüge hoben sich wechselseitig hervor. Der lebhafte Geist der Französin und die anmuthige Bescheidenheit der Deutschen stimmten trefflich zusammen, und einen Abend in diesem stillen Kreise hinzubringen, war eine hohe Befriedigung, ein reiner Genuß und Gewinn. Die Großherzogin war gewöhnlich mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, worin ihre Damen ihr nach-

eiferten; ihren lieblichen Töchtern widmete sie die treueste Sorgfalt, indem sie ihnen doch alle jugendliche Freiheit, die nicht zum eignen oder fremden Schaden ausschlug, freisinnig gestattete; dem Gespräch gab sie meist einen höhern Inhalt, sei es, daß sie Geschichten erzählte, denen oft der Stoff und immer die Einkleidung einen ungewöhnlichen Reiz verlieh, oder daß sie geistige Erörterungen versuchte, zu denen sie eine entschiedene Fähigkeit besaß, und in welchen sowohl die Tiefe ihres Denkens als die Reinheit ihrer Seele hell hervortraten. Ihre Urtheile über Bücher überraschten durch die sichre Leichtigkeit, mit der sie durch allen Wust gleich zu dem Kerne derselben durchgedrungen war; die weltlichen Verhältnisse faßte sie mit Scharfsinn und heitrer Klarheit, von Menschen sprach sie mit mäßigen Anforderungen und billiger Nachsicht; auch ihre Widersacher, die sie wohl kannte und deren Böswilligkeit sie zu empfinden hatte, flößten ihr weniger Unwillen als Verwunderung ein, sie begriff nicht, weßhalb man sie anfeinden konnte. Kehrte man aus diesem friedlichen, durch Geist und Sinn belebten Aufenthalte nach Karlsruhe zurück, so war es als wenn man aus reiner stärkender Bergluft in den stockenden Dunst trüber Niederungen versetzt würde. —

Im Anfange des Februars trafen aus Berlin für Küster und mich die neuen Beglaubigungsschreiben ein. Küster, der schon nach Stuttgart zurückgekehrt war, kam deßhalb wieder nach Karlsruhe. Bevor wir aber unsre Audienz hatten, ließ mich der Großherzog insbesondre zu sich rufen und sprach mir seine Freude darüber aus, daß ich ihm verbliebe, als auch darüber, daß unserem geheimen Anliegen in Berlin, wie mir von dort vorläufig berichtet

war, die glücklichste Erledigung schon zu Theil geworden. Von Berstett empfing ich ein beglückwünschendes Schreiben, dessen schmeichelhafter Inhalt mich insofern überraschte, als ich von seiner Hand einen solchen Ausdruck nicht erwartet hatte. Er sagte darin: „Mit innigstem Vergnügen vernahm ich gestern, daß Euer Hochwohlgeboren bereits ein neues Beglaubigungsschreiben erhalten haben. S. Königl. H. der Großherzog zählen es gewiß zu den schätzenswerthesten Beweisen des Wohlwollens, welche Höchstdieselben dem König von Preußen verdanken, daß es Seiner Majestät gefallen hat, zur Erhaltung der so glücklich bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse, einen Mittelsmann zu wählen, welcher sich in einem so hohen Grade das Zutrauen des Souverains sowohl als die allgemeine Achtung aller derjenigen erworben hat, welche Dienst- oder gesellschaftliche Verhältnisse Ihnen näher brachten. Meine persönlichen Gesinnungen sind, wie ich mir schmeichle, Euer Hochwohlgeboren so bekannt, daß es überflüssig wäre Ihnen noch ein Wort über den hohen Werth zu sagen, den ich auf die Erhaltung der unter uns bestehenden vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnisse lege. Das edle und energisch-biedre Benehmen Euer Hochwohlgeboren während einer der schwierigsten Epochen in der neu-badischen Geschichte — Ihre Theilnahme an unserer gerechten Sache, sind unauslöschliche Verdienste, die Sie sich, nicht um Baden allein, sondern um alle minder mächtigen Bundesstaaten erworben haben und die meinem Gedächtniß gewiß nie entfallen werden!" Küster, dem ich dies Schreiben mittheilte, war über die Fassung erstaunt, und drückte sein Befremden aus, daß der günstige Antheil, welchen Preußen für Baden in

dessen letzter Krisis bezeigt, ausschließlich mir angerechnet werde, und war nicht wenig erstaunt, als ich ihm vertraulich eröffnete, was alles ich in dieser Sache und meist auf eigne Verantwortung gethan hatte. „Sie haben viel gewagt, sagte er, ohne Auftrag und Weisung so weit vorzugehen, und ich hätte es an Ihrer Stelle nicht gethan.“ Als wir am 6. Februar unsre Audienz hatten, war Küster sehr zufrieden, daß vorzugsweise ihm als dem Höhergestellten vom Großherzog Ehren und Aufmerksamkeit erwiesen wurden, ich aber bescheiden mich zurückhielt. Doch dies Vergnügen wurde ihm gleich wieder vergällt, als er erfuhr, daß nach unsrer Entlassung ich wieder zurückgerufen worden, und bei dem Großherzog noch eine gute Stunde in vertraulichem Gespräch geblieben war. Ich bedaure dergleichen kleinliche Züge mitberichten zu müssen, aber sie gehören zur Eigenheit des ganzen Lebensbildes, und sind auch ihres Zusammenhangs und ihrer Folgen wegen nicht unwichtig.

Küster, der wohl fühlte, daß er in Karlsruhe nicht beliebt war, wo man auch wohl Aeußerungen, die er in München gethan, übel vermerkt hatte, reiste am 11. Februar mißvergnügt nach Stuttgart zurück. Kaum war er fort, so erschien Berstett bei mir, und brachte mir im Namen des Großherzogs das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, begleitet von den schmeichelhaftesten Versicherungen, wobei ausdrücklich gesagt wurde, daß schon der vorige Großherzog diese Auszeichnung mir zugedacht habe und der jetzige mit Freuden eine Pflicht erfülle, die mit so vielen andern ihm vererbt worden. Was von Titeln und Orden zu halten, und was sie für den Inhaber beweisen, darüber ist die Welt längst im

Klaren, man weiß, daß sie bisweilen auch dem Verdienst, hauptsächlich aber aus Gunst vergeben werden. Aber grade dieser letztere Umstand bedingt ihren Werth, denn der Begünstigte steht überall im Vortheil, und das Maß der Gunst in solchen Zeichen zu erkennen, ist den Leuten, welche darauf ihren Sinn gerichtet haben, von größter Wichtigkeit. Daß ich, der nicht einmal Gesandter war, der nur Legationsrath hieß, ein Großkreuz mit Stern und Band erhielt, war ein unerhörter Fall, in Baden unerhört und in Preußen; das Aufsehn und Staunen über diese Verleihung waren daher ungeheuer, man konnte nicht begreifen, daß das Ueberschreiten gewohnter Stufen, das Nichtbeachten herkömmlicher Maßbestimmung so weit gehen könne. Der hannöversche Gesandte von Reden beglückwünschte mich aufrichtig und herzlich, in der Meinung ich habe das Kommandeurkreuz erhalten, als er aber vom Großkreuz hörte, gerieth er in Verwirrung, verfärbte sich und sagte dann seufzend: „Nun, dann . . . dann . . . kann man Ihnen gar nicht gratuliren, dann sind Sie über alle Gratulation hinaus!" Auch in Berlin setzte man anfangs einen Irrthum voraus, und wußte nicht wie man die Sache nehmen sollte, doch die übliche Erlaubniß zur Annahme konnte nicht ausbleiben. Was aber für die Andern nur ein Gegenstand lauten Verwunderns und etwa stillen Neides war, empfand Küster als einen ihm zugefügten furchtbaren Schlag, als einen Raub dessen, was seiner Meinung nach, schon wegen seines Ranges, ihm und nur ihm gebührt hätte. In seinem nächsten Brief an mich verhehlte er seine gereizte Empfindlichkeit nicht, und ich erfuhr, daß er mündlich in Stuttgart und schriftlich in Berlin seinen erbitterten

Aeußerungen den freisten Lauf gelassen habe. Doch war ich an seiner Kränkung ganz unschuldig; mich hatte früher Tettenborn mit der Nachricht überrascht, daß der Großherzog Karl mir dergleichen zugedacht, ich hatte mich nicht darum beworben noch darauf gerechnet, nach seinem Tode schien die Sache verfallen, sie kam dann unerwartet aus der Hand seines Nachfolgers, der am wenigsten geneigt schien, das Geleise pedantischer Stufenfolge zu verlassen; man hatte mich nicht gefragt oder zu Rathe gezogen, von Küster war nie die Rede gewesen, ich hatte mich gegen ihn stets ehrerbietig verhalten und nie das Geringste — er selbst freilich nur zu viel — gethan, um ihn in den Schatten zu stellen. Nichtsdestoweniger war ich ihm von nun an eine verhaßte Person, und sein Mißwollen trug in der Folge sehr dazu bei, andre Verstimmung gegen mich zu wecken, oder zu schärfen, ja zuletzt die Wendung herbeizuführen, die mich von Karlsruhe wegführte und nach Nordamerika verschlagen sollte. Das Geschenk, welches mir eine Belohnung sein sollte, war demnach eher ein unheilbringendes, auch in diesem Bezuge, daß nun der Großherzog, indem er sich wohl bewußt war das Außerordentlichste für mich gethan zu haben, nun auch bestimmt darauf rechnete, ich solle persönlich unbedingt ihm anhängen. Aehnliches mochte Berstett sich einbilden.

Gleich in diesen Tagen mußten solche Voraussetzungen hart anstoßen. Ich war beim Großherzog zugleich mit Berstett, und im behaglichen Plaudern kam die Rede auch auf Tettenborn, zu dessen Nachtheil Berstett dem Großherzog schon vorher manches beigebracht haben mochte, und jetzt galt es den Versuch, jenen auch durch mich

preisgeben und verläugnen zu lassen. Mit der Geschicklichkeit, welche ränkevollen Uebelsprechern nie fehlt, machte Berstett eine Bemerkung, in welcher eine Schmeichelei für den Großherzog, für Tettenborn aber eine Geringschätzung, lag, und richtete dann gradezu an mich die Aufforderung ich solle nur eingestehen, daß unser alter Freund in Karlsruhe wenig nütz und sehr unbequem gewesen sei! Das Herz schlug mir aus Empörung über solche Falschheit, und da ausdrücklich mir die Antwort zugemuthet war, und der Großherzog mich neugierig ansah, so fühlt' ich, daß ich nicht schweigen durfte, und mit dem Feuer des Unwillens schlug ich den hämischen Angriff zurück, setzte Tettenborn's ehrlichen Muth und Sinn so wie sein großes Verdienst in volles Licht, und bekannte mich als einen seiner Getreuen, der nie von ihm abfallen werde. Berstett verstummte zuerst, lenkte dann ein, und wollte die Sache verwischen, wußte jedoch nun für immer entschieden, was er von mir zu halten habe, daß ich nicht für ihn zu gewinnen, sondern ein Freund des Freundes, den er verrieth, also ein Feind sei, und er hatte die Genugthuung, daß auch der Großherzog über meinen Eifer verwundert und mich lächelnd ob meiner Unklugheit zu bedauern schien.

Wenn ich mit Rahel diese Vorgänge und Verhältnisse besprach, so gelangten wir einstimmig immer auf's neue zu dem Ergebniß, daß in diesem Widerstreite keine Ausgleichung zu hoffen sei, und meine Stellung in der Fortdauer unhaltbar werden müsse. Die außerordentliche Gunst des Großherzogs gründete sich auf Umstände, die ich mir als zufällige eingestehen mußte, deren Wechsel unausbleiblich war, und deren Fortbestehen ich selbst nur

höchst bedingterweise wünschen konnte. Um den Ansprüchen zu genügen, die an mich gemacht wurden, hätte ich badischer Minister werden müssen, und dies wäre denn doch keineswegs leicht zu erlangen noch weniger aber von meiner Seite zu wünschen gewesen; auch alsdann hätte meine Denkart auf tausend Hindernisse stoßen und sich mehr oder minder verläugnen müssen; der Fürst, der mir jetzt so sehr gewogen war und dem meine Thätigkeit genutzt hatte und deßhalb gefallen konnte, gehörte doch im Ganzen einer weit zurückliegenden Zeit und solchen Gewohnheiten an, die mit meiner Richtung nicht zusammengingen, und wäre es mir gelungen, den alten, geistig schwachen, aber zugleich störrischen und sich klug dünkenden Mann, einzeln völlig zu gewinnen, so hätte das doch nie mit der ganzen Familie und dem ganzen Hofe geschehen können, und die Macht dieser Einflüsse wäre zuletzt die herrschende geblieben. Schon jetzt besaß Berstett, durch sein Halten auf Stand und Rang, auf Hergebrachtes und doch dem äußern Vortheil Fügsames, ein entschiedenes Uebergewicht, das, gleichviel ob in seinen oder in andern Händen, sich in der Folge nur mehren konnte. Was in meinem preußischen Verhältniß lange Zeit schlummern oder schweigen durfte, der Zwiespalt persönlich gehegter Ansichten und amtlich gebotener, mußte hier geschwind hervorbrechen. Wir täuschten uns nicht, und sahen mißtrauisch auf den guten Anschein, der uns so sehr beneidet wurde. Jedoch hatten wir deßhalb nicht eben große Sorge. Die badischen Sachen waren mir ohnehin zu enge, als daß ich den Blick auf sie ausschließlich hätte beschränken mögen. Ein größerer Gesichtskreis lag vor mir offen, der des preußischen Staates, des

deutschen Vaterlandes, der allgemeinen politischen Entwicklung, des Fortschreitens der Völker zur Selbstständigkeit, zur Freiheit. Allerdings war ich vorzugsweise mit Baden beschäftigt, aber meine Theilnahme richtete sich mit gleichem Eifer auf alles Verfassungswesen, auf die Thätigkeit des Bundestages, die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten, die der Mediatisirten und des Adels überhaupt, vor allem auf den Kampf der Liberalen in Frankreich, von dem alles andre abhängig erschien. Durch Briefwechsel und Zeitungsaufsätze suchte ich nach besten Kräften auf alle diese Gegenstände mitzuwirken, und hatte die Genugthuung, öfters der guten Sache meine Dienste wahrhaft ersprießlich zu sehen. Dabei vergaß ich meine Freunde nicht, für Tettenborn und Lindner, für Bentheim und Oelsner, und auch für Wessenberg, wo sie selbst oder ihre Sache angefochten wurde, wie für die verfolgten Franzosen brach ich manche Lanze. Die Minerve française half ich verbreiten und in ihrem Ansehn stärken, die kräftige Schrift von Bailleul gegen die einseitigen wahrheitswidrigen Betrachtungen der Frau von Stael über die französische Revolution erschien deutsch in der Uebersetzung von Lindner, die ich nachdrücklich empfahl, den König von Würtemberg versorgt' ich ferner mit mancherlei politischen Anregungen, die ihm gewiß von keinem seiner Gesandten zukamen.

Als solcher war Graf von Mülinen, ungeachtet seiner schon ausgesprochenen Bestimmung nach Paris, in Karlsruhe noch anwesend, erhielt sogar noch ein neues Beglaubigungsschreiben für den Großherzog, da der König diesem nicht gleich zu Anfang einen geringern Vertreter anbieten wollte, und mit der Wahl eines Nachfolgers

für Mülinen noch nicht im Reinen war. Der General von Varnbühler, den man als solchen bezeichnet hatte, war nur auf ein paar Tage am Hofe zu Karlsruhe erschienen, um in Sachen des Bundeskriegswesens nähere Verständigungen zu treffen, und dann nach Frankfurt weitergereist. Er mochte sich von der Unzulänglichkeit Mülinen's an Ort und Stelle näher überzeugt, und den König, der dieselbe ohnehin kennen mußte, aufmerksam gemacht haben, wie nöthig ihm ein urtheilsfähiger Berichterstatter sei. Daher wurde dem Gesandten schon jetzt der Staatsrath von Wächter beigegeben, der nach dem Abgange von jenem bis zum Eintreffen des Nachfolgers desselben als Geschäftsträger eintreten sollte, und der ohne Frage beiden an Einsicht und Eifer überlegen war. Er schloß sich alsbald an mich an und schenkte mir sein völliges Vertrauen; allein er konnte das Untergeordnete seiner Stellung nicht überwinden, fühlte sich dem Könige fremd und von Andern abhängig, zudem war ihm mein Verhältniß zu seinem Herrn nicht vertraut worden; alles dies war Ursache, daß ich nicht nach Wunsch mit ihm mich benehmen und überhaupt auf keinen sichern Fuß mit ihm kommen konnte, so sehr wir in freisinniger Ansicht übereinstimmten.

Inzwischen hatte der Großherzog in Gemäßheit der Verfassung ein Statut ausarbeiten und veröffentlichen lassen, welches die Verhältnisse und Rechte seiner Staatsdiener näher bestimmte, und deren Stellung sowohl während ihrer Amtsführung als nach derselben angemessen sicherte; man ging vielleicht zu weit, und machte sie von der Regierung unabhängiger als nöthig, denn bei der Wirksamkeit ständischer Kammern durfte, ja mußte sogar

der Regierung in der Wahl und dem Gebrauch ihrer Werkzeuge und Wortführer freiere Hand gelassen werden. Man konnte sich erinnern, daß jedes Amt sich möglichst unabhängig zu machen strebt, ja daß die jetzigen regierenden Fürsten nichts andres als einstige Beamten gewesen, die ihr Amt zur Selbstmacht erhoben haben. Allein in den kleinen Ländern des ehemaligen deutschen Reiches hatten die Grundsätze Moser's über die Berechtigung der Staatsdiener, die eine Art von Landesvertretern sein sollten, sich dergestalt eingenistet, daß jenes Statut allgemeinen Beifall und auch bei den verstockten Junkern, denen die Verfassung ein Gräuel war, kaum Widerspruch fand.

Wenn sie dieses Feld preisgaben, so waren sie desto thätiger auf dem ihrer eignen Vorrechte, die sie nicht nur innerhalb der Verfassung möglichst befestigen, sondern auch, trotz derselben, möglichst erweitern wollten. Mit den mediatisirten Fürsten und Grafen wurde vereinzelt unterhandelt, und man gewann dadurch, daß sie ihre Gemeinsamkeit aufgaben, über sie den größten Vortheil. Sie verdarben ihre Sache besonders auch dadurch, daß sie das Volk außer Acht ließen, und ihre Vorrechte nicht, wie es sich gebührt hätte, dem Oberherrn als dessen Beschränkung abzugewinnen strebten, sondern zur Belastung der neu zwiefachen Unterthanen werden ließen. Ehrenrechte mancher Art, zum Beispiel Trauergeläut in ihren Gebieten, wurden ihnen bereitwillig zugestanden, dagegen solche, welche die regierende Familie zu nah berührten, wie der begehrte Eintritt in die Hofloge des Theaters, rund abgeschlagen. Der erste Mediatisirte, der seine Verhandlungen mit der Regierung zum Abschluß brachte, war der Fürst von Fürstenberg; ihm wurde die

Sache sehr erleichtert, indem er durch seine Verbindung mit der früheren Gräfin von Hochberg, nachherigen Prinzessin von Baden als Mitglied der Großherzoglichen Familie angesehen wurde. Beide Seiten glaubten bei dieser Heirath einige Opfer zu bringen, aber sie wurden weit überwogen durch die beiderseitigen Vortheile. Der Stolz des alten, angesehenen und reichen Hauses Fürstenberg ergab sich in den der Prinzessin von mütterlicher Herkunft und noch ganz neuer Standeserhöhung anhaftenden Makel, hinwieder stieg die jetzt einem regierenden Hause doch wirklich angehörende Prinzessin aus diesem in ein mediatisirtes hinab; dafür aber bekam diese einen jungen, liebenswürdigen, reichen und allen regierenden Herren doch ebenbürtigen Gemahl, und dieser wurde durch die an Schönheit und Gemüth ausgezeichnete Gattin Schwager des künftigen Großherzogs. Die andern Mediatisirten waren über diesen Schritt Fürstenberg's nicht wenig betroffen, sie mißbilligten ihn sehr und nannten ihn wohl gar einen Verrath an ihrer gemeinsamen Angelegenheit, an deren Betreibung er nun keinen Theil mehr nahm. Wir sahen ihn oft in dieser Zeit gesellschaftlich bei uns, wo er dann diese Verhältnisse nach seiner unbefangenen heitern Weise lebhaft besprach, und über seine verstockten Standesgenossen scherzte, die trostlos am Vergangenen hingen und darüber die Gegenwart versäumten.

Eine andre Heirath bereitete sich vor, mit der sich wichtigere Beziehungen verknüpften, die des Markgrafen Leopold, des bezeichneten Thronerben. Die verwittwete Frau Markgräfin Amalie, denn von gebietenden Frauen gehen doch solche Anschläge fast immer aus, hatte ihm ihre Enkelin die Prinzessin Sophie von Schweden zur

Gemahlin ersehen, und sowohl die Königin Mutter als die Prinzessin hatten nichts dagegen; er selbst und der Großherzog, wenn ihnen auch die Sache nicht ganz recht gewesen wäre, würden nicht gewagt haben zu widersprechen. Die Frau Markgräfin hatte die Vorsicht gehabt, den Sinn des russischen Hofes zu erforschen, und da dieser seine Billigung aussprach, die Kaiserin gern ihre Nichte, der durch die Tollheiten des Vaters ihre schwedische Stellung verloren war, auf den Thron von Baden berufen sah, so galt alles für beschlossen und abgemacht.

Nach der Mitte des Februars machte der Großherzog der Stadt Mannheim einen ersten Besuch, und wurde von den Einwohnern mit einem Jubel empfangen, der alle Erwartung übertraf und sein Gemüth freudig erschütterte. Die Mannheimer hatten sich bisher, wie die meisten Pfälzer, der badischen Regierung sehr abgeneigt erwiesen, und alle ihre Hoffnung mit Eifer darauf gerichtet, wieder baierisch zu werden. Diese Hoffnung war ihnen erst kürzlich durch die neueste Ausgleichung zwischen Baden und Baiern, schmerzlich entrissen worden, und man durfte daher ihre Stimmung als eine mürrische und widerwillige voraussetzen. Allein durch die verkündigte Verfassung, die Erwägung ihres Inhalts und die Schritte zu ihrer Verwirklichung, so wie durch die andern guten Zeichen der neuen Regierung, und die Berichte, die man von den persönlichen Handlungen und Absichten des Großherzogs vernahm, hatte sich diese Mißstimmung schnell verwandelt, und man begrüßte den neuen Fürsten als einen Landesvater, dem die Freiheit und Wohlfahrt aller Stände am Herzen liege. Der mächtige Eindruck einer solchen überströmenden Begeisterung weckte die wirklich

guten Vorsätze des Fürsten, welche in Schlummer zu wiegen schon viele Hände geschäftig waren, zu neuer Kraft und Thätigkeit auf. Er sprach mir nach seiner Rückkunft die Befriedigung und den gestärkten guten Glauben und Willen, die er von Mannheim mitgebracht, in gerührten Worten aus, die aus dem Herzen kamen und zum Herzen gingen. Einen besondern Umstand, der mich persönlich näher berührte, ließ er nicht unerwähnt, Ludwig Robert, der sich grade in Mannheim befand, war von der Stadtobrigkeit aufgefordert worden, den Empfang des Fürsten durch ein Gedicht zu verherrlichen, er folgte gern diesem nicht abzuweisenden Antrag, und lieferte aus reinstem Antrieb und ächter Eingebung ein sinnvolles und zartes Lied, welches von schönen Stimmen gesungen und im Prachtdruck überreicht seine volle Wirkung nicht verfehlte. Der Großherzog war geneigt, das Verdienst meines Schwagers auch mir mit anzurechnen, wenigstens entnahm er daraus die Bestätigung einer Anhänglichkeit, die von mir auf meine Nächsten sich fruchtbar übertrage.

Diese glückliche Stimmung wurde schon in den nächsten Tagen wieder getrübt. Die Minister bedrängten den Großherzog mit Verfassungsfragen, über die Zusammensetzung der ersten Kammer, über die Leitung der Wahlen für die zweite, besonders hoben sie die unermeßlichen Schwierigkeiten hervor, schon in der nächsten Zeit den Bedarf des Staatshaushalts in einer Weise festzustellen, daß die Stände damit zufrieden sein könnten und auch die Regierung möglichst freie Hand behielte. Zwar ließ alle Zerrüttung und aller Mangel sich leicht der vorigen Regierung aufbürden, und größtentheils mit gutem Recht, allein es gab Mißbräuche, deren Vortheile man noch nicht

aufgeben zu können glaubte, und die man daher noch nicht einzugestehen wünschte, es gab andre Gegenstände, bei denen in Frage kam, wiefern die Regierung ihr Ansehn aufbieten wolle, um sie vor den Ständen zu behaupten. Vor allem wurden die großen Jahrgelder, welche die Familienglieder bisher bezogen hatten, unter den Gesichtspunkt gestellt, daß man den Ständen wohl überlassen könne, solche auf ein billiges Maß herabzusetzen. Der Großherzog, welcher von all diesen Dingen, wie sie rechtlich und staatsklug zu behandeln seien, wenig verstand, und sich fürchtete sie nach eignem Gutdünken zu entscheiden, wofür ihm die schlimmsten Vorwürfe in Aussicht standen, gab endlich ermüdet die Erklärung, die Minister sollten alles unter eigner Verantwortung auf's beste ordnen, den Ständen alles offen vorlegen und kein Geheimniß vor ihnen haben. Diese höchste Willensmeinung wurde sämmtlichen Staatsbeamten, die mit den Vorarbeiten für die Ständeverhandlungen beschäftigt waren, ausdrücklich mitgetheilt. Dagegen willigte der Großherzog in den Beschluß, daß die Eröffnung der Kammern, um Zeit für jene Arbeiten zu gewinnen, abermals und zwar zum 20. April aufgeschoben wurde. Die Stimmung war im Lande so gut, daß dieser Aufschub mit wenig Unzufriedenheit vernommen wurde. —

Unterdessen rückten die Verhandlungen in Frankfurt, welche in der badischen Gebietssache noch immer einen Rest von Schwierigkeiten zu beseitigen hatten, langsam fort. Es schien, als ob Oesterreich einen Zipfel dieses Flickwerks noch immer festhalten wollte, Baiern wieder einige Hoffnung hegte, das Ganze nochmals in Frage zu stellen, und die wenige Beeiferung Englands und Frank-

reichs den festgesetzten Ausgleichungen beizustimmen, erregte in Karlsruhe stille Besorgniß. Die kleinen Diplomaten machten sich wichtig, unendliches Geträtsch ging hin und her, man hatte Mühe sich dessen zu erwehren und in keine der Fallen zu gerathen, welche von kleinlicher Arglist gestellt wurden. Weil Frankreich seine Erklärung noch zurückhielt, was keinen andern Grund hatte als die geringe Wichtigkeit, welche man in Paris einem untergeordneten deutschen Handel beilegte, meinte eine kleine Parthei, die während der Rheinbundszeit obenauf gewesen war und dies nicht vergessen konnte, Baden müsse vor allem wieder an Frankreich sich anschließen, als an den mächtigsten und nächsten Nachbar. Dergleichen fand nun freilich beim Großherzog kein Gehör, und Berstett hatte sich ganz und gar der Leitung des russischen Gesandten von Anstett in Frankfurt hingegeben, der sein Gönner und Meister war. Durch diese Hülfe kam auch bald wieder Klarheit in die verdüsterte Angelegenheit, und sie erschien auf so gutem und sichern Wege, daß man sich in Betreff ihres Ausgangs aller weitern Sorgen entschlug. —

Ein kleines, für die Andern lustiges, für uns Preußen peinliches Zwischenspiel gab der preußische Bundesgesandte Graf von der Goltz. Der gutmüthige, vielgeplagte Mann konnte in seiner schwierigen Haltung und Lage durch sein vornehmes geschäftserfahrnes Ansehn seinen Mangel an Einsicht und Kraft nicht lange verdecken, seine Kollegen fuhren ihn an, drängten ihn mit gelehrten Erörterungen in die Enge, und nöthigten ihn zu Geständnissen, die er nachher zu bereuen hatte. Kam er aus den Sitzungen des Bundestags und Ausschußberathungen mißvergnügt nach Hause, so hatte er die Lebhaftigkeiten, die Vorwürfe

und Zumuthungen seiner Gattin zu ertragen. Unfähig den mannigfachen Angriffen Trotz zu bieten, suchte er sich in unempfindliche Gleichgültigkeit zu retten, welche Stimmung allmählich auch auf seine Geschäftsführung überging. An einem Tage nun, wo seine Verschüchterung in völlige Zerstreutheit ausgeartet war, widerfuhr ihm das Unglück, daß er bei Einreichung einer von Berlin empfangenen Mittheilung für den Bundestag nicht nur diese, wie es zu geschehen hatte, der österreichischen Bundeskanzlei übergab, sondern auch die geheimsten, für ihn allein bestimmten, mit jener Mittheilung zugleich eingegangenen, aber von ihr sehr abweichenden Weisungen hinzufügte, die nun wie jene loco dictaturae gedruckt und ausgegeben wurden. Man kann sich vorstellen, welchen Lärm dies verursachte, welches Geschrei, welche Entrüstung, welches Gelächter! Das Aergerniß und die Beschämung, welche die preußische Diplomatie in dem Beispiel Hänlein's auszustehen gehabt, wiederholte sich zum zweitenmal in größter Steigerung. In allen diplomatischen Kreisen wurde das Ereigniß mit Entsetzen, mit Bedauern, mit Hohn besprochen. Der Eindruck war so gewaltig, daß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sich bewogen fand, an allen deutschen Höfen eine beruhigende Selbstrüge des Vorgegangenen und zugleich die Versicherung aussprechen zu lassen, daß der Graf von der Goltz am Bundestage nicht verbleiben werde. War dies alles für den Ruhm der preußischen Verhältnisse schon arg und schädlich genug, so sollte der Spott und Hohn doch bald noch stärkere Nahrung erhalten, denn man ging in Berlin bald über die eingestandene Scham hinweg, und der Graf von der Goltz blieb am Bundestag! —

Dem Großherzog war alles was Preußen betraf empfindlich, als wenn es ihn mitbeträfe, und wirklich trat er schon förmlich als preußischer General auf, und freute sich herzlich des Tages, an welchem er zum erstenmal in der preußischen Uniform erscheinen konnte, die ihm der von Berlin zurückgekehrte Kourier Hennenhofer nach sorgfältigen mitgenommenen Maßen dort hatte machen lassen. Allein während der Großherzog in seinem neuen Schmucke vergnügt prunkte, und seinem eignen Militair gewaltig zu imponiren meinte, mißfiel einem großen und dem regsamsten Theile der badischen Offiziere dieses fremde Verhältniß, sie glaubten die Uniform, welche sie selber trugen, dadurch herabgesetzt, und stellten dem erneuten preußischen Kriegsruhm trotzig den entgegen, welchen sie aus den Siegeszügen Napoleons davongetragen. Sie hörten mit Verdruß, daß demnächst alle badischen Truppen nach dem Muster der preußischen gekleidet werden sollten, und es wurden Stimmen laut, welche bei solcher Zumuthung mit Verweigerung des Gehorsams drohten. Doch wie gewöhnlich in solchen Fällen mäßigte sich der große Zorn wieder; der Großherzog, gewarnt, zeigte sich abwechselnd in preußischer und badischer Uniform, zeigte hin und wieder ein ungnädiges Gesicht, und in kurzer Zeit waren die keckſten Widersprecher so mürbe geworden, daß bei der später wirklich erfolgten Umbildung niemand sich mehr erinnern wollte, der Sache entgegen gewesen zu sein. —

Ich komme jetzt der Zeitfolge gemäß zu einem Ereigniß, das an sich grauenhaft und entsetzlich noch besonders durch seine Folgen unheilvoll und beklagenswerth wurde, es ist die Ermordung Kotzebue's. Ich glaubte dem Gegen-

stand eine eigne Bearbeitung widmen zu müssen, die rückwärts- und vorwärtsgreifend alles in ununterbrochenen Zusammenhang faßt, und füge den betreffenden Aufsatz deßhalb hier unverkürzt ein.

Kotzebue's Ermordung.

Der Name Kotzebue war der Welt bekannt durch eine Fluth mannigfacher Theaterstücke, mit denen sein fruchtbares Talent die deutschen und auch die meisten ausländischen Bühnen überschwemmte, durch eine Menge andrer litterarischer Erzeugnisse, an denen gemeine Leselust sich labte, durch die schlechte Rührung und schlaffe Sittenlehre, welche in seinen Schriften das Gute und Edle vorstellen wollten, endlich durch seinen abentheuerlichen Lebenswechsel, durch zahllose meist für ihn schimpfliche Streitigkeiten, durch Lügen und Bübereien, die ihm fast aller Orten Verdruß und Schmach zugezogen hatten. In späteren Jahren warf er sich zum politischen Schriftsteller auf, und in Rußland, wo er nach manchem Glückwechsel heimisch geworden, bemühte er sich, eben so dienstbar im Schmeicheln als im Befeinden, alles Dortige zu preisen, und das Ausländische, zuletzt besonders das Franzosenthum, geifernd anzugreifen. Seine Zeitschrift, die Biene, wurde auch in Deutschland viel gelesen, man ergötzte sich an seinen Ausfällen gegen Napoleon, aber es war offenbar, daß sie nicht aus Freiheits- und Vaterlandsliebe hervorgingen, und er gewann nur leichten Beifall, nicht aber Vertrauen oder Achtung. Im Jahre 1813 kam er im Gefolge der russischen Truppen nach Berlin, wo

er in Hitzig's Verlag ein Russisch-Deutsches Volksblatt herausgab, das aber den Krieg wenig überdauerte. Verschiedene Anstellungen, die er hierauf im russischen Staatsdienst erlangte, befriedigten ihn nicht, er wünschte in Deutschland zu leben, und wo möglich im Schimmer diplomatischen Ansehns, das seinen Ehrgeiz besonders reizte. Es gelang ihm, eine Art Zwischenverhältniß für sich zu ermitteln, das ihm bei guter Besoldung alle Freiheit ließ, seinem litterarischen Hange zu folgen. So kam er unter dem Schutz eines russischen Titels in seine Vaterstadt Weimar, wo er sich niederließ, und sein altes Treiben aufs neue begann. Weil es keine Franzosen mehr zu bekämpfen gab, so richtete er seine Angriffe nur um so lieber gegen die eignen Landsleute, als er wohl wußte, daß er unter ihnen aus alten und neuen Zeiten wenig Freunde hatte. Während er für alles Russische die schamlosesten Lobpreisungen verschwendete, ergoß er über alles Deutsche den giftigsten Tadel, riß die edelsten Namen frech herunter, und suchte jedes freie Aufstreben als thöricht zu verspotten, als staatsgefährlich zu verdächtigen. Sein litterarisches Unwesen war längst durch die öffentliche Meinung zu sehr verurtheilt, als daß ihm große Bedeutung hätte zugeschrieben werden können; allein man wußte, daß er zugleich ein Beauftragter der russischen Regierung war, und da konnte es nicht gleichgültig sein, welche trügerische Nachrichten und gehässige Angebereien dorthin gelangten, von wo die deutschen Angelegenheiten fortwährend großen Einfluß erfuhren. Auf den deutschen, vom Auslande besoldeten Spürer und Verhetzer seiner Landsleute zog sich ein fast allgemeiner Haß zusammen, besonders von Seiten der studirenden Jugend, die den-

selben bei dem berühmten Wartburgsfest im Jahr 1817 heftig ausbrechen ließ, indem sie mit andern ihr widrigen Schriften auch die seinen feierlich verbrannte. Kotzebue machte gewaltigen Lärm, klagte die Studirenden und ihre Lehrer eines schlechten, aufrührischen Geistes an, und beschuldigte das ganze Universitätswesen heilloser Verderbniß.

Im folgenden Jahre, wie schon oben erwähnt worden, hatte ein andrer russischer Staatsdiener, Herr von Stourdza, ein Mann sehr beschränkten Sinnes, doch jedenfalls geistig und sittlich weit höher stehend als Kotzebue, beim Aachener Kongreß dieselben Anklagen in einer Denkschrift vorgebracht, welche durch die gewinnsüchtige Dreistigkeit Friedrich Schöll's öffentlich bekannt wurde. Der Lärm war so groß und der Widerspruch gegen die Denkschrift so einleuchtend, daß man in St. Petersburg räthlich fand sie zu mißbilligen, und sie für die ungeschickte Privatarbeit eines Unberufenen zu erklären. Doch hiemit war Kotzebue nicht zufrieden, er fuhr fort, der Schrift von Stourdza die Bedeutung einer amtlichen beizulegen, und sie mit Heftigkeit zu vertreten, ihre ärgerlichen Behauptungen und ungeschickte Fassung auf's äußerste zu vertheidigen. Es entstand sogar der Verdacht, er selbst sei der eigentliche Verfasser, und Stourdza habe nur das schlechte Französisch durch besseres ersetzt, und seinen Namen dazu gegeben. Auch dieser Unwillen fiel daher zumeist wieder auf Kotzebue zurück, und daß seine eigne Regierung ihm den unzeitigen Eifer hart verwies, konnte den Haß und die Verachtung, die man gegen ihn empfand, nur mehren.

Bald nachher brachte ein für ihn unglücklicher Zufall eine Probe seiner geheimen Berichte an das Licht der

Oeffentlichkeit. Ein Schreiber, den Kotzebue beschäftigte, konnte die ihm zum Abschreiben anvertraute Schrift, welche französisch, und ihm daher um so schwieriger war, nicht recht lesen, und bat seinen Hausnachbar Doktor Lindner, einen wackern und geistvollen Kurländer, er möchte ihm aus der Verlegenheit helfen. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieses Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden sind, war in ernste wissenschaftliche Arbeiten vertieft, kannte Kotzebue'n kaum, und stand mit ihm in keinerlei Beziehung; als Freisinniger ihm entgegengesetzt, gehörte er doch nicht zu seinen erklärten Feinden. Jetzt aber wurde er es; er las die Schrift und erkannte in ihr ein Kotzebue'sches Bulletin, das die empörendsten Verläumdungen würdiger deutscher Gelehrten und die schändlichsten Fälschungen ihrer Aussprüche enthielt. Im höchsten Unwillen über solche Nichtswürdigkeit, welche die schwersten Folgen für treffliche Männer, für die Universität Jena und selbst für das Land Weimar haben konnte, beschloß Lindner, die zufällige Entdeckung zur Abwendung des Schadens zu benutzen, schrieb eiligst die wichtigsten Stellen des Lügenblattes ab, und theilte diesen Auszug dem Professor Luden mit, der darin besonders angeschwärzt war. Luden glaubte es sich selbst und der Sache des Vaterlandes schuldig zu sein, solche Verläumdungen öffentlich aufzudecken und dadurch zu entkräften, er ließ in seiner Zeitschrift Nemesis den Auszug des Bulletins abdrucken. Kotzebue bekam frühzeitig genug Kenntniß davon, um die Druckbogen durch die weimarische Behörde wegnehmen zu lassen, allein der Inhalt war bereits in die Isis von Oken und den Volksfreund von Ludwig Wieland übergegangen, und obschon auch diese

Abdrücke verboten wurden, so waren ihrer doch schon zu viele ausgegeben, und die Oeffentlichkeit nicht mehr abzuwenden. Das tückische Treiben Kotzebue's lag nun in unwidersprechlichem Zeugniß am Tage, und es erhob sich ein Sturm gegen ihn, wie noch nie vorher. Auch gab er sich keine Mühe, seine fälschende Angeberei zu beschönigen, die Sache sprach zu laut gegen ihn, allein desto mehr schrie er über die angeblich ihm widerfahrene Verletzung des Völkerrechts, des amtlichen, des diplomatischen Verhältnisses, in welchem er zu stehen behauptete; er that als ob der Kaiser selbst beleidigt und nur durch strengste Bestrafung der Schuldigen zufrieden zu stellen sei. Die weimarische Regierung, unsicher welche Bedeutung dem ungewöhnlichen Fall in St. Petersburg möchte beigelegt werden, eröffnete eine gerichtliche Untersuchung, die in einen förmlichen Prozeß Kotzebue's gegen jene Veröffentlicher überging, und lange nachher mit deren Freisprechung endigte. Unterdessen hatte Lindner, den allerdings der Hauptvorwurf traf, von der Sache mancherlei Verdrießlichkeiten auszustehen, die ihn bald bewogen, den Aufenthalt in Weimar mit dem in Straßburg zu vertauschen, von wo er eine bündige Vertheidigungsschrift seines Verfahrens ergehen ließ, dessen Unregelmäßigkeit er eingestand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleisteten Dienst triftig entschuldigte.

Aber auch selbst die russische Regierung, obschon ungehalten über den Vorgang und ihn keineswegs billigend, bezeigte gar keine Neigung, Kotzebue's Sache zu der ihrigen zu machen; sie sah in dem veruntreuten Blatt mehr die litterarische Arbeit eines Tagschriftstellers, als die amtliche eines Staatsdieners. Man lachte in

St. Petersburg über seine diplomatische Anmaßung; es ergab sich bei diesem Anlasse die auffallende Thatsache, daß der Kaiser selbst von Kotzebue's Aufträgen gar nichts wußte, daß dieser sie bittweise nur als eine Gnade und als schicklichen Vorwand zur fernern Beziehung eines ihm früher ausgesetzten Jahrgeldes erlangt hatte, daß seine Berichte von der Behörde weder begehrt noch beachtet, sondern gewöhnlich ungelesen bei Seite geworfen wurden. Kotzebue wurde hiedurch äußerst bloßgestellt und beschämt, der diplomatische Schimmer, durch den er, wiewohl vergebens, sogar den Großherzog von Weimar zu blenden versucht hatte, erlosch völlig, und seine ganze Lage war eine höchst unangenehme. Er bekam sogar ernste Zurechtweisungen, und es hieß, er werde nach Rußland zurückkehren müssen.

Inzwischen hatte er, der nie ruhen konnte, in Weimar eine neue Zeitschrift angefangen, das Litterarische Wochenblatt, in welchem er sein bisheriges Treiben eifrig fortsetzte. Hier griff er mit dreister Oberflächlichkeit alles höhere Geistesstreben der Deutschen an, verlästerte ihre besten Männer, spottete der Wünsche und Hoffnungen der Nation, und pries dagegen an Rußland sogar das Klima! Allein die Russen dankten ihm seine Schmeicheleien nicht, sondern stimmten mit den Deutschen in den verachtenden Tadel ein, der sich von allen Seiten gegen den unbesonnenen und schmähsüchtigen Schriftsteller erhob. Ein russischer Fürst, der nach Weimar kam, und vor dem sich Kotzebue tief bückte, sagte ganz laut, der Kaiser wisse gar nichts von dem Menschen, und wenn er von ihm wüßte, würde er ihn fortjagen. Kotzebue fühlte, daß am Hofe sein erkünsteltes Ansehn nicht zu retten

war, in geringern Kreisen sah er sich noch weniger geachtet, und unter täglich erneuerten Verdrüssen und Vorwürfen, die von nah und fern ihm zuströmten, fand nun auch er, wie früher Lindner, rathsam von Weimar fortzuziehen. Er machte im Sommer 1818 eine Reise nach Hannover und Bremen, besuchte einige Badeorte, und kam noch vor Schluß des Jahres nach Mannheim, wo er sich für den Winter einrichtete.

Die Gesellschaft von Mannheim that anfangs etwas scheu, jedoch Langweil und Neugier öffneten bald dem berühmten, betitelten Schriftsteller die Säle, die durch seinen betriebsamen Eifer wirklich etwas belebt wurden. Es war vom Theater die Rede, dramatische Vorstellungen durch Liebhaber wurden angeregt, er hatte viel zu erzählen, und die Täuschung, daß er in Geheimnisse der Politik eingeweiht sei, war hier noch nicht zerstört. Da sein Wochenblatt in Weimar forterschien, und er die meisten Beiträge dazu selber schrieb, so mußte er auch sehr fleißig arbeiten, und wenn seine litterarischen Aergernisse nicht aufhörten, so schien er persönliche mehr als früher zu meiden, und von seinem Leben und Verkehr in Mannheim wurde wenig vernommen. Die anfängliche Aufmerksamkeit des Karlsruher Hofes und der dortigen Diplomaten auf einen Mann, der als russischer Sendling bekannt war, und dessen Nähe wichtig und selbst gefährlich dünken konnte, sank bald zur Gleichgültigkeit herab, und auch der russische Geschäftsträger von Struve, der wohl befürchten durfte, selbst ein Gegenstand unwillkommner Späherei zu sein, beruhigte sich bald, und schien in Kotzebue nur den berüchtigten Schriftsteller zu sehen, den man nicht nöthig habe zu beachten; von ihm zu sprechen war

wenig Anlaß, die Theilnahme für litterarische Dinge war in Karlsruhe sehr gering, es verging eine lange Zeit, ohne daß sein Name nur genannt wurde. —

In früher Morgenstunde den 24. März weckte mich mein Diener mit der Meldung, der russische Geschäftsträger verlange dringend mich zu sprechen, und gleich darauf stand Herr von Struve selbst vor meinem Bette. Mit erschrockener Hast verkündete er, gestern Nachmittag sei in Mannheim Kotzebue durch einen Studenten erstochen worden. Die Nachricht war in der Nacht durch Stafette hier eingetroffen, von den näheren Umständen wußte er noch nichts, wollte aber gleich weiter gehen, um zu sehen was er erfahren könne; er meinte, ich würde vielleicht schneller und genauer unterrichtet sein, und bat mich, ihn schleunigst wissen zu lassen, was zu meiner Kenntniß käme, denn er dürfe nicht säumen, das schreckliche Ereigniß zu berichten. Er wiederholte nur immer die Worte: „Was wird der Kaiser dazu sagen! Was wird der Kaiser dazu sagen!“ Ich war kaum aufgestanden, so erschien der Minister von Berstett, und theilte mir die aus Mannheim eingegangenen amtlichen Berichte, sowie den Inhalt der Papiere mit, welche bei dem Mörder waren gefunden worden. Später kam der Großherzog selbst, der zwar ruhig und gefaßt scheinen wollte, aber schon durch seinen Eifer und seine Unruhe verrieth, wie sehr er erschüttert und verwirrt war. Er gestand, daß ihm besonders daran läge, zu erfahren, wie ich diesen unerhörten Fall ansähe und beurtheilte, und daß er sich darauf verließe, ich würde ihm den besten Rath geben! Vor der Hand war dazu jedoch gar kein Anlaß, und ich begriff nicht, was der Großherzog sich dabei denken mochte.

Er sagte mir auch, daß er seinem Minister befohlen habe, mir sogleich alles mitzutheilen, was über die Sache noch einliefe oder verhandelt würde, damit ich meinem Hofe genau darüber berichten könnte, denn dorthin wende er sein ganzes Vertrauen. Nach seinem Weggehen eilte ich zu Herrn von Berstett, und erbat mir, gestützt auf des Großherzogs Wort, eine Abschrift jener Papiere, die er mich vorher nur hatte durchlesen lassen; ich sah wohl, daß es ihm nicht gelegen war, und daß er ungern hörte, der Großherzog sei bei mir gewesen. Die Abschriften erhielt ich, wiewohl etwas spät, und theilte Herrn von Struve davon mit, was er nicht schon hatte, schrieb dann meinen Bericht nach Berlin, und sandte ihn durch eine Stafette ab, weil ich bedachte, daß der Staatsbehörde von größter Wichtigkeit sein könnte, früher als das Publikum, und wenn auch nur einige Stunden früher, von der Mordthat unterrichtet zu sein.

Der Vorgang selbst aber, wie er damals und in den nächstfolgenden Tagen ermittelt worden, war folgender. Früh um 10 Uhr den 23. März kam in Mannheim ein Jüngling in altdeutscher Tracht an, der im Gasthofe zum Weinberg, wo er abtrat, sich den Namen Heinrichs beilegte, und Mietau als seine Heimath angab. Er hatte einen Paß aus Würzburg, demzufolge er ein Student von Erlangen war, aber der Widerspruch blieb unbemerkt. Er fragte sogleich mit Eifer nach der Wohnung des Predigers Karbach, mit dem er bekannt zu sein vorgab, und hinterher scheinbarlich gleichgültig nach der des Staatsraths von Kotzebue. Zu dieser letztern ging er, ließ sich als Kurländer anmelden, in der Meinung auf diese Weise leichter Zutritt zu erlangen, und fügte noch hinzu, er

habe dem Herrn Staatsrath Briefe von seiner Mutter zu übergeben. Allein Kotzebue widmete den Vormittag seinen Arbeiten, und ließ sich darin nie stören, es hieß daher, er sei ausgegangen. Es war 11 Uhr, in einer Stunde, sagte der Diener, möchte der Fremde wiederkommen. Dieser ging mit lächelnder Unbefangenheit fort, schlenderte durch die Straßen, besah sich die Stadt und den Schloßgarten, und fand sich gleich nach 12 Uhr richtig wieder in Kotzebue's Wohnung ein, jedoch schon zu spät, dieser war nun wirklich ausgegangen, und sollte erst wieder am Nachmittag zu sprechen sein. Der Jüngling nahm das zweimalige Verfehlen ganz leicht, kehrte in den Gasthof zurück, und aß an der Wirthstafel zu Mittag, wo er es sich gut schmecken ließ, und während zwei Stunden an den Gesprächen der Gäste fein und artig theilnahm, besonders aber sich viel mit einem Landgeistlichen unterhielt. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags ging er wieder zu Kotzebue. Mit ihm zugleich traten einige Damen in das Haus, unter ihnen die Fürstin von Isenburg, welche zu Frau von Kotzebue wollten; er begrüßte sie ehrerbietig und ließ sie vorangehen; sie wurden in das Besuchzimmer gewiesen, wo die Familie beisammen war, und wo Kotzebue, wie man erzählt, grade seinen jüngsten, erst zwei Monat alten Sohn auf dem Arme trug, indem er mit Rührung die Bemerkung aussprach, er sei grade so alt gewesen wie dies Kind, als er das Unglück gehabt, seinen Vater zu verlieren. Der Diener meldete nun auch den Fremden, der unterdessen auf dem Vorplatz wartete, dann aber von dem wieder heraustretenden Diener in ein Nebenzimmer geführt wurde mit dem Bescheid, der Herr Staatsrath werde

sogleich erscheinen, wie auch geschah. Was nun zunächst erfolgte, kann nur vermuthungsweise berichtet werden, da kein Dritter zugegen war; doch ergiebt sich aus den Umständen und einigen späteren Angaben des Mörders selbst mit ziemlicher Gewißheit, daß dieser nach einigen kurzen Worten Kotzebue'n ein Blatt überreicht und dann mit den Worten: „Hier du Verräther, was dir gebührt", sogleich einen Dolchstoß gegen ihn geführt habe, so kräftig und wohlgezielt, daß der Stoß unter der vierten Rippe tief eindrang und das Herz tödtlich traf. In der Todesangst fand der Getroffene noch Kraft zur Gegenwehr, er griff nach dem Mörder und riß im Fallen ihn mit zu Boden, während er zugleich wiederholte Dolchstiche empfing, deren einer ihm die Lungen durchbohrte, ein andrer das Gesicht ritzte. Durch den Lärm des Falles und des ihm folgenden Gestöhns aufgeschreckt, eilte der Diener herbei, sah seinen Herrn blutend am Boden liegen, den Mörder neben ihm knieend mit dem Dolch in der Hand. Die Damen und alle Hausgenossen drangen nun ins Zimmer, außer sich vor Entsetzen über den grausen Anblick. Doch sah man zuerst nur die Wunde im Gesicht, und glaubte nicht an Todesgefahr, bis man das aus der Brustwunde strömende Blut entdeckte, und den schon Bewußtlosen in ein andres Zimmer trug, wo er alsbald verschied. Während einige der Anwesenden nach Aerzten schrieen, riefen andre aus dem geöffneten Fenster in die Straße hinaus: Mörder! Mörder! Schnell sammelten sich die Leute vor dem Hause, hörten das Geschehene, riefen nach Wache, wollten eindringen. Unterdessen stand der Mörder in trotziger Verzückung den Frauen gegenüber, und blickte mit Hohn auf ihre Furcht und

Verwirrung, er hatte den Dolch fallen lassen, aber ein kleines Schwert hielt er in der Hand; plötzlich schien er sich zu besinnen, erhob die blinkende Waffe, und machte sich Bahn zur Treppe, auf die Straße, rufend: so müßten alle Verräther sterben, so das theure Vaterland gerächt werden! Die Menge wich vor ihm zurück, er trat auf die Straße, warf zornige Blicke hinauf zu den Fenstern, aus denen man: Mörder! Mörder! schrie, antwortete mit fester Stimme: „Ja, ich bin der Mörder, ich habe den Verräther getödtet!" Darauf zog er ein großes Papier aus der Tasche, reichte es einem der Nächststehenden hin, kniete dann nieder, rief laut betend gen Himmel: „Großer Gott, ich danke dir, daß du mich dies Werk der Gerechtigkeit hast vollbringen lassen! Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" und stieß das kleine Schwert, das er zu diesem Zweck bereit gehalten, wiederholt in die eigne Brust. Er sank zusammen, und einige Augenblicke vergingen, ehe jemand ihn anzurühren wagte, dann wurde er aufgehoben und in ein nahes Hospital gebracht, ein Wundarzt besichtigte seine Wunden, sie waren tief und gefährlich, aber nicht tödtlich, man wandte sogleich die sorglichsten Hülfsleistungen an. —

Hier ergab sich alsbald aus dem angestellten Verhör, daß er Karl Ludwig Sand heiße, aus Wunnsiedel in Baiern gebürtig und Sohn eines ehemals preußischen Justizrathes, selbst aber Kandidat der Theologie sei, früher in Erlangen und zuletzt in Jena studirt habe. Er war von dort mit dem festen Vorsatz, das Vaterland von einem Verräther zu befreien, der ihm längst als ein Inbegriff alles Schlechten galt, am 9. März abgereist, ohne von jemand Abschied zu nehmen, mit erborgtem

Geld versehen. Ueber Erfurt, Eisenach, Fulda, Hanau, war er nach Frankfurt gekommen, wo er im Gasthofe zum Weißen Schwan übernachtet hatte. Vom letzten Nachtlager in Lorch zwischen Darmstadt und Mannheim hatte er zum Weiterkommen sich eines Wagens bedient, um nicht allzu ermüdet am Ziel anzulangen. Das große Blatt Papier, welches er aus der Tasche gezogen, und an die Hausthür des Ermordeten mit dem Dolch anzuheften beabsichtigt hatte, enthielt unter der Aufschrift: „Todesstoß dem August von Kotzebue" eine Art von Manifest, welches in schwülstiger Sprache die Liebe zum Vaterland und zur Tugend als edlen Antrieb und volle Berechtigung seines Unternehmens darlegte. Der Aufsatz, von ihm selbst sehr deutlich geschrieben, zeigte die leidenschaftlichste Aufregung, doch ohne eigentliche Gedankenkraft oder genialen Ausdruck, das Pathos ging nicht über die Sphäre einer trunknen Erhitzung hinaus, wie Kotzebue selber es hätte liefern können. So hieß es z. B. darin: „Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat! Bereitet euch! Entscheidet euch auf Leben und Tod!" Ferner: „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue, niederzustoßen." Außer diesem großen Blatte wurde noch ein zweites kleineres angeführt, als bei dem Mörder vorgefunden, das die wenigen aber inhaltschweren Worte enthielt: „Todesurtheil an dem Verräther August von Kotzebue vollzogen nach dem Beschlusse der Uni-

versität * * *." Von letzterm erhielt ich wie von dem erstern durch Herrn von Berstett eine Abschrift, die Urschrift aber sah ich nicht, die des erstern hingegen hatte ich in Händen gehabt und aufmerksam gelesen. — Ich habe hier mit Absicht die näheren Umstände der That so mitgetheilt, wie sie damals in den ersten Tagen bekannt wurden, und die freilich von den späteren sogenannten aktenmäßigen Angaben in manchen Punkten abweichen. Wer die letztern als Grundlage der Beurtheilung vorziehen will, findet sie scharf und lichtvoll erörtert von Doktor Wilhelm Häring im ersten Bande von dessen Neuem Pitaval. Daß aber das Aktenmäßige nicht immer deßhalb, weil es dieses, auch das Wahre ist, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

Nachdem ich meine Stafette nach Berlin abgefertigt, eiligst noch an den Gesandten von Küster nach Stuttgart und an den General von Tettenborn nach Wien geschrieben hatte, sah ich mich den Nachmittag und Abend unausgesetzt in Anspruch genommen, weil Bekannte und Unbekannte sich herbeidrängten, um Fragen zu thun, um Ansichten und Meinungen auszutauschen. Die Aufregung und Bestürzung über das furchtbare Ereigniß war allgemein. Wie gewöhnlich wußten die Leute im ersten Augenblicke nicht, was sie darüber denken und sagen sollten. Besonders verwirrte sie, daß der Mörder ohne alle Reue und sogar mit dem Scheine hoher Frömmigkeit sich seiner That rühmte, daß er die Kraft gehabt nach ihrer Vollbringung sich selber zu erstechen; dazu kam die Nachricht, in Mannheim sei fast die ganze Bevölkerung für ihn gestimmt, preise den begangenen Mord als die Heldenthat eines edlen vaterländischen Jünglings, für den die

heftigste Theilnahme, die heißesten Wünsche sich kund gäben; wie ein Märtyrer wurde er gefeiert, ihm wurden Blumen und Erfrischungen gesandt, das Volk sammelte sich vor dem Hospital und rief ihm Lebehoch und Beifall, eifrige Katholiken beteten öffentlich für sein Seelenheil, besonders aber sprachen die zahlreichen Engländer und Engländerinnen, die sich damals in Mannheim befanden, vielfach ihre Bewunderung der That und des Thäters aus. In Karlsruhe war diese Stimmung weniger und nur in den untern Volksklassen merkbar; in den höheren Kreisen herrschte dumpfe Betroffenheit und angstvolle Spannung; die Großen, die Hofleute, die Diplomaten sahen sich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeschreckt, eine heilige Vehme schien neu erstanden, jeder Student konnte der Vollstrecker ihrer Urtheile sein, sie glaubten sich ihres Lebens nicht mehr sicher, einige jammerten und seufzten, andere schalten und tobten, und begehrten heftig Schutz und Abwehr gegen solche Gefahr. Unter den letztern war Herr von Berstett, der vom ersten Augenblick das Ereigniß als ein solches auffaßte, das politisch auszubeuten, und an welchem Ruhm und Ehre zu verdienen sei. Dies war sein Ausdruck, und diesen Verdienst war er entschlossen möglichst sich selber zuzueignen; die großen Herrscher sollten erkennen, so sagte er selbst, was sie an ihm für einen Mann hätten, welchen Eifer er einer Sache widme, die vor allem als die ihrige gelten müsse. Bei ihm hatte sich daher auch sogleich die Meinung festgesetzt, der Mörder habe nicht aus eigenem Antrieb allein, sondern auf Anstiften einer weitverzweigten Parthei gehandelt, müsse durchaus Mitschuldige haben, und diese zu entdecken und sich ihrer zu versichern sei die dringendste Aufgabe.

Dieser Meinung war freilich mein österreichischer Kollege nicht, der am ersten Abend mit andern bei mir war, und von mir gefragt, ob er an seinen Hof ebenfalls eine Stafette gesandt, mit größter Seelenruhe antwortete: „Warum nit gar! I hab's nit bericht. Was soll i denn daran berichte? Es ist a Mord, bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte soll?"

Das wußte mein preußischer Kollege in Darmstadt, Herr von Otterstedt, damals noch ein guter Freund von mir, denn freilich besser. Als er zuerst das Geschehene vernommen, rief er aus: „In Mannheim? Was der Varnhagen für ein Glück hat, daß dies in seinem Bereich geschehen! Was wird er für Berichte machen! Diese Geschichte wird ihn ungeheuer auf seiner Bahn vorschieben. Nun, ich gönn' es ihm!" Er sah ganz richtig, was sich aus der Sache für Vortheil ziehen ließ, der ihm auch unfehlbar daraus erwachsen wäre. Doch in der Anwendung auf mich stand er im größten Irrthum, wie die Folge nur allzu schnell zeigte. —

Von Tag zu Tag gingen neue Mittheilungen ein, Aufschlüsse, Warnungen, Fingerzeige; die badischen Beamten entwickelten die größte Thätigkeit. Polizei und Gericht setzten sich mit den ausländischen Behörden in Verbindung. Berstett schrieb an die fremden Minister, erklärte seine tapfere Gesinnung, er wolle die Rotte der Meuchelmörder ausspüren und vernichten, müßte er auch selber darüber das Opfer ihrer Dolche werden. Daß meine Meldung die früheste war, die man in Berlin empfing, war nicht zu verwundern, da ich eine Stafette gesandt hatte, die den langsamen Posten voreilte. Aber wunderbar genug kam auch nach Wien die erste Nachricht durch mich, nämlich

durch meinen Brief an Tettenborn, der sie dem Fürsten Metternich sogleich mittheilte, durch welchen sie an den Kaiser gelangte. Der Eindruck in Wien war nicht so erschütternd und gewaltsam, wie in den Rheingegenden; man sah die Sache aus der Ferne, man war gegen das deutsche Studentenwesen abgesperrt, man fühlte sich nicht unmittelbar bedroht. In den ersten Tagen empfing Gentz einen Drohbrief, ihm sei dasselbe Loos zugedacht, das den Verräther Kotzebue getroffen, der Mordstahl sei gegen ihn schon gezückt; aber Gentz war diesmal klüger als furchtsam, erkannte die Mystifikation, und entdeckte als ihren Urheber den Major d'Aspre, der sich gemüßigt gefunden, das jammervolle Ereigniß gleich zu einem schlechten Scherze zu mißbrauchen. Metternich und Gentz wußten indeß recht gut, was die Sache für eine Bedeutung habe, welch ein Zeichen sie sei, und was daraus in Deutschland gemacht werden könne. In Berlin war der Schrecken allgemeiner und heftiger. Hier wußte man sich auf unsichrem, unterhöhltem Boden, überall sah man altdeutsche Tracht, die Turner und Burschenschafter waren im ganzen Land ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte sie mächtig und furchtbar; was hinderte, fragten die Aengstlichen, daß plötzlich hundert Mörder aufgeboten würden, sobald die geheimen Obern den Befehl gäben? Die ganze Jugend sei fanatisirt, und unter dem Schein der Frömmigkeit und Tugend zu den schrecklichsten Thaten leicht aufzureizen. Die Größe der Furcht weckte hier den Muth ihr zu begegnen. Der Staatskanzler theilte zwar diese Stimmung und Besorgniß nicht, er lächelte nur, als man auch ihn als bedroht angab; allein er mußte es geschehen lassen, daß die obern

und untern Staatsbehörden im Sinne jener Voraussetzungen alle Kräfte anstrengten, um staatsgefährliche Dinge zu entdecken, zu bestrafen. Der Minister von Schuckmann und der Geheimrath von Kamptz fanden hier ein reiches Feld ihrer beflissenen Thätigkeit, sie traten in ernste Gemeinschaft mit Herrn von Berstett, der aber nicht sehr zufrieden war, preußischerseits nicht von höheren Personen angesprochen zu werden, er meinte, nicht nur der Graf von Bernstorff, sondern auch der Staatskanzler, ja der König selbst könnten ihm schreiben, da er doch für sie freiwillig durch seinen Eifer in die größten Gefahren gehe. —

Die Frage, ob Sand bei seinem Verbrechen Mitschuldige habe, mußte sich gleich zuerst aufdrängen. Das zweite bei ihm gefundene Papier, besonders die Worte „nach Beschluß der Universität * * *", deutete klar auf solche hin; Berstett machte dies auf das heftigste geltend, und versicherte, das Gegentheil sei ganz undenkbar, ja, in Ermanglung andrer Mitschuldigen dürfte man diejenigen dafür halten, welche sie läugneten. Mit diesem Machtspruch war indeß nichts entschieden. Herr von Reden öffnete die Schätze seiner geschichtlichen Gelehrsamkeit, und eine lange Reihe politischer Mörder wurde uns vorgeführt, und bei jedem einzelnen erwogen, ob er für sich allein gehandelt, oder Genossen gehabt. Da fand sich denn, daß Genossen der That öfters vorkamen, Genossen der Berathung und des Entschlusses aber selten, und immer etwas zweifelhaft. Die römischen Jünglinge, mit welchen als seinen Mitverschwornen der ergriffne Mucius Scävola dem Könige Porsenna drohte, wurden für ein erdichtetes Schreckbild erklärt, das den König einschüchtern sollte.

Harmodios und Aristogeiton, Charlotte Corday, Stapß hatten keine Mitschuldige, von Chatel, Ravaillac, Damiens waren sie nicht erwiesen. Ich glaubte schon aus psychologischen Gründen nicht an Mitschuldige, weil eine solche That nur aus einem gewaltsam in sich selber zusammengedrängten Gemüth hervorgehen könne, jede Mittheilung des Vorhabens eine Oeffnung sei, durch welche die zur Ausführung nöthige Kraft geschwächt werde, ja gewissermaßen eine Aufforderung, dem Vorhaben entgegen zu treten, dasselbe zu hindern. Ich widersprach daher der Voraussetzung Berstett's, und legte überhaupt auf jenes Papier Sand's kein großes Gewicht, da eine bestimmte Universität nicht einmal genannt war, eine Verdächtigung Jenas oder Erlangens nicht beabsichtigt sein konnte, die ganze Angabe daher nur den Zweck zu haben schien, den Furchtsamen noch größere Furcht zu machen. Diese Auslegung wurde mir sehr übel genommen, und von manchen Seiten als das Zeichen einer schwachen politischen Gesinnung angesehen. —

Inzwischen trafen über Sand, seine Verhältnisse und sein Benehmen, täglich neue Nachrichten ein. Von seinem früheren Leben verlautete nur Vortheilhaftes; den Eltern war er ein guter Sohn gewesen, den Geschwistern ein liebevoller Bruder; sein edler und feuriger Geist hatte mit Eifer und Fleiß den Studien der Theologie obgelegen, dann in baierischen Kriegsdiensten die Waffen gegen Napoleon ergriffen; die Liebe zum deutschen Vaterlande war in ihm leidenschaftlich angeregt, wie in allen Studirenden, besonders in den Bessern, die sich mit ihm zur sogenannten Burschenschaft, einer Verbrüderung, welche bald die meisten deutschen Universitäten umfaßte, vereinigt hatten.

Er war fleißig, sittenrein, für alles Hohe begeistert, zur Frömmigkeit gestimmt ohne Andächtelei, überhaupt nicht schwärmerischer, als andre Jünglinge, die mit ihm gleiche Bahn gingen. Seinem eifrigen Wollen aber fehlte die Stütze eines starken Verstandes, eines großen, freien Sinnes, sein Denken war schwach und dürftig, sein Gesichtskreis beschränkt; für seinen unruhigen Trieb zum Handeln und Wirken fand er in sich kein hervorstechendes Talent, das den sprudelnden Kräften zum glücklichen Ausweg gedient hätte. Solch Gemisch von weichen Gefühlen und hohlen Vorstellungen, von überspannten Ansprüchen und Urtheilslosigkeit, konnte nur zu Verwirrungen und Widerwärtigkeiten führen; daß es zum Verbrechen führte, war die Folge zufälliger Einflüsse, die sich in dem verwahrlosten Gemüth zu Einem starren Gedanken festsetzten. Dieser Gedanke war, Kotzebue sei der Verderber des deutschen Volkes und Kotzebue müsse getödtet werden. Warum er grade diesen wählte, der nur in äußerst untergeordneter Stellung wirkte, dessen Wirken nur in niedrem Kreise blieb, an dessen Tode dem Vaterland auch nicht das Geringste gelegen war? In ihm war kein Tyrann Hipparchos zu tödten, kein Blutmensch Marat; für seine litterarischen und politischen Sünden Rache zu nehmen, konnte der Kritik und Geschichte ruhig überlassen werden. Aber Sand, so wird richtig geantwortet, hatte keinen andern Gegenstand, nur dieser fiel in den beschränkten Kreis seiner Umschau.

Ein weitläufiges Schreiben, das er vor der Abreise von Jena dort zurückgelassen, giebt seine Stimmungen und Antriebe am besten in seinem eignen Ausdruck zu erkennen, daher lassen wir dasselbe hier in seiner ganzen

Ausdehnung folgen. Der Brief ist überschrieben: „An alle die Meinigen", und lautet wie folgt: „Treue, ewig theure Seelen! Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und schwankte, Euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und schneller vorübergehn; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. — Also heraus aus der umschlossenen bangen Brust; hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann. Euch bringt dies Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück! Gesagt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unsers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies ist unstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; dies für uns der entehrendste Schimpf, wenn all' das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuthe wieder erschlafen; wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsere Enkel werden diese Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unsers deutschen Lebens wurde in den letzten zwanzig Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813, mit gottgetrostem Muthe begonnen, das väterliche Haus ist vom Grund aus erschüt-

tert; vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und schön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsere Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menschlichen im deutschen Volke. Warum beugen sich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieser Argen? soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? — Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungeahndet, bis aufs völlige Verderben unsers Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprechwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und stehet dennoch, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz seiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in seinen halbrussischen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen; denn diese russischen Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen; soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein; — so muß er nieder! — Ich spreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erstehen soll, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit und Begeisterung des deutschen Volks erwächst uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt

wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht, und für die deutschen Güter, mit Hintansetzung alles Lieben, nur den Tod liebt. Wer soll auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehn? In Angst und bittern Thränen oftmals zum Höchsten gewandt, warte ich schon seit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all meines Gebetes Keiner, und es hat auch jeder so gut wie ich das Recht, auf einen andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer, und erbärmlicher, und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen, und in Rußland seine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht Jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was fürs theuere Vaterland geschaffen werden soll? — Also nur muthig daran! auf ihn will ich gottgetrosten Muthes losgehen, (erschrecket nicht), ihn den Schänder und Verführer unsers Volkes, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden, und uns in die Hände der arglistigsten Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne den falschen feigen Schurken, ist dies für mich, wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein strenges Muß geworden. — Möchte ich durch diese Volksrache alle

Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, von woher Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch verrissenen und entwürdigten Staatenbund aus der nahen Gefahr zu erretten; möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten; — Schriften und Reden wirken nicht — nur die That kann einen; — möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns aufgeregt ist, unterhalten, mehren helfen — so wären — alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deßhalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen bisherigen schönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde. So lebet wohl, Ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und Euere Erwartungen, wie meine Wünsche, sind wohl getäuscht, doch mag dies Eine — Vorbereitung sein und trösten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangten, was sich bei mir zum unverbrüchlichen Grundsatz eingelebt hat. Ihr werdet bei Euch sprechen: «Hat Er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freudigkeit in der Menschengesellschaft kennen gelernt, und schien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben?» Ja dies war, dies that ich. Unter Euerem Schutze, durch Euere unzähligen Opfer sind mir

Land und Leben so innig lieb geworden. Ihr ließet mich in die Wissenschaft einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens hinaus zu ranken zum Ewigen, und durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wissens zu überschauen, und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um fürs Leben selbst geschickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menschen in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dies Leben bestehen, und bei allenfallsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber sollte mich dieses Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Euere unsägliche Liebe nicht grade anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unser Aller Streben? So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken, und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben; — und ich wollte nicht sterben?! Und wir, denen die Rettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten

nichts dafür thun? — Ob ich Euere Liebe verkenne? Oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubet's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht grade jene Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, sie Euch zu beweisen? Mutter, du wirst sagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich in tausend Sorgen und stetem Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von dir entfernt, und du kennest solche Reden nicht, edle Frau. Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn jetzt Keiner hervortreten wollte für die deutsche Sache, so würdest du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch, ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen, mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan sein. Meine Bestimmung ist diesemnach gegeben. Ob ich noch fünfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in diesen letzten Jahren. Dies ist unsere Bestimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böse ankämpfen, und dagegen den Vater mit unserm ganzen Leben preisen. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden; o!

daß uns in allem Maaße sein Friede werde! Verlassen auf dem einsamen Wege, den ich wandeln soll, habe ich keine andere Aussicht, als auf ihn, den gnädigen Vater; in ihm fasse ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That männlich zu vollführen. Seinem Schutze, seiner Tröstung, empfehle ich Euch; möge er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebt den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht so sehr auf meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht, und nicht untergehn kann. Dann aber stehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führet Eure Kleinen, denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unsere gewaltigen Berge, und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar im Mittel Deutschlands der Menschheit sich weihen und gelübden. Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüstige Schaar im deutschen Volke, die deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menschheit, dein Abbild auf Erden zu fördern, muthig entschlossen ist. Das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte, drück dir den Speer ins treue Herz hinein — der deutschen Freiheit eine Gasse! — Jena, Anfangs März 1819. Euer in Liebe Euch ewig verbundener Sohn und Bruder und Freund Karl Ludwig Sand."

Außer diesem Briefe, der sich abquält, ein wahnsinniges Unternehmen in ein dürftiges Pathos zu kleiden, hatte Sand noch einige andere geschrieben, die sich in seinem Schreibtische zu Jena fanden, und nach seiner That abgeschickt werden sollten. Einer derselben trug die Ueber-

schrift: „Der deutschen Burschenschaft in Jena", und lautete folgendermaßen: „Da es unsrer vielgeliebten Burschenschaft leicht mißliche Händel verursachen könnte, da ich wohl auch wissen kann, daß Mehrere unter uns Anstoß an mir nehmen möchten, wenn ich fürs Vaterland auf dem Rabensteine sterben sollte; so möchte ich ihrem allenfallsigen Antrage zuvorkommen, und begehre, noch vor meinem Abgang, aus der Burschenschaft entlassen zu werden. Besoldete Spürhunde unter uns dahier, die unsre geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen ist, nach Weimar, Wien, Petersburg, und wer weiß wohin noch, berichten, mögen auch dieses sogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den Wenigen unter uns seiner Art will ich also nichts zu thun haben, ich möchte sie aufspüren und öffentlich anklagen können; aber um so mehr stehe ich in der innigsten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben deutschen Vaterland. Jena, Anfangs März 1819. Karl Sand, vom Fichtelberg." — Ein anderer war an seine persönlichen Freunde gerichtet, und hieß: „Meinen Freunden deutschen Sinnes in Jena, zu übergeben durch Ferdinand Asmis. Freunde! Der größte Jammer auf dieser Erde ist unstreitig der, wenn das Heiligste, für welches sich Tausende geopfert haben, gemein zu werden und zu ersterben droht. Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhn, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn empfangen wird. Es ist mir dieses Werk unter allen das Schwerste; seit ich also die

Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben könnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel ins ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segensreich werden. Falle ich, so ist mein letzter Wille zu Euch, daß man bei alle dergleichen Fällen für die Zukunft diejenigen, die die Gaben der Geistesklarheit, der Rede, der handfesten Verwaltung besitzen; diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinsame Sache bereit sein zu können schon bewiesen, die etwa auch schon Ansehen beim Volke erlangt haben, daß man diese dann, so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt stelle, auf daß, wenn das Land frei werden sollte, es nicht an den Bildern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zustand geschaffen werde, daß die deutsche Welt nicht in Halbheit verknöchere. Kann ich durchkommen, so weiß ich schon wo ich hinfliehn werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können. Gott sei mit Euch! Jena, am Ende März 1819. Euer deutscher Bruder Karl Ludwig Sand, vom Fichtelberg."

Man erkennt hier den ganzen Menschen, den Unzusammenhang seines Wesens, die Schwäche und Verwirrung seines Denkens, die Anmaßung eines persönlichen Rächerberufs, und den Bestandtheil von Verrücktheit, der in den meisten Fällen solchen Handlungen beigemischt ist, auch wenn Absicht und Mittel überlegter als hier erscheinen.

Aus diesen Briefen ergab sich zur Genüge, daß die Freunde und Genossen, die erst durch jene Blätter seine

That erfahren sollten, nicht als Vorherwisser derselben anzusehen waren. Merkwürdig dünkten die Worte, wo er von Durchkommen und einer Zuflucht spricht; er hatte wohl, das sah man, die Möglichkeit sich zu retten bedacht, aber im entscheidenden Augenblicke doch nicht zu fliehen versucht, und auch ergab keine Inzicht, daß er wirklich einen vorausbestimmten Ort im Sinne gehabt. Auch hierin war er wirren Vorstellungen gefolgt, und hatte seine Einbildungen für Wahrheit ausgegeben. Was aber am meisten auffiel, und ihm und seiner That einen großen Theil des Heldenschimmers, in welchem die Menge sie sehen wollte, zu rauben drohte, war der Umstand, daß Sand jene Briefe, welche sein Vorhaben deutlich aussprachen, offen in seinem unverschlossenen Schreibtisch zurückgelassen hatte, in seiner Studentenwohnung, die täglich von seinen Wirthsleuten und seinen Freunden betreten werden konnte; wurden aber die Briefe gefunden und gelesen, bevor ihr Inhalt ausgeführt war, so wurde die Ausführung unmöglich, denn Freund wie Feind hätte dann alles aufgeboten um die That zu hindern. Gleichwohl ließ Sand diese Papiere vierzehn Tage lang der Gefahr zufälliger, ja sogar wahrscheinlicher Entdeckung ausgesetzt, denn vierzehn Tage brachte er auf der Reise von Jena nach Mannheim zu, nicht aufgehalten durch äußere Schwierigkeiten und Geldmangel, wie man anfangs geglaubt, sondern durch eigenwilliges Zögern und Verweilen, ohne daß ein für seinen Zweck triftiger Grund dazu vorhanden war. Es schien hiernach sein Entschluß öfters gewankt und bedenklichen Zweifeln Raum gegeben zu haben, man mußte glauben, er habe sein Vorhaben dem Geschick in den Schoß werfen, und ihm weite Ge-

legenheit öffnen wollen, den Todesstreich zurückzuhalten, unmöglich zu machen. Dem Psychologen dünkte es kein Widerspruch, neben dem unläugbaren Muthe der dazu gehört, den Mordstahl in fremde und eigne Brust zu stoßen, auch Angst und Verzagtheit in derselben Seele als wirksam anzunehmen, wie denn gar oft die kühnsten Verbrechen nicht aus Stärke, sondern aus Schwäche hervorgehen. —

Auch die Nachrichten aus Mannheim erweckten keine für Sand günstigen Eindrücke, wiewohl die dortigen Einwohner fortfuhren ihre schwärmerische Theilnahme für ihn zu bezeigen, ihn als einen Heldenjüngling zu preisen, als einen Märtyrer der Sache des Vaterlandes. Seine Wunden waren nicht tödtlich, aber man glaubte, daß das Wundfieber, welches heftig ausbrach, ihn fortraffen würde. Doch seine Wunden heilten, und das Fieber hörte bald auf, er litt nur noch an den Folgen eines Schnittes, den der Wundarzt hatte machen müssen, um dem in die Brusthöhle geflossenen Blut einen Ausgang zu schaffen. Seine That gestand er frei und offen, und rühmte sich derselben. Nur den Versuch, sich selber zu tödten, verwarf er als eine Feigheit, gelobte feierlich, ihn nicht zu erneuern, und folgte pünktlich allen Vorschriften, welche auf seine Erhaltung und Genesung abzweckten. Daß er in der ersten Nacht den Wunsch geäußert, sein Wärter möchte die Geige oder Guitarre spielen, und daß er sich aus der deutschen Geschichte von Kohlrausch die Beschreibung der Schlacht von Sempach vorlesen ließ, gab den Gemüthszustand zu erkennen, der das Bedürfniß fühlte, sich in seiner Aufregung zu bestärken, und dabei die Ansprüche der Eitelkeit nicht vergaß. Diese letztere zeigte sich in

ihm überhaupt sehr groß, es war ihm alles daran gelegen, vor der Welt in vortheilhaftem Lichte zu erscheinen, und daß er während der langen Untersuchung niemals Reue bekannte, daß er hartnäckig dabei beharrte, in seinem Rechte gewesen zu sein und dem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben, ist wesentlich aus dieser weltlichen Rücksicht zu erklären, die ihn mühsam in seiner gewählten Unglücksrolle zusammenhielt, und sein Gewissen zum Schweigen brachte.

In späterer Zeit war sein Benehmen ruhig und mild, sein gesittetes, feines Wesen erwarb ihm die Theilnahme und Zuneigung der Personen, die mit ihm verkehrten. Aber neben diesem anständigen äußern Verhalten zeigte sich das Unstäte seines Willens und Urtheils in der Verworrenheit seiner Aussagen, in denen er oft genug nicht klar sein konnte, oft aber auch nicht wollte; er sagte mehrmals gradezu die Unwahrheit, ohne dazu gedrängt zu sein, gestand dies nachher selber mit Reue, die ihn doch nicht gegen die Wiederholung schützte.

Herr von Struve kam von Mannheim zurück, wohin er sich begeben hatte, um russischerseits die amtlichen Papiere Kotzebue's in Verwahrung zu nehmen, und auch über manche Umstände, die theils die Familie des Ermordeten, theils den Mörder betrafen, nähere Kenntniß einzuziehen. Er theilte mir allerlei von dem dort Eingesammelten mit, was jedoch nicht immer probehaltig war, und er nahm es fast übel, daß ich ein Gedicht, welches sich von Kotzebue's Hand geschrieben vorgefunden, nicht als dessen Werk anerkennen wollte; es ergab sich später, daß die Verse ich glaube von Pfeffel waren, und damit mußte freilich ein ganzer Bau von Rührung, den man

hatte auf jenem Grund errichten wollen, plötzlich zusammenstürzen. Trotz alles Eifers für Kotzebue den russischen Staatsdiener hatte doch Struve sich der in Mannheim herrschenden Theilnahme für Sand nicht ganz erwehren können, und es wurde von manchen Seiten übel vermerkt, daß er so vieles von ihm erzählte, was nur günstigen Eindruck für ihn zu machen geeignet war. So brachte er auch die Ueberzeugung mit, daß Sand ohne Mitschuldige sei, worüber ihn Berstett so zurechtwies, daß er diese Meinung aufzugeben für rathsam erachtete. —

Es war festgesetzt worden, — wie man versicherte, auf dringende Mahnung von Berlin her, — daß die Untersuchung gegen Sand fernerhin mit unverbrüchlichem Geheimniß geführt werden sollte, damit kein Ergebniß derselben früher bekannt würde, als bis die Behörde davon den erschöpfendsten Gebrauch gemacht hätte. Diese Vorschrift, in allen derartigen Fällen üblich, war diesmal nachdrücklichst verschärft worden. Ich selbst mußte bald bemerken, daß mir, ungeachtet meiner Amtseigenschaft und des bestimmten Großherzoglichen Befehls, der fernere Verlauf der Sachen nicht mehr so rückhaltslos mitgetheilt wurde, wie im Anfang, daß Berstett mich nur das wissen ließ, was ihm grade gut dünkte; ja er gab mir nicht ohne Selbstbefriedigung zu verstehen, er sei jetzt mit den preußischen Ministern, meinen Vorgesetzten, unmittelbar in so vertraulicher Verbindung, daß es meiner Hülfe dabei nicht mehr bedürfe. Hiegegen hatte ich nicht das Geringste einzuwenden, mir war überhaupt die ganze Sache höchst widrig, und ich wünschte gar nicht mit ihr besonders mich zu beschäftigen. Die nah bevorstehende

Eröffnung der ersten badischen Ständeversammlung, die man jetzt am wenigsten länger aufschieben wollte, war mir weit wichtiger und angenehmer. Indeß was das Geheimniß betraf, so wurde das sehr schlecht gehalten, und wer etwas genauer wissen wollte, fand leicht die Mittel es zu erfahren, ja sogar Personen, die dergleichen zu wissen gar nicht begehrten, sahen sich unvermuthet von Einzelheiten unterrichtet, die zu verschweigen sie nicht nöthig glaubten. So wußte zum Beispiel Ludwig Robert, der abwechselnd in Karlsruhe und in Mannheim lebte, stets das Neueste und Wichtigste des Gerichtsverfahrens, und pflegte Herrn von Cotta in Stuttgart davon zu benachrichtigen. —

Wie sehr man auch nach Mitschuldigen forschte, es wollte nicht gelingen deren aufzufinden. In allen Theilen Deutschlands waren Verhaftungen vorgenommen, strenge Verhöre gehalten worden, die Universitäten, ihre Landsmannschaften und Burschenschaften, bestanden die peinlichsten Quälereien, ungeheure Massen von Briefen und andern Papieren, zum Theil der edelsten und besten Männer der Nation, hatte die Polizei gegriffen und durchwühlt, aus den unschuldigsten, oft gröblich mißverstandenen Aeußerungen schwere Staatsverbrechen herausgekünstelt, — man fand manches den Regierungen Unangenehme, ihre Gebrechen Enthüllende, ihre Rache Herausfordernde, aber nicht was man suchte, keinen Mitschuldigen Sand's. Niemand war ungehaltener darüber, als Herr von Berstett. Es sollten und mußten Mitschuldige gefunden, wenigstens vorausgesetzt werden, sonst war die Sache nur eine gewöhnliche Gerichts- und keine Staatsangelegenheit, daher ganz unergiebig. Er ging

so weit zu behaupten, hier sei einer der Fälle, wo es erlaubt sein sollte, die Tortur anzuwenden, um den Verbrecher zum Geständniß zu bringen, der jetzt nur des Verhörrichters spotte; die Sicherheit aller Fürsten und Staatsmänner, ja des Gemeinwesens im weitesten Sinne, sei ein so hochwichtiger Gegenstand, daß er eine Abweichung von dem gewöhnlichen Rechtswege wohl rechtfertigen dürfte. Die wenige Zustimmung, welche solche Aeußerungen fanden, der Abscheu, den sie auch bei solchen Personen erweckten, zu deren Vortheil sie gesprochen schienen, ließ sie glücklicherweise ohne Folge bleiben. Aber noch ein andrer Umstand stellte Herrn von Berstett in ein ungünstiges Licht. Bisher war gesagt worden, man habe bei Sand ein zweites Papier gefunden, das die Worte enthalten: „Todesurtheil an dem Verräther August von Kotzebue vollzogen nach dem Beschluß der Universität * * *." Ich hatte dies in meinem Bericht mitangezeigt, als eine mir durch Herrn von Berstett gemachte zuverlässige Angabe. Von diesem Papier hatte ich freilich nicht, wie von dem größern sogenannten Manifest, die Urschrift gesehen, sondern nur eine Abschrift, an deren Aechtheit ich nicht zweifeln durfte. Jetzt aber, in der gerichtlichen Verhandlung, kam jenes Papier nicht mehr vor, die Urschrift war nicht zu den Akten gekommen, aber auch die Abschrift fand sich nicht mehr, und Berstett selbst wollte sich der Sache nicht mehr genau erinnern können. Doch beruhte sie ganz und gar auf seiner Mittheilung. Es entstand daher der Verdacht, jenes Blatt sei eine bloße Erdichtung, hervorgerufen durch das Vorurtheil, es müsse Mitschuldige geben, und durch den Eifer, die Untersuchung gleich hierauf hinzudrängen. Der

weimarischen Regierung, welche durch diese Angabe zunächst die Universität Jena bloßgestellt sah, und zu deren Vertretung und Rechtfertigung eigens den Geheimen Rath von Conta nach Karlsruhe sandte, war das Fehlen jenes Papiers von besondrer Wichtigkeit und im Vortheil Jena's wurde die Sache durch die Zeitungen lebhaft besprochen, ohne jedoch zum letzten Aufschlusse zu gelangen.

Sonderbar, während die große Mehrheit des Volkes, welche für Sand schwärmte, und seine That billigte, wenigstens sie bewunderte, sich des Schreckens der von ihr ausging, laut freute, während diese große Mehrheit überzeugt war, daß er nur aus eignem Antrieb und ohne Mitwissenschaft Andrer gehandelt, wollten die Vornehmen, welche die That verabscheuten und vor ihr erzitterten, sie durchaus als das Werk einer großen, gegen sie Alle gerichteten Verschwörung sehen, die Furcht vergrößerte ihnen ins Ungeheure, was als vereinzelte Erscheinung aufzufassen ihnen Trost und Beruhigung hätte sein müssen! Aber davon wollten sie nichts hören; die Stärke und der Umfang des Verbrechens sollten auch die Stärke und den Umfang der Strafen und Vorkehrungen bestimmen, durch welche sie gesichert zu werden hofften, die Schlauern dachten nebenher noch manchen politischen Vortheil in ihrem Sinn über den Zeitgeist und seine Freiheitsbestrebungen daraus zu gewinnen. Von dieser Furcht angesteckt war auch der Großherzog, und wurde von allen Seiten täglich in dem Glauben bestärkt, daß auch sein Leben in Gefahr schwebe. Eines Tages, da ich ihm ein Schreiben zu übergeben hatte, fand ich ihn in trauriger, gedrückter Stimmung, und nachdem er mir Vor-

würfe gemacht, daß er mich so wenig sähe, gerade in dieser Zeit, wo man seiner Freunde so sehr bedürfe, bekannte er mir, daß er sich sehr unglücklich fühle. „Hätte der Kotzebue, sagte er, doch wo anders gewohnt, als im Badischen! Der Mörder wird durch unsre Gerichte zum Tod verurtheilt, darüber ist gar kein Zweifel, und ich, ich soll dann das Urtheil bestätigen, oder den Thäter begnadigen, beides ist mir entsetzlich. Begnadigen, das geht nicht, und hinrichten lassen, — nicht wahr, lieber Varnhagen, wenn ich das thue, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß auch mir so ein Studentle nächstens Blut läßt?" Der klägliche Ton, in welchem er dies sprach, rührte mich zum tiefsten Mitleid. Ich bot alles auf, ihn zu überzeugen, daß er persönlich nichts zu fürchten habe, daß er von seinen Unterthanen geliebt sei, daß sie nur Gutes von ihm erwarteten, daß man in ganz Deutschland den Fürsten preise, der eine der freisinnigsten Verfassungen wirklich ins Leben führe. Er sah mich mit zweifelhaften Blicken an, doch als ich fortfuhr, ihm die Gründe zu entwickeln, aus denen Sand's Verbrechen als ein vereinzeltes anzusehen sei, das keine Mitschuldigen habe, da wurden seine Blicke mißtrauisch, und er konnte die Wandlung, die in seinem Innern vorging, nicht verbergen. Der Verdacht, ich wolle ihn nur bethören und sicher machen, stieg in ihm auf; wer weiß welche Keime dazu bereits in sein Gemüth von übelwollenden Händen gelegt waren! Er verwies mir, daß ich anders über diese Sache dächte, als die Behörden in Berlin, dort sei man von dem Dasein einer weitgreifenden Verschwörung überzeugt, und er habe schon Beweise derselben in Händen, er werde sich nicht einschläfern und über die Gefahr

täuschen lassen. Ich sah nun, wie es stand; die Furcht konnte ihre eigne Verneinung nicht ertragen! Dieser Fürst war kürzlich, in späten Jahren und wider sein Erwarten, auf den Thron gekommen, er hatte bis dahin die Wirklichkeit klar geschaut, jetzt aber war er schon ganz dem Schicksal verfallen, alles in trübem gefälschten Licht und statt der Wahrheit nur Blendwerk zu sehn! —

Die vorgefaßte Meinung bekam neue Nahrung durch ein zweites Ereigniß, welches als solches fast noch mehr in Schrecken setzte, als das erste. Von Sand's That gestachelt hatte ein Apothekerlehrling Löning in Schwalbach sich den nassauischen Präsidenten von Ibell zum Opfer gewählt, ihn mit dem Dolch angefallen und verwundet, aber nicht gefährlich, war darauf entwaffnet und in Gewahrsam gebracht worden, und hier, indem er sich die Adern mit Glasscherben zerschnitten, schnell an Verblutung gestorben. Der erste Eindruck war furchtbar; wenn Sand Nachahmer fand, so waren dafür keine Gränzen zu bestimmen, hundert Jünglinge konnten solchem Wahnsinn folgen, kluge Bösewichter sie benutzen, und Deutschland von einem Vehmgericht heimgesucht werden, vor dem jeder Redliche schaudern mußte. Doch dieser Eindruck ging schnell vorüber, der Ausgang des zweiten Falles war das Gegentheil des ersten, der Angegriffene war gerettet, der Angreifer sein eignes Opfer, und in größter Eile war alles vorübergegangen und abgethan. Dazu kam, daß der Name Ibell nur in kleinem Kreise und auch hier nicht als solcher bekannt war, der allgemeinen Haß verdient hätte; die Wahl erschien als eine noch größere Verirrung, als die Kotzebue's; an dem Thäter selbst haftete keine Theilnahme, und ohne diese

verlor die That ihre Bedeutung. Die anfangs aufs höchste gesteigerte Furcht sank wieder auf ihr früheres Maß herab, und der ganze Vorgang wurde als ein zufälliges Zwischenereigniß bald vergessen. —

Auch die Sand'sche Sache trat einigermaßen zurück, indem andre politische Gegenstände sich auf die Bühne drängten, und die öffentliche Aufmerksamkeit stark ansprachen. Von Zeit zu Zeit las man in den Tagesblättern unverbürgte Nachrichten von Sand's Befinden, es hieß, er zehre ab, und man könne nächstens seinen Tod erwarten. Die gute Meinung für ihn erhielt sich, und es fehlte nicht an Bewundrern. „Seine Gemüthsverfassung, hieß es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ist ungestört ruhig und heiter, seine Aeußerung von Anfang bis zu Ende sich immer gleich geblieben; man hat seine Ueberzeugung nicht erschüttern, seine Seele zu keiner Reue bewegen können, und doch ist er, wie auch die bekannt gewordenen Briefe beweisen, den Eindrücken der Religion äußerst hingegeben. Wie die Sachen einmal stehen, ist sein baldiger Tod zu wünschen. Sein Verbrechen kann in der menschlichen Gesellschaft nicht vergeben werden, und doch ist dasselbe mit so außerordentlichen Verhältnissen verstrickt, daß der gewöhnliche Gesichtspunkt eines Verbrechens wieder nicht genügen kann. Die That, der Mensch, und die Fügung, sind in diesem Ereigniß wesentlich verschieden. Der Mensch erweckt die wehmüthigste Theilnahme; seine Freunde, seine Landsleute, ja das gesammte Vaterland verlieren viel an ihm, wie alle Zeugnisse, seine eignen Schriften, und selbst seine schauderhafte Verirrung beweisen; wahrlich zu den gemeinen, gewöhnlichen Menschen ist diese Seele nicht zu rechnen!

Daß er nur aus sich selber gehandelt, ohne fremden Anreiz, ohne Mitwirken Anderer, ist jetzt außer Zweifel; die weitverbreitete, sorgfältige Untersuchung hat keine Spur eines Komplotts geliefert, und die begierigen Erwartungen französischer und deutscher Ultras in aller Blöße stehen lassen.“ Besondere Vorliebe für Sand zeigten auch noch immer die Engländer, welche den Rhein bereisten und Baden besuchten; manche vornehme Engländerin erklärte ihn für ihren Helden, vielleicht im Vorgefühl der Wirkung, die ein solcher in ihrem Gesellschaftssaal machen würde! —

Sand starb jedoch nicht, sondern siechte halbgenesen weiter, indem auch das Gericht die eigentlich längst erschöpfte Untersuchung fortsetzte. Ich kümmerte mich wenig mehr um die Sache, besonders da auch bald meine Abberufung von Karlsruhe erfolgte, und mich aus allem Zusammenhang mit der badischen Regierung setzte. Wer das Genauere des Prozesses wissen will, möge Häring's Aufsatz lesen; die dortigen Angaben sind freilich sehr geeignet, die bewundernde Theilnahme in ein schmerzliches Mitleid herabzustimmen. Wie Görres noch im Herbst des Jahres 1819 die Sachen ansah, möge der Merkwürdigkeit wegen hier angeführt werden. Er spricht von dem Argwohn, der auf Kotzebue's russischer Sendung ruhte, und fährt dann fort: „Nur allzu-sehr wurde dieser Verdacht bestärkt, als Kotzebue, mißbrauchend seinen Auftrag rechtliche Männer hämisch verläumdete, und als die Bosheit sich entdeckt, die Ahndung des Gesetzes nicht gegen den Verläumder sich richtete, sondern was kaum zu glauben, gegen die Verläumdeten, weil sie das Werk der Finsterniß ans Tageslicht gezogen. Noch schärfer wurde

die erzürnte Spannung, als die an sich nicht übel gemeinte, später mit schamloser Frechheit als offiziell erklärte Schrift Stourdza's in einer Weise von den Deutschen und ihren Institutionen sprach, die kein Volk von einem Fremden sich bieten lassen darf. Der allgemeine Unwillen über diese Schrift und mehr noch der sichtbare Eindruck, den sie in den höheren Regionen gemacht; die Entrüstung, dasselbe Ausland, dem die Meinung die Vernichtung so mancher Erwartungen längst zuzuschreiben sich gewöhnt, nun auch auf eine so empörende Weise die Schwäche mißbrauchend, ins Innere eingreifen zu sehen, mußten besonders bei der Jugend, deren Freiheiten, den letzten ärmlichen Rest eines früheren bessern Zustandes, man so freventlich anzutasten gewagt, tiefen Eindruck machen. Unter so viel raschen jungen Leuten, deren ganzes Herz und alles Sinnen und Trachten dem öffentlichen Leben sich zugewendet, mußte beinahe unausbleiblich ein Funken dieser so unvorsichtig angeschürten Feuersbrunst zündend in das Reich dunkler Gewalten, die des Menschen Brust umschließt, herniederfahren, und die Schlafenden aus ihrer Ruhe wecken, daß der höher und höher sich hebende täglich gereizte Grimm endlich übertrat. In Sand mußte der Durchbruch des Damms zuerst geschehen, und das Verderben mußte natürlich den am ersten treffen, der seither am geschäftigsten ihn zu unterwühlen bemüht gewesen. Der Jüngling nahm es über sich, sich selbst den Vollmachtsbrief zur That zu schreiben, und sie mit eigner Hand auszuführen; und weil sein Maß gefüllt war bis zum Rande, und bereit es über sein Haupt auszugießen, wurde der, den er gesucht, in seine Hand gegeben; er selbst aber gab der erzürnten Nemesis das eigne Leben

zur Sühne hin, nach alter Lehre, die Blut um Blut gebietet. Wie ein Blitz schlug die That ins Volk; seit den Jahren der Erhebung war nichts mehr geschehen, was es ergriffen hätte; was lange unverständlich nach Verständigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige That war wieder der Punkt geworden, in dem Aller Gedanken sich versammelten; und die Meinung war schnell über das Ereigniß einverstanden; Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, worunter Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menschlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes hergeworfen, und erneuerte lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, waren die Resultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgt. Die Meinung hatte ein großes Stufenjahr zurückgelegt, ein tiefer Ernst war über die Zeit gekommen, die seither mehr spielend mit den Ereignissen sich abgegeben.“ Später sagt er: „Daß die That nicht christlich gewesen, darüber sind sicher Alle mit Steffens einverstanden, aber Gott weckt bisweilen eine heidnische Tugend, um jene christliche Heuchelei zu strafen, die während sie mit Leichtsinn ungerechte Kriege beschließt, worin Hunderttausende von Menschen fallen, nur dann des Christenthums gedenken will, wann die Flamme, der sie von Ferne mit Vergnügen zugesehen, endlich das eigene Dach ergreift.“

In ähnlichem Pathos, nur noch entschiedener zu Gunsten Sand's, sprach sich der Prediger und Professor de Wette in einem Trostschreiben an Sand's Mutter aus, dessen unvorsichtige Verbreitung ihm den plötzlichen Verlust seines Lehramtes an der Universität Berlin und langwierige Verfolgung zuzog, bis er endlich eine neue

Stellung in Basel fand. Auch gegen Sand erschienen mehrere Schriften, von Beckedorff, Steffens, Fouqué und Andern, aber diese, indem sie ihn streng verurtheilten, stellten dabei solche Ansichten auf, die der Volkssinn verwarf, und daher machten sie geringen Eindruck.

Um nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen zu müssen, will ich der Zeit vorgreifen, und gleich hier anschließen, was ich noch über Sand mitzutheilen habe. Der Prozeß dauerte noch fort, als ich Karlsruhe im Herbst 1819 verließ, und eine Menge von Untersuchungen und Verfolgungen waren aus ihm hervorgegangen, ohne daß er selber wäre dadurch gefördert worden. Seltsame Gerüchte gingen im Schwange; es hieß, man wolle abwarten, daß Sand an seiner Krankheit sterbe, um der Verlegenheit überhoben zu sein ihn zum Tode zu verurtheilen und hinzurichten; eine andere Meinung war, man werde ihn entschlüpfen lassen. Allein es ist bemerkenswerth, daß bei aller laut für ihn ausgesprochenen Theilnahme kein Versuch durch Gewalt oder List ihn zu befreien sich gezeigt hat; seine Freunde und Bewunderer, und auch er selbst, Augenblicke der Schwäche ausgenommen, in denen die Liebe zum Leben vorherrschte, schienen einverstanden, daß der Tod für ihn wünschenswerth und der richtige Abschluß seiner That sei. Nach langem Zögern, und nach wiederholter Anmahnung von Wien und Berlin, erfolgte erst im folgenden Jahre, den 5. Mai 1820, das gerichtliche Erkenntniß, das ihn zum Tode verurtheilte. Der Großherzog zauderte noch eine Weile mit seiner Bestätigung, gab diese doch endlich am 17. Mai, und am 20. Mai hatte die Hinrichtung Statt.

Ueber diese, welche in damaligen Blättern vielfach beschrieben worden, mögen aus einem Briefe Ludwig Robert's hier einige Nachrichten folgen, die jedenfalls das Verdienst haben, unmittelbare und durch keinerlei Befangenheit getrübte Zeugnisse zu sein. Er schrieb aus Mannheim an mich unter dem 22. Mai 1820:

„Vorgestern früh halb 6 Uhr fand hier die Hinrichtung Sand's Statt. — Was ich Ihnen darüber schreibe, ist so authentisch, daß Sie es in meinem Namen erzählen können. — Als man ihm das Urtheil ankündigte, vernahm er es freudig. Als man ihn fragte, ob er auch im Stande wäre, den Kopf gerade zu halten und überhaupt genugsam gesund, stand er von seinem Lager auf, ging im Zimmer auf und ab und hielt den Kopf in der Höhe. — Unter mehreren Dingen, die er bei dieser Gerichts-Scene zu Protokoll diktirte, war auch: — daß es seine Eltern lieber sehen müßten, daß er auf dem Schaffotte, als an einer Brustseuche stürbe. — Von nun an durfte in den letzten drei Tagen jederman zu ihm, den er annahm. — Der Regimentsarzt Bloch, der bei ihm war, erzählte mir, daß er ihn im Gespräch mit einem Geistlichen gefunden hätte, worin ganz abstrakt über religiöse und philosophische Gegenstände gesprochen wurde; er war fünf Viertelstunden da, und wußte mir doch nicht viel zu erzählen; außer Sand's Aeußerung, daß Körperschmerz kein und nur Seelenschmerz Schmerz wäre. Alle, die ihn schon früher und dann später sahen, stimmen darin überein, daß er nach empfangenem Todesurtheil heiterer und auch körperlich gesünder war. Das hektische Fieber sank fast auf Null und er aß mit Appetit, con amore, wie sich ein gebildeter Augenzeuge ausdrückte;

selbst um 3 Uhr Morgens (am letzten) seine Mehlsuppe. Aus des Obristlieutenants Holzing's Munde weiß ich folgendes Gespräch: Holzing. Kennen Sie mich denn? Sand. O ja, Sie waren bei meiner Arretirung, trugen aber damals Uniform. Werden Sie auch übermorgen 2c.? Holzing. O ja! Ich werde sogar den Zug kommandiren, der Ihren Wagen eskortiren wird. Sand. Ich danke Ihnen — Was ist der Tod? Lassen Sie uns einmal ein ruhiges Wort darüber sprechen: Sie haben ihm gewiß schon oft entgegengestanden; ich sehe es an Ihren Dekorationen, Sie sind ihm nahe gewesen. Nun da konnten Sie sterben, da werden Sie vielleicht wieder sterben für eines Andern, für eine Ihnen ganz fremde Idee. Ich sterbe für meine Idee, für das was ich für recht und gut halte. Holzing. Das sind Kantische Floskeln, und Sie hätten bei Zeiten besser gethan, Wasser unter Ihren Wein zu schütten. «Als ich ihm dies sagte, fuhr Holzing im Erzählen fort, schwieg er und die Thränen kamen ihm in die Augen.» — Den Tag vor seiner Hinrichtung ließ sich Sand den Scharfrichter kommen und unterhielt sich anderthalb Stunden lang mit ihm. Es ist bei der Verschwiegenheit des Mannes nicht viel davon ins Publikum gekommen, und die einzelnen Worte, die man gehört hat, sind nicht besonders merkwürdig. Merkwürdiger ist die Verwandlung des kolossalen Mannes, der, seines Amtes gewöhnt, plötzlich weich und unsicher ward; indem, wie er sagte, statt zuzureden und zu trösten, er getröstet und zugesprochen wurde. — Daß die städtische Behörde besorgt und vorsichtig war, ist ihr nicht zu verdenken; vielleicht hat auch der General von Neuenstein

(der von Seiten des Großherzogs zur Ankündigung des Urtheils an die verwittwete Frau Großherzogin Stephanie gesendet war, welche gleich die Stadt verließ und noch nicht wieder zurück ist) die gemessenen Befehle dazu mitgebracht. Die ganze Garnison rückte aus. Auf allen Plätzen der Stadt standen schon um 3 Uhr Morgens und blieben dort stehn Massen Fußvolk und Reiterei, Patrouillen in die Straßen und bis zum Heidelberger Thor hinaussendend: denn dicht vor diesem, auf dem immensen Platz, die Kuhweide genannt, war das einfache, nur manneshohe Schaffot errichtet. Dort standen, ich glaube, zwei Bataillone. Im Zeughause waren die Kanonen bereit; jeder Mann hatte zehn Patronen und sein Gewehr geladen. Den Wirthen war anbefohlen, jedes verfängliche Wort der Polizei anzuzeigen. — Die Chaise, worin Sand und der Zuchtmeister (den Sand, weil er von ihm in seiner Krankheit gepflegt wurde, liebgewonnen und sich erbeten hatte) saßen, wurde von einer Schwadron Reiterei vorausreitend und nachfolgend begleitet. Als der Wagen den Hof des Gefängnisses verließ, ward von den dort versammelten Weibern ein lautes Heulen und Schluchzen vernommen. Sand halb liegend (wegen seiner Brust), halb sitzend im Wagen, grüßte freundlich rechts und links die versammelte und weinende Menge. — Es ist nur eine Stimme über sein heiteres, fast verklärtes Ansehen. „Ich ging nur meinem Buben zu liebe hinaus, sagte ein gebildeter Beamte, und war ängstlich und nahm mir vor ihn gar nicht anzusehen, aber als ich nur die Chaise von weitem und seine große Ruhe sah, ward ich plötzlich so ruhig, daß ich selbst der Hinrichtung hätte mit beiwohnen können.“ Gegen seinen

Muth im Tode ist gar nichts zu sagen, sagen die Offiziere. Und als mein Aufwärter, ein Soldat, von der Expedition zurückkam, sprach er: „Ach, es war doch gar ein zu schöner Mensch und ist so schön gestorben; ich hätte laut heulen mögen.“ Die Begleitung eines Geistlichen hatte sich Sand verbeten; aber nicht aus Mangel an Religion, — so wollte er, daß man dem Volke sagen solle, — sondern aus Achtung vor dem Stand, der nicht dahin gehöre, wo Blut fließe. Er stieg also, von seinem Wärter und noch einem Knecht gestützt, auf das Gerüst. Hier stand er nun allein, sah sich nach allen Seiten um, dann hob er die Hand in die Höhe, warf ein weißes Tuch kraftvoll zu Boden, hob dann die Hand zum Schwur in die Höhe, sprach darauf einige Worte leise zum Nachrichter, der sich verneigend ihm nahte und setzte sich dann. „Bindet mich nicht zu fest, es schmerzt mich beim Athemholen, — Ich sterbe in der Gnade meines Gottes, — Die Binde tiefer, ich sehe noch“ — waren seine letzten Worte. Hierin stimmen alle Berichte überein. Nicht darüber, was er bei obigen Gestikulationen gesprochen habe. Glaubwürdige Zeugen behaupten: Nichts, nicht Ein Wort; andre eben so glaubwürdige; er hätte gesagt: „Ich sterbe für Deutschlands Freiheit, ich schwöre es.“ Andre behaupten gehört zu haben: „Hier unten ist keine Gnade; mit meinen Feinden sterbe ich versöhnt, meine Freunde lehre ich zu sterben.“ — Kurz hierüber sind selbst die Augenzeugen nicht einig, oder wollen auch wohl nicht einig sein. — Die Menge hat sich nach dem Ausspruch Aller, ruhig, still, und — wie nie bei solcher Gelegenheit — anständig betragen. Es waren weniger Menschen versammelt, als man vermuthet hatte; auf Einen

Mann konnte man drei Frauen rechnen; genug, aber nicht allzuviel Studenten waren zugegen und nicht die kleinste Unordnung ist vorgefallen. Wohl aber wurden der Stuhl, worauf Sand saß, Haar von ihm, blutige Splitter des Gerüstes, sogleich mit Begierde und Andrang gekauft. Alles war gerührt, erhoben und durch seinen Tod versöhnt. Das Mitleid scheint ansteckend in der Luft gewaltet zu haben; denn obgleich ich keinen Schritt aus meinem Hause that, obgleich ich mit aller Kraft meiner Phantasie mich in die Lage des Großherzogs versetzt hatte, und mir sagen mußte, daß ich an seiner Stelle den Sand nicht begnadigt haben würde, so habe ich doch die ganze Nacht nur zwei Stunden geschlafen, und am Morgen, wider Willen, lang und heftig weinen müssen. Und dasselbe ist Leuten begegnet, die sonst nicht leicht weinen, z. B. eben dem Zuchtmeister, der von der Expedition mit verschwollenen rothgeweinten Augen zurückkehrte. — Nur zwei Menschen habe ich sagen hören, daß seine Fassung erzwungen und sein Benehmen theatralisch gewesen wäre. Ich lasse dahingestellt sein, ob diese beiden Einzigen richtig gesehen haben; aber daß es ihm um ein kraftvolles öffentliches Sterben zu thun war, beweisen folgende Worte von ihm, die authentisch wahr sind. Erstlich: „Wenn mich nur in der ungewohnten Frühkälte beim Herausführen kein Nervenschlag trifft!" und zweitens: „Sollte mein Körper vor Schwäche zittern, so ist es nur der Körper; mein Geist weiß von keiner Furcht." Der Körper wurde in einen Sarg gelegt in derselben Chaise zurückgeführt und Nachts still begraben. Jedermann ging wieder an sein gewohntes Geschäft. — Lobenswerth ist die Milde und der Anstand, mit welchen

Sand von der Regierung behandelt wurde und die er selbst laut anerkannte. — Er ist gepflegt worden, wie ein Kind im Hause der Eltern. Kein Kutscher wollte ihn hinausfahren, da kaufte die Regierung eigens eine Chaise zu diesem Behuf und ein Bauer fuhr ihn u. s. w. — Das ist alles, was ich zu sagen weiß, aber dieses wenige ist der strengsten Wahrheit gemäß und kein zweifelhaftes und verfälschtes Gerücht habe ich aufgeschrieben.“ —

Ich sprach meinerseits den ganzen Eindruck der so furchtbaren als jammervollen Geschichte, auf welche die Karlsbader Beschlüsse und vieles andre Unheil folgte, in nachstehenden Worten aus:

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat alles hier sich gestaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Ich kehre zu dem Zeitpunkte zurück, über den ich, um diese traurige Geschichte zum Ende zu führen, so weit hinausgegangen bin. Der erste Schrecken, den die grause Mordthat verbreitete, war sinnverwirrend, eine Bestürzung, wie ich eine ähnliche nur im Jahr 1848 zu Berlin erlebt, als der König von dem Volksaufstande besiegt schien, die Truppen entfernte, und die Farben der Barrikadenfahnen zu den seinigen machte. Doch als das Besinnen allmählig zurückkehrte, war es begleitet von den Gefühlen des Hasses, der Rache, von dem Eifer, alles niederzutreten, was mit solcher That im entferntesten zusammenhing, und wie Sand um der Freiheit zu

dienen nicht gescheut hatte Blut zu vergießen, so wollte man auch kein Blut schonen, um in den alten Vorrechten fortan sicher festzusitzen, und sie möglichst zu mehren. Jetzt war von keinem Fortschreiten mehr die Rede, von keiner Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeist, von keinen Gewährungen der Volkswünsche, im Gegentheil verhärtete man sich im rohen Streben die Willkürgewalt zu behaupten, die Freiheitsregungen zu unterdrücken, das Heraufbilden des Volkes zur Selbstständigkeit auf alle Weise zu verhindern. Die That Sand's wurde für Deutschland ein Wendepunkt in der Entwicklung seiner innern Verhältnisse zwischen Regierung und Volk, oder sollte es wenigstens werden, gemäß dem Wollen und Trachten derjenigen hochgestellten sowohl Fürsten als Minister, die mit überwiegendem Ansehn die Staatssachen leiteten.

Mit welch andern Augen sah man jetzt am Hofe die Verfassung an! Wie beklagte man, sich solch unbequeme und gefahrvolle Last aufgebürdet zu sehen, wie beschuldigte man die unnöthige Freisinnigkeit, welche von Nebenius unter Reizenstein's und Tettenborn's Aufsicht und Billigung hineingearbeitet worden; man klagte diese Männer der strafbarsten Uebereilung an. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, selbst für die erste Kammer durch die Verfassung bestimmt, die Preßfreiheit, das Recht der Steuerbewilligung, die Ausdehnung des Stimm- und Wahlrechts, das doch noch lange nicht das geforderte allgemeine war, alles dies erschien wie frevelhaftes Uebermaß, das man trachten müsse möglichst auf ein geringeres zurückzubringen. Vor kurzem noch hatte man damit geprahlt, und sich vom Auslande dafür recht loben lassen, daß die badische Verfassung unter allen deutschen die

freisinnigste sei, daß sie namentlich der baierischen weit voranginge; jetzt rühmte man die hemmenden Beschränkungen, welche auf der letztern lasteten, pries den segensvollen Zustand einer ungehinderten Obergewalt, die zuletzt doch nothwendig als eine landesväterliche gerechte und milde zu denken sei; wie noch kurz vorher in Baiern, in Würtemberg und in Baden selbst gewirthschaftet worden, schien man vergessen zu haben, wie noch jetzt Willkür und Unordnung im benachbarten Hessen-Darmstadt waltete, wollte man nicht sehen. Der Ausdruck konstitutionell war diesen Leuten ein Gräuel, und gleichbedeutend mit jakobinisch und revolutionair. Genug, das große Streben, das seit 1789 über alle Länder sich entzündet hat, bald in dem einen bald in dem andern zu hellen Flammen ausbrach, immer wieder gedämpft, aber niemals vollständig überwunden worden, hingegen auch bis heute noch nicht vollständig gesiegt hat, das Streben zur Freiheit und Selbstständigkeit gegen rohe Gewalt und frechen Stolz, wurde jetzt offen zu heißen Kämpfen herausgefordert, durch die Angriffe der durch Sand's That aufgeschreckten Machthaber, Staatspfründner und Dunkelmänner, und Baden wurde eines der Schlachtfelder, auf denen die Kämpfer einander begegneten.

Zwar so weit ging das Selbstvertrauen und der Muth der Hof- und Adelspartei keineswegs, daß sie für möglich gehalten hätte, alles was ihr entgegenstand ohne weiters abzuschaffen, die Verfassung abzuschaffen und nichts oder auch ein schwächeres Gebild an deren Stelle zu setzen, eine solche Verwegenheit hatte sich in keinen dieser Köpfe verirrt; die ungeduldigsten und störrigsten derselben sahen ein, daß alle Fürsten- und Adelsmacht

hiezu für jetzt nicht ausreiche, daß man nicht schlechthin umkehren könne, sondern in der Bahn, in die man unglücklicherweise eingegangen, sich fortbewegen müsse, jedoch durch Klugheit und Einverständniß manchen Vortheil gewinnen und in Zukunft völlig siegen könne. Die größte Hoffnung setzte man hiebei auf die Einwirkung der großen Mächte, die ihr Versprechen volksvertretender Verfassungen noch nicht erfüllt hatten, und jetzt weniger als je geneigt schienen solches zu erfüllen. Die Ermordung Kotzebue's gab den dringenden Anlaß, daß alle deutschen Regierungen sich unter einander und besonders mit Oesterreich und Preußen in thätige Verbindung setzten, und lebhaft über die Tagesfragen beriethen, über die schon vielfach angegriffenen Universitäten, die Presse, die Vereine, die Gränzen ständischer Berechtigung. Hieraus entstand namentlich für Baden die treulose Zweizüngigkeit, daß man auf der einen Seite die Verfassung öffentlich beschwor, ihre Freiheiten verbürgte und die zugestandenen Volksrechte walten ließ, auf der andern Seite dagegen heimlich über deren Unterdrückung oder Beschränkung mit den gleichgesinnten Regierungen sich verständigte. Der Großherzog wurde hiezu fortgerissen, indem er sich auf Berstett, dessen auswärtiges Ansehen er mit Verwunderung steigen sah, in diesen Sachen ganz verließ, mir aber aus den Verhandlungen, die später zum Kongreß von Karlsbad führten, ein Geheimniß machte, wie denn auch das preußische Kabinet, vielleicht schon damals gegen mich durch hämische Einflüsterungen gewarnt, mir nichts hierüber mittheilte. In andern Beziehungen fuhr er fort, mir das größte Wohlwollen zu bezeigen, und als Erwiederung seines Vertrauens das meinige heftig zu verlangen, er wollte

daß ich über alle Sachen und Personen ganz rückhaltlos mit ihm spräche. Auch fragte er mit gütiger Theilnahme stets nach Tettenborn, was er für Wünsche habe, ob er nicht zur Eröffnung der Stände kommen werde, und es schien, als ob es ihm nicht unlieb sei, in ihm einen Ersatzmann für Berstett immer bereit zu haben, falls dieser sich für allzuwichtig oder gar unentbehrlich halten möchte.

Das Geschrei gegen die Universitäten, schon durch Stourdza's anmaßliche Unbesonnenheit erweckt, hatte sich durch den Schrecken über Kotzebue's Ermordung bis zur Wuth gesteigert. Weil ein Student diese That verübt, weil er der Burschenschaft angehört und sein letzter Aufenthalt Jena gewesen, so sollte das Universitätswesen die Wurzel jenes Verbrechens und alles verwandten Unheils sein. An allen Höfen, in allen vornehmen Kreisen, in allen höchsten Staatsbehörden hallte durch ganz Deutschland diese Anschuldigung nach, wurde mit Heftigkeit die Ausrottung des Uebels gefordert. Oesterreich, das längst keine Lehrfreiheit mehr geduldet, das mit Neid und Sorge die im übrigen Deutschland noch waltende Freiheit der Wissenschaft und ihrer Jünger gesehen, wies auf seine geknechteten hohen Schulen als auf die Muster hin, die jetzt überall nachgeahmt werden sollten. In Preußen rief eine dunkle, am Hof und in der Regierung gefährlich wachsende Parthei heftig nach Maßregeln der Gewalt gegen alle Geistesfreiheit und hoffte ihre verhaßtesten Gegner, denen sie sonst nicht beikommen konnte, in der Erniedrigung der Universitäten mitzuerniedrigen. Die größte Unvernunft, ja der baare Unsinn wurde laut, alles wurde

aufgeboten, die Mächtigen zu schrecken, und zu den strengsten Maßnahmen zu bewegen. Die Universitätslehrer, die Gelehrten überhaupt, die Bekenner freier Wissenschaft erhoben vergebens ihre muthigen Stimmen, sie verhallten in dem tollen Lärm der begünstigten Fanatiker. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wo blinde Leidenschaft sich der Gunst von oben zu erfreuen hat, fehlte es auch diesmal unter den Gelehrten selbst nicht an niedrigen Seelen, welche dem Feinde sich mit ihrer Kenntniß und ihrem Ansehn dienstbar zur Verfügung stellten. Schon war die Frage über die Universitäten mit ungewöhnlicher Raschheit dem Bundestag überwiesen, und man sah dessen feindlichster Entscheidung entgegen. Da erschien Hemmung, Hülfe gegen dieses drohende Vorschreiten von einer Seite, woher man sie nicht mehr erwartete, aus der Mitte der Fürsten selbst! Der treffliche Großherzog von Weimar, dem freilich vor allen andern der Schutz freier Wissenschaft und Bildung ziemte, und der zunächst seine Landesuniversität zu vertheidigen hatte, widersprach kühn den Verläumdungen und gehässigen Anklagen, an deren Wahrheit zu zweifeln schon ein Verbrechen schien. Der sachsenweimarische Gesandte reichte der Bundesversammlung einen Vortrag ein, der muthig und geistvoll die Sache der Universitäten und der studirenden Jugend wider die vornehmen rohen Gegner vertheidigte. „Eingedenk dessen — hieß es darin — was von deutschen Universitäten geleistet, und in seinen Erfolgen und Gründen längst anerkannt von Deutschen (Schleiermacher, Steffens, Wachler) wie von Nichtdeutschen (Cuvier, Villers) gepriesen worden, werden Seine Königliche Hoheit nie stimmen für Einrichtungen, welche das innere Wesen derselben nothwendig

zerstören, sie durch Aufhebung der akademischen Freiheit zu bloßen gelehrten Schulen, Gymnasien u. s. w. umformen! Auch Freiheit der Meinungen und der Lehre muß der Universität verbleiben; im Kampfe der Meinungen soll hier das Wahre gefunden, gegen das Einseitige, gegen das Vertrauen auf Autoritäten, soll hier der Schüler bewahrt, zur Selbstständigkeit soll er erhoben werden." Gegen die Verdächtigung, daß die Studenten im Allgemeinen und insbesondre die Burschenschaft staatsgefährliche Absichten hegten, wurde gesagt: „Beklagen muß man den bösen Willen oder die Unvorsichtigkeit derer, welche eben solche Absichten den Studenten zuerst angedichtet, welche deßhalb mit großer Wichtigkeit gegen sie gesprochen, und vielleicht dadurch den Keim des Uebels unter sie gebracht haben." Den größten Beifall erhielt die bedeutende Stelle, welche den bittern Vorwurf aussprach: „Als die studirende Jugend im Jahr 1813 auf Deutschlands Hochschulen aufstand, als sie eilte theilzunehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes, da wurde sie mit offenen Armen empfangen, da wurde sie in Schaaren geordnet, da sah man in ihr keine Kinder, sondern werdende Männer. Als sie zurückkehrte aus dem Kampfe, als sie auf Zeichen männlicher Handlungen sich berufen durfte, da konnte ihr nicht sofort das laute, sonst nur dem Manne geziemende Sprechen und Schreiben über die Güter untersagt werden, für welche sie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren, da konnte man nicht sofort diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edeln Begeisterung als Emanzipirte, als Wehrhafte gebraucht hatte." Durch

solches Wort, im Namen eines deutschen Fürsten in der Bundesversammlung ausgesprochen, waren die Gegner einen Augenblick aufs Maul geschlagen; aber ihre tückischen Bemühungen setzten sie darum nicht weniger fort, und sollten in den größeren Regierungen bald eine Uebermacht gewinnen, der auch die Fürsten sich beugen mußten.

Die Wahlen für die Ständeversammlung waren inzwischen im ganzen Lande vollzogen worden. Bei der Neuheit und Eile der Sache hatten weder die Regierung noch irgend eine Gegnerschaft derselben die Zeit oder die Geschicklichkeit gehabt, einen berechneten Einfluß auf das Wahlgeschäft auszuüben, seinem natürlichen Verlauf überlassen, war dieses überall ohne Störung, ohne gereizte Leidenschaft oder ränkesüchtiges Treiben ruhig vorgegangen; eigentliche Partheien bestanden noch nicht, aber freilich war die Stimmung des ganzen Landes, wie sie im Zwiespalt bisheriger Regierungsweise und gereifter Volkseinsicht so still als fest sich gebildet hatte, eine hochfreisinnige. Die Wähler, durch fremde Einmischung nicht gestört, zu keinen falschen Richtungen verleitet, hatten mit sichrem Takt so gewählt, daß nur in wenigen Fällen später bemerkt werden konnte, man habe sich über Gesinnung oder Fähigkeit der Gewählten geirrt; für die zweite Kammer, welche im Gegensatze der ersten die demokratische sein mußte, waren ohne Vorurtheil auch Adliche und besonders viele Staatsbeamte gewählt worden, deren Denkart und Karakter man durch ihren Stand und ihr Amtsverhältniß nicht gefährdet wußte. Dabei waren die freien Eigenthümer und Gewerbsleute doch an Zahl überwiegend, insonderheit hatten die Bauern ihre angesehensten Vögte gewählt, so daß im Ganzen jede Klasse

sich in angemessener Weise vertreten fand. Neben einigen bekannten Namen, unter denen der Liebenstein's, für die zweite Kammer gewählt, und der Rotteck's, für die erste, glänzend vorstrahlten, hörten wir die meisten zum erstenmal und auch die Regierung schien wenig von den Männern zu wissen, die ihr jetzt wichtig werden sollten. Das Volk aber kannte die Seinen sehr gut, und hing an ihnen mit größter Liebe. Vielen Abgeordneten, besonders denen aus Lahr, wurden auf ihrer Durchreise nach Karlsruhe unterwegs die größten Ehren zu Theil, man empfing sie mit Geschützdonner, Triumpfbogen, Blumenstreuen, Bürgerwehr rückte in Waffen zu ihrer Begleitung aus. Die Höflinge und Aristokraten schüttelten die Köpfe; das sei doch zu viel, meinten sie; dergleichen komme nur dem Landesherrn zu! Auch den Ministern war bei solchen Dingen nicht wohl zu Muth, der Uebergang aus der unbeschränkten Regierung in die durch Verfassung und Gesetz bedingte, der Volksvertretung verantwortliche, war in den Sachen oft schwierig, für die persönliche Gewöhnung die unbequemste Neuerung. Einer sah mit Mißtrauen auf den andern, wie Schauspieler die sich in neuen Rollen zeigen sollen, und den eignen Erfolg durch das Mißlingen der andern gern erhöht sehen. Berstett hoffte mit einigen vorbereiteten Reden sich leicht abzufinden, und im Uebrigen das den auswärtigen Angelegenheiten überall zugestandene Geheimniß zur Abwehr aller Zudringlichkeit vorzuschützen. Wie es den andern Ministern und Vertretern der Regierung ergehen werde, war ihm ganz gleichgültig. Mit höhnischem Lachen äußerte er gegen mich, als von den künftigen Debatten die Rede war: „Wie der Finanzminister Fischer mit seinem

Budget durchkommt, das ist seine Sorge, mich geht's nichts an, wenn er stecken bleibt!" Er gönnte dem bürgerlichen Minister eine Niederlage, die er für sich selber unmöglich glaubte.

Fischer wurde jedoch vom Großherzog noch vor Eröffnung der Kammern in den Freiherrnstand erhoben, was den Bürgerlichen theilweise gefiel, unter den Adlichen dagegen einige Verstimmung anregte. Berstett, der von der Welt nichts kannte und schätzte, als die vornehmen Kreise, die Wege zur Gunst und Macht, verband sich aufs engste mit den Edelleuten des Landes, deren Ansehn und Vorrechte er herzustellen versprach, und beklagte nur, daß die mediatisirten Standesherren sich zu hoch dünkten, um mit jenen und ihm in völlige Gemeinschaft zu treten; wenn es ihnen in Folge dessen schlecht ginge, so hätten sie niemandem als sich selber die Schuld beizumessen. An einem Adelsedikt, das der Verfassung erläuternd zur Seite stehen und sie bedingen sollte, wurde fleißig und heimlich gearbeitet, eine kleine Junkerparthei nahm das Geschäft ganz in ihre Hände, kein Staatsbeamter, der nicht durch Stand und Gesinnung ihr angehörte, durfte zugezogen werden. Die Freisinnigen achteten des Geredes wenig, das darüber umlief, und meinten, die Junker würden nichts Taugliches aufstellen.

Der baierische Gesandte Graf von Reigersberg war nach Karlsruhe zurückgekehrt, und knüpfte mit mir das freundschaftliche Verhältniß wieder an, welches durch meinen für Baden bezeigten Eifer etwas erkaltet war. Er machte mir von dem Entsetzen, dem Unbehagen und Widerwillen, mit denen die vornehme Welt in München durch die dortigen Ständeverhandlungen erfüllt worden, eine treu-

herzige Schilderung, und verhehlte nicht, daß alles Streben darauf gerichtet sei, ein so tolles Unwesen, das plötzlich in ihre Mitte geworfen worden, so schnell als möglich wieder los zu werden. Sein Bruder, der baierische Justizminister, war ganz freisinnig, und verlangte mit andern verfassungsmäßigen Anordnungen mündliche und öffentliche Rechtspflege. Allein der Gesandte wußte von solchen Dingen wenig, ihm galt nur, was er von allen Seiten gehört hatte. Durch seine Mittheilungen und sein äußeres Ansehn verstärkte er hier die Junkerpartei, die ihrem Wesen nach durch keine Landesgränzen beschränkt war, sondern überall mit ihresgleichen zusammenhing. Reigersberg theilte mir unbefangen mit, was er in dieser Beziehung erfuhr. Heftiger, aber durch das Uebermaß mehr lächerlich als wirksam, schalt der hannöversche Gesandte von Reden auf alles Verfassungswesen und auf alle Nichtachtung des Adels. Doch seine Gutmüthigkeit und freundliche Umgangsgewöhnung ließen diese schroffe Denkart im Handeln selten zur vollen Geltung kommen, und im Menschen, den er vor sich hatte, mit dem er verkehrte, vergaß er sogar den Liberalen, den Demokraten. Auch erlebte er in dieser Zeit ein schlagendes Beispiel, wie unsicher der Maßstab sei, der bei Anwendung solcher Namen zu gelten habe. Er selbst erzählte mir in lächelnder Vertraulichkeit, er habe nicht umhin gekonnt, gewisse Artikel aus London in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ihn als ministerfeindliche und freiheitssüchtige empört hätten, seinem erhabenen Vorgesetzten dem Grafen von Münster in London als solche zu bezeichnen, deren Verfasser man erforschen und dafür ansehen müsse. Was jedoch habe Graf Münster geantwortet? Der Verfasser

sei ihm wohlbekannt und oft in seinem Hause, nämlich der liebe und wackre deutsche Prediger bei der hannöverschen Gesandtschaft, und in jenen Artikeln sehe man auf englischem Standpunkt nichts Unerlaubtes oder Schlimmes! — Wir bedauerten sehr, den guten Reden so bald verlieren zu sollen, denn er hatte trotz seines Alters und ihm selbst unerwartet eine neue Bestimmung erhalten, nämlich als Gesandter nach Rom zu gehen, wohin er seine Abreise schon vorbereitete. Die gesellige Annehmlichkeit von Karlsruhe wurde durch das Weggehen dieser liebenswürdigen Familie aufs härteste getroffen. — General von Neuenstein kam aus Schweden zurück, und vertraute mir alles, was ihm von Anhängern des alten Herrscherhauses über die dortigen Verhältnisse war zugeflüstert worden; die Hoffnungen der Königin Friederike und ihres Sohnes des Prinzen Gustav schienen aber durch den guten Willen einiger ohnmächtigen Anhänger um nichts besser gestellt! —

Um die Mitte des Aprils sahen wir den russischen Gesandten von Anstett aus Frankfurt zum Besuch in Karlsruhe, wo besonders Berstett es an keiner Bemühung fehlen ließ, den Gast auszuzeichnen und zu vergnügen. Er glaubte die Anwesenheit des gefürchteten Staatsmannes benutzen zu können, um beim Großherzog einige Maßregeln durchzusetzen, welche diesem allzu gewagt schienen, Maßregeln der Art, wie sie später gegen die Presse, die Universitäten, die Volksfreiheit überhaupt, aus den Karlsbader Berathungen hervorgingen. Allein Anstett, den schon seine Wohlbeleibtheit als behaglichen Lebemann erkennen ließ, ging auf nichts weniger als auf Wagniß und Kampf aus, er liebte geringe Anstrengung und ruhigen

Genuß, er rieth auch hier zur Vorsicht und Mäßigung, und hielt für besser, mit vorhandenen Uebeln sich zu vertragen und einzurichten, als deren völlige Beseitigung durch gewaltsamen Angriff zu versuchen. In den Gesprächen, die ich mit ihm hatte, vernahm ich nichts, was neben seiner äußerlichen Stellung ihm einigen Anspruch auf die Ueberlegenheit hätte geben können, die man ihm beilegte, nichts als einige Gewandtheit im Gebrauche des kleinen Vorrathes der jedesmaligen Redensarten und Stichwörter, die in den Kreisen der Diplomaten und Hofleute für den Augenblick herrschen. Er behauptete steif und fest, es bestehe ein Komplott, aus dem Kotzebue's Ermordung ausgegangen, und das noch fortwirke, und man habe die Hauptfäden schon entdeckt. Seine Anwesenheit in Karlsruhe dauerte nur ein paar Tage, und außer daß er eine reiche Dose und einen Orden davontrug, war nichts von einem Erfolge derselben zu bemerken.

In außerordentlicher Sendung erschien der sachsen-weimarische Geheime Rath von Conta, nachdem er schon in Frankfurt und Stuttgart sich besondrer Aufträge entledigt hatte, auch in Karlsruhe. Die weimarischen Erklärungen am Bundestage hatten großes Aufsehn und manche Erbitterung erregt, man fragte in gewissen Kreisen, ob denn der Großherzog Karl August, nachdem er die deutschen Schöngeister beschützt, nun der Beschützer der Aufrührer und Meuchelmörder werden wolle? Die Mitschuldigen Sand's wären in Jena, man kenne sie, die Staatsbehörde müsse sie greifen und ausliefern, das deutsche Gemeinwohl fordere das, aber es geschehe nichts, und Sand werde hinsterben bevor ihm jene vor Augen

gestellt worden. Aber die weimarische Regierung hatte gewissenhaft ihre Pflicht gethan, die strengsten Untersuchungen geführt, und lieferte nun die bündigsten Beweise, daß Mitschuldige nicht zu ermitteln seien, und daß auch die Universität Jena nicht verantwortlich sein könne für die That eines Einzelnen, der zufällig dort, aber auch nicht dort allein sondern auch in Erlangen studirt habe. Die Mittheilungen, welche Conta hierüber vorlegte, waren überzeugend, aber den Furchtsamen und Fanatikern keineswegs erwünscht. Der Großherzog, der mich in diesen Tagen besuchte, war äußerst verwundert, mich der weimarischen Beurtheilung beistimmen zu hören, man hatte ihn versichert, ich sei ganz entgegengesetzter Meinung, und habe Conta'n deßhalb auch schlecht empfangen. Letzteres war nur insofern wahr, als derselbe sich kalt und fremd bei mir benommen hatte, vielleicht weil auch ihm schon jene falsche Angabe über mich gemacht worden war, vielleicht war ich ihm auch bloß als Preuße schon verdächtig! —

Mein Freund Justus von Gruner machte mir um diese Zeit eine verdrießliche Angelegenheit. Als Gesandter in der Schweiz konnte er die Gewohnheiten seines früher in Berlin und zuletzt in Paris geübten Polizeiberufs nicht los werden. Er hatte sich in die einstige Aufgabe, gegen die Franzosen und namentlich gegen die Bonapartisten polizeiliche Wirksamkeit aufzustellen, gleichsam verbissen, und er glaubte nur zu thun was seines Amtes sei, wenn er in der Schweiz die Gegner der Bourbons unter seine besondre Aufsicht nähme. Daß dabei auch Gegner Bonaparte's, die aber als Freiheitsfreunde den Bourbons nicht minder als dessen Anhänger verhaßt

waren, von Paris her mit demselben Namen Bonapartisten belegt und als solche verfolgt wurden, mochte er nicht genug unterscheiden, denn im Grunde des Herzens liebte er die Freiheit, obschon er sie den Franzosen nicht recht gönnte. Genug, er half die Schritte und Verbindungen der in der Schweiz zahlreichen französischen Flüchtlinge und Reisenden überwachen, spürte ihren Umtrieben eifrig nach, und theilte der Pariser geheimen Polizei seine Erforschungen mit. Er glaubte durch seine Späher vortrefflich bedient zu sein, und war es herzlich schlecht. Die Leute, welche sich zu solchem zweideutigem, lichtscheuen Geschäft hergeben, sind immer gewissenlos, und haben stets nur den Zweck sich wichtig zu machen und reichlich belohnt zu werden; sie betrügen ihre Brotgeber oft aus Dummheit, öfter noch aus Arglist, und schaden selbst wenn sie es treu meinen schon dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit auf Luftbilder leiten, während das Wirkliche unbeachtet bleibt. Gruner hatte durch einen seiner Kundschafter von einer geheimen Zusammenkunft erfahren, welche die verwittwete Großherzogin Stephanie in der Schweiz mit Eugen Beauharnais, der aus München dazu eingetroffen sei, gehabt haben sollte. Er schrieb mir darüber, und erwartete von mir nähere Angaben. Ich antwortete, daß an der ganzen Sache, soweit sie die Großherzogin betreffe, nicht das Geringste wahr sei; die Großherzogin habe Scheibenhard keinen Tag verlassen, das könne ich und Rahel und andre unbestechliche Personen bezeugen, die wir abwechselnd dort zum Besuch gewesen. Höchst betroffen über diese Verneinung, schrieb mir Gruner darauf die genauere Erzählung des Hergangs, mit Umständen, die schon an sich ziemlich fabelhaft klangen, ihm aber

glaubwürdig waren; er wollte das Verdienst, ein solches Geheimniß aufgespürt und die kleine Ueberhebung, in seinem Bereich entdeckt zu haben was ich eigentlich in meinem zuerst hätte entdecken sollen, nicht aufgeben, ja er war genöthigt dasselbe mit allen Kräften zu behaupten. Zum Unglück hatte er seinen vermeintlichen Fund bereits nach Berlin und Paris berichtet, und sich wegen seines Eifers schmeichelhaft beloben lassen. Ich würde der Sache nicht weiter gedacht haben, allein in seiner Empfindlichkeit darüber, daß ich ihm widersprochen, war er weiter gegangen und hatte das Ministerium in Berlin angeregt, von mir bestimmte Auskunft zu fordern, wobei die Andeutung einer mir vorzuwerfenden Versäumniß oder Nachlässigkeit zwischen den Zeilen zu lesen war. Da fand ich mich denn freilich gezwungen, zu meiner Rechtfertigung und sehr wider Willen zu seiner Beschämung unwiderleglich darzuthun, daß er durch falsche Angaben getäuscht worden und die ganze Nachricht in Betreff der Großherzogin Stephanie durchaus falsch sei. Ich konnte mich hiebei noch besonders auf das Zeugniß des regierenden Großherzogs und seiner Minister stützen, denen eine solche Abwesenheit nicht entgangen sein konnte, und denen im Fall sie stattgehabt hätte, gar nicht unlieb gewesen wäre, der Großherzogin daraus einen Fehl zu machen. Auch des französischen Gesandten in Karlsruhe, Grafen von Montlezun sorgfältige, mit persönlichen Reisen verbundene Nachforschungen führten auf keine Spur. Gleichwohl behielt man in Berlin große Lust, dem Gesandten, der einmal im Ruf eines gewandten Auskundschafters stand, mehr Glauben zu schenken als mir, bis zuletzt die Richtigkeit meiner Versicherung einleuchtete; ob auch Gruner'n selbst,

möcht' ich nicht behaupten! Die ganze Verhandlung verursachte mir viel unangenehme Schreiberei, und zog sich weit in den Sommer hinein; und nur um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen, habe ich hier alles bis zum Schlusse gleich zusammengefaßt.

Die Ständemitglieder waren schon seit einiger Zeit in Karlsruhe versammelt, und harrten der Eröffnung ihrer Berathungen. Der Großherzog hatte sein Staatsministerium neu geordnet, zum Präsidenten der ersten Kammer seinen Halbbruder den Markgrafen Wilhelm und als zweiten den Fürsten von Fürstenberg, den Freiherrn von Wessenberg als katholischen und den Kirchenrath Hebel als protestantischen Prälaten, dann einige seiner angesehensten Hof- und Staatsdiener, wie er verfassungsmäßig befugt war, zu Mitgliedern ernannt; gegen die letztern wäre manches einzuwenden gewesen, allein da sie der hier ersten Erforderniß entsprachen, das Vertrauen des Großherzogs zu haben, so wurde kein Tadel laut. Bekannt war auch, daß unter großen Schwierigkeiten und Mühen endlich ein weitläufiges Edikt über die standes- und grundherrlichen Rechtsverhältnisse ausgearbeitet worden, dessen näherer Inhalt aber noch ein Geheimniß blieb. Die stillen Vorberathungen der Mitglieder der zweiten Kammer hatten die beste Stimmung, die freundlichste Einigkeit und Mäßigung an den Tag gelegt; unter den Mitgliedern der ersten Kammer war einige Spaltung merkbar, doch weil hier nicht das Uebergewicht lag, so schien sie unerheblich.

Die Eröffnung der Ständeversammlung erfolgte nach allerlei Aufschub endlich am 22. April mit ernster Feierlichkeit. Beide Kammern waren in dem für die Sitzungen der zweiten eingerichteten Saal auf dem Schloß vereinigt. Der Großherzog fuhr unter Geschützesdonner und Glockengeläute vor, wurde im Saale mit begeistertem Hoch empfangen, bestieg den Thron, und hielt seine Rede, die er gut auswendig wußte und mit warmer Innigkeit und edler Würde vortrug. Sie machte den besten Eindruck sowohl auf die Abgeordneten, als auf das gemischte Publikum der dichtbesetzten Zuhörerbühnen. Man durfte von dem Fürsten, der so zu seinen Ständen in dem Tone der ehrlichsten Aufrichtigkeit sprach, die schönsten Hoffnungen fassen. Die Ständemitglieder leisteten hierauf den Verfassungseid, in welchem das Versprechen, nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Bestes, ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen, nach innerer Ueberzeugung zu berathen, dem Ganzen gleich im Beginn die volksthümliche Richtung vorschrieb, der doch nicht alle Gesinnungen entsprachen, doch auch die entschiedensten Aristokraten konnten den so gestellten Eid nicht verweigern. Nachdem noch Berstett eine Rede vorgetragen, deren Inhalt wenig Aufmerksamkeit erregte, doch in der guten Stimmung freundlich hingenommen wurde, trennte sich die Versammlung. Alle Ständemitglieder speisten Mittags beim Großherzog, und Abends war freies Schauspiel, wo ihnen Ehrenplätze vorbehalten waren. Die Abgeordneten und dann auch der Großherzog wurden von der gedrängten harrenden Menge mit dem feurigsten Zuruf begrüßt.

So weit war alles vortrefflich. Aber schon am nächsten

Morgen trat eine merkliche Verstimmung ein. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Kammern, an demselben Tage, fast in derselben Stunde, war das längst erwartete Adelsedikt erschienen und ausgetheilt worden, dessen weitläufigen Inhalt aber sogleich durchzulesen kaum jemand Muße fand. Der nächste Morgen gab diese, und man fand mit Erstaunen, daß durch ein solches Edikt, welches der Verfassung in wesentlichen Punkten widersprach, ohne den Beirath der Stände gegeben war, gleichsam als ob ihnen hierüber kein Recht zustände. Allerdings hatte Berstett gemeint, ihre Befugniß in diesem Fall zu umgehen, und that sich nicht wenig auf den Kunstgriff zu gut, das vom 16. April, also vor der Zusammenkunft der Stände datirte Edikt an diesem Tage einzuschwärzen, der die Regierung im höchsten Glanze der Volksbeglückung erscheinen ließ, und mit jubelndem Dank erfüllt war. Allein die List war zu jämmerlich um jemanden zu täuschen, und wurde im Gegentheil als Beleidigung empfunden. Zudem war der Inhalt des Ediktes so mißfällig, so voll arger Verstöße gegen die bis dahin geltenden Bestimmungen, und die Abfassung so plump und abgeschmackt, daß die schonendste Kritik dem Machwerke den Stab brechen mußte. Die Abgeordneten waren empört, daß man ihnen solche Stumpfheit zugetraut, sie würden dergleichen ruhig gelten lassen. Man hörte die entschlossensten, die schärfsten Aeußerungen, die ganze Stadt theilte den Unwillen, am Hofe selbst machte der Tadel solchen Eindruck, daß manche Stimmen ihn zu wiederholen wagten. Der Großherzog, betroffen und beunruhigt über ein so rasches Umschlagen, wollte seinen guten Namen nicht einbüßen, und hatte nichts eiliger zu thun, als zu erklären,

das Adelsedikt sei nicht von ihm ausgegangen, er habe vielen Punkten widersprochen, aber zuletzt in gutem Glauben dem Rathe seiner Minister nachgegeben. Er sagte hierin die Wahrheit, denn die Vorrechte, welche er, zum Theil doch auf seine Kosten, den Adlichen zugestehen oder erweitern sollte, waren keineswegs nach seinem Sinn, er hatte nur dem schroffen Andringen Berstett's, der die Sache als staatsklug und nothwendig vorstellte, sich gefügt. Auch der Minister von Fischer verläugnete jeden Antheil, und betheuerte widersprochen zu haben. Die Redlichkeit des Großherzogs wurde nicht bezweifelt, allein das Vertrauen in seine Selbstständigkeit begann zu wanken, und man fürchtete, der ersten sichtbaren Schwäche würden bald andre folgen.

Berstett war gleich am ersten Tage zu der Erkenntniß gelangt, daß er bei den Ständeverhandlungen nicht die Hauptperson sein und der Landtag sich von ihm nicht werde nach Belieben leiten lassen. Am zweiten Tage, durch die Wirkung seines Adelsedikts, war er den Ständen schon als entschiedener Feind gegenübergestellt. Das Fehlschlagen seiner Erwartungen war ihm ganz unbegreiflich, er sah nicht nur seinen Ehrgeiz und Stolz aufs tiefste gekränkt, sondern auch besondre Hoffnungen, die er schmeichlerisch genährt, so gut wie vernichtet; er hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, diese erste Ständeversammlung, müsse die unter seiner Ministerschaft für Baden erlangten großen Ergebnisse, die Sicherung des Landbestandes und der Erbfolge, das Verleihen der Verfassung und endlich die wirkliche Eröffnung der Stände, durch eine ihm zu gewährende Dotation belohnen. Zu diesem Zwecke war alles vorbereitet, der Großherzog nicht ungünstig gestimmt,

die Kollegen zur Mitwirkung bereit, der Antrag sollte durch einen Abgeordneten geschehen, die Bewilligung durch einstimmigen Zuruf erfolgen, es galt nur den richtigen Zeitpunkt auszuersehen und die beste Gelegenheit. Das alles war nun dahin, verscherzt durch ein falsches, verunglücktes Unternehmen. Von diesem Tage an war Berstett der entschiedenste Feind der Ständeversammlung, die er im Ganzen und Einzelnen auf alle Weise herabzusetzen, lächerlich und verächtlich zu machen, in jeder Beziehung zu verunglimpfen und zu verdächtigen strebte. Dies übte er besonders auch im diplomatischen Kreise, daheim und an fremden Höfen, und war dabei stets eines verstärkten Wiederhalles sicher, der ihm zurückkehrte, und den er dann aufs neue für seinen Zweck gebrauchte. Die Stimmung der Höfe, der Diplomaten, der vornehmen Adlichen war überall bereitwillig genug, es bedurfte keiner großen Mühe, ihre gemeinsame Feindseligkeit vorzugsweise hieher zu leiten, wo ihr freilich der aufreizendste Stoff reichlich geboten wurde. Unter solchem gleich anfänglich erweckten Haß, Unglimpf, Bitterkeit und Verläumdung mußten die badischen Stände heranwachsen, sich in ihren Beruf einarbeiten und ihr junges Leben durchbringen!

Die Abgeordneten ließen sich diese Feindseligkeit, die fürerst auch nicht offen hervortrat, sondern nur im Dunkeln thätig war, wenig anfechten, und gingen frisch an ihr Werk. Gleich der Entwurf einer Geschäftsordnung, den die Regierung den Kammern vorlegen ließ, und der in seinen meisten Bestimmungen zweckmäßig erschien, gab

einen sichern Leitfaden für den Gang der Verhandlungen, die durch Liebenstein durch eine Rede mit Kraft und Sachkenntniß eröffnet wurden; das feste Auftreten ohne Schwanken und Herumtappen gleich in die Mitte der Sachen, ließ erkennen, mit wem man es zu thun habe. Liebenstein galt für den Mirabeau der Versammlung, und in der That fehlte ihm nur ein größerer Schauplatz, um die Vergleichung zu rechtfertigen. Was er im Großen hätte leisten können, hat das Geschick ihm nur im Kleinen zu zeigen erlaubt, wie so manchem unsrer besten Deutschen. Der Mann verdient als eine der hervorragendsten Erscheinungen, eine etwas ausführliche Schilderung, die ich nicht besser geben kann, als daß ich eine gleich damals entworfene hier aufnehme.

„Liebenstein's Name war in und außer Baden rühmlichst bekannt, noch ehe die Ständeversammlung zusammentrat; die allgemeine Aufmerksamkeit und Erwartung hatte sich vorzüglich auf ihn gerichtet, als auf einen Mann, der alle Eigenschaften, um in solcher Versammlung hervorzuragen, in hohem Grade vereinigte. Die öffentliche Stimmung sprach sich in ganz Baden so laut für ihn aus, daß gleich zu Anfang der Wahlen versichert wurde, jeder Wahlbezirk im Lande würde ihn allererst als Abgeordneten für die zweite Kammer genannt haben, wenn nicht bekannt gewesen wäre, daß sein Geburtsort Emmendingen ihn zum Volksvertreter schon bestimmt ausersehen habe. Sein Beruf, wie er sich früher laut angekündigt, hat sich aufs beste bewährt; er war gleichsam die Seele einer Versammlung, die selber als eine der ausgezeichnetsten und würdigsten dasteht."

„Liebenstein ist im Jahre 1781 geboren, also gegen-

wärtig in der vollen Kraft des Lebensalters; von starkem Körper, kraftvollem Ausdruck, in welchem Rüstigkeit und Behagen verbunden sind; sein Blick ist frei und lebhaft, seine Haltung fest und sicher, die ganze Erscheinung unläugbar bedeutend. Sein Ansehen erinnert alsbald an einen Kriegsmann, wie ihn die Vorzüge dieses auf Muth und Persönlichkeit gegründeten Standes in höheren Befehlshaberstellen oft charakteristisch ausgebildet zeigen. Diese Vergleichung dürfte vielleicht tief in das Innere zu verfolgen sein; wir haben gehört, daß Liebenstein nur durch zufällige Umstände von der Laufbahn der Waffen, zu welcher die stärkste Neigung und die bedeutende Aufforderung des Generals Moreau ihn riefen, abgehalten worden; seine Schrift über stehende Heere zeigt, mit welchem Erfolg er diese Richtung wenigstens für die Betrachtung festgehalten, und sein Werk über den Feldzug von 1812 in Rußland, wie geistvoll und treffend seine Darstellung und sein Urtheil die höchsten Aufgaben des Faches zu behandeln weiß."

„Erhebung zu hohen Standpunkten und freie Umsicht in erweiterten Gesichtskreisen ist bei dieser Richtung natürlich; umfassende Geschichtsblicke über die Zeitereignisse, Ablehnung jeder Art von Vorurtheilen und Eingehen in die edelste und freisinnigste Bahn des Zeitgeistes, mußten in nothwendiger Entwickelung folgen. Liebenstein, obwohl Edelmann, Beamter und Einwohner eines mittlern deutschen Staates, hat durch keine dieser Schranken sich in der Freiheit der Ansicht und Bildung hemmen lassen, die ein freier Bürger und Staatsmann des umfassendsten Vaterlandes nur besitzen möchte. Gründliche wissenschaftliche Kenntnisse, auf entfernten Universitäten vervoll-

kommnet, haben der natürlichen Anlage und Neigung nur vermehrte Kraft und Festigkeit ertheilen können.“

„Diese Eigenschaften würden an und für sich ungemein schätzenswerth sein, aber damit sie recht in das Leben wirken, bedarf es einer seltenen Beikraft, die sie von dem Allgemeinen gehörig auf das Besondere zurückruft, eines ächten praktischen Sinnes und Talents, das jedem Gegebenen mit richtigem Maße sich anschließt, Begriffe und Leben im Gleichgewicht hält, und die Wirklichkeit durch höhere Gedanken stets beseelt, aber nie unter ihnen verliert. Dies praktische Talent hat Liebenstein in hohem Grade; der lebendige Sinn für das, was vor ihm liegt, das sichre Urtheil über die Behandlung, die das Vorliegende nach seinem Maße fordert, hat ihn nie verlassen, und wir könnten darüber weitere Beobachtungen mittheilen, wenn diese hier unserm Zweck entsprächen.“

„Mit hellem und klarem Verstande, leichter Vorstellungsgabe und scharfsinniger Fassungskraft ausgerüstet, mußte ein Karakter, der in sich selber befestigt und durch nichts irr zu machen ist, in der Ständeversammlung auf Personen und Sachen sehr bedeutenden Einfluß haben, gesucht oder ungesucht, gern oder ungern gewährt. Dieser Einfluß war ungemein gesteigert durch das Vertrauen und die Zuneigung, welche die Versammlung ihm eifrig entgegenbrachte. Ueber kleinliche Leidenschaft erhaben, ohne selbstsüchtigen Eifer, ruhig und gelassen die Dinge erwartend, suchte Liebenstein keinen künstlichen Anhang, bemühte sich um keine Gunst, mißgönnte keine von Andern erlangte Ehre und Erfolg, und ließ sich nur von dem höheren Ehrgeiz leiten, der in der Sache selbst und in deren Gedeihen Ruhm und Befriedigung findet. Aber offene

Gutmüthigkeit, lebensfrohe Gesinnung und heitrer Umgang, angenehm in Ernst und Witz, hatten ihm einen größeren Anhang verschafft, als irgend ein Partheistreben vermocht hätte; mit diesem Anhange, der sich im Volke ebenfalls gebildet hatte, stand er in selbstständiger Kraft und doch mit zahlreicher Unterstützung in wahrhaft ausgezeichneter Stellung!"

„Große Mäßigung und Ruhe hat er in den Verhandlungen bewiesen; strenge Besonnenheit hat seinem lebhaften Feuer oft die Gestalt der überlegten Kälte aufgedrungen, dem aufwallenden Gefühl mag bisweilen aber auch verständige Absicht den freieren Ausbruch gewähren. Er hat Widerspruch mit würdiger Fassung zu ertragen und zu behandeln gewußt, den Streit immer auf die Sache zu führen bemüht, wohl in dieser die Person bisweilen mittreffend, allein nie die letztere allein bezielend. Schicklichkeit und Anstand sind bei einem Manne von so reifer Bildung ohnehin schon Gewohnheit."

„Liebenstein war schon längst als Redner bekannt; seine Reden zur Feier des 18. Oktobers auf dem Schutterlindenberge bei Lahr haben diesem Siegesfeste mit Eifer die Bedeutung zu verlängern gesucht, die er späterhin doch als schon sehr davon gewichen eingestanden hat! Wie in diesen Reden Kühnheit und Gewandtheit vorherrschen, so zeigt sich in den ständischen hauptsächlich Wahrheit und Kraft. Seine Beredsamkeit geht mehr auf das Richtige und Treffende, als auf Anmuth und Schmuck; sie wendet sich mehr an Verstand und Einsicht, als an Herz und Empfindung. Dies gilt von dem Vortrage wie von dem Inhalt; klare und helle Stimme, reine Aussprache, gemessener Strom der Rede, sichre

Sprachgewalt und glücklicher Wortgebrauch, aber dabei mehr tüchtig als warm, mehr einschärfend als anschmiegend! Die Leichtigkeit des Auffassens und Unterscheidens gibt seiner freien Rede großen Vortheil, in unvorbereiteter, wechselnder Diskussion behauptet er sich festen Fußes mit großer Stärke, ja gerade in dieser Art Rede dürfte sich die ganze Fülle seines Talents am vortheilhaftesten zu erkennen geben, wenn einmal ein Stoff und eine Versammlung durch Wichtigkeit und Umfang auf solche Weise die ganze Hingebung der Persönlichkeit anfordern sollten."

„Wir haben, das ergiebt sich wohl, nicht blos einen Volksvertreter, sondern einen Geschäftsmann und Staatsmann geschildert, fähig, den größten Angelegenheiten vorzustehen." —

Einer der ersten Beschlüsse der zweiten Kammer betraf das Adelsedikt, welches als ein Versuch, den Rechten der Stände vorzugreifen angesehen, und demnach eine Kommission zu dessen Prüfung ernannt wurde. Die Gegner schrieen sogleich, die Kammer überschreite ihre Befugnisse, das Edikt beruhe auf völkerrechtlichen Verpflichtungen, auf einem Artikel der deutschen Bundesakte, dessen Erfüllung weder die Regierung noch die Stände verweigern könnten. Allein diese scheinsamen Behauptungen wurden siegreich zurückgewiesen, nicht die Erfüllung jenes Artikels wollten die Stände hindern, wohl aber die Art seiner Erfüllung untersuchen. Sie ging weit über die Forderungen der Bundesakte hinaus, und dasselbe Ministerium, welches ein Jahr vorher in Frankfurt erklären ließ, Baden habe durch ein damaliges Edikt jener Pflicht genügt, konnte unmöglich jetzt auftreten und sagen, es erfülle sie erst durch das jetzige. Die Kammer faßte ihren Beruf und

ihre Aufgabe gleich von Anfang mit Sicherheit und verfolgte ihren Weg mit ruhiger Kraft. Außer den Entwürfen, welche die Regierung an die Kammer brachte, über Gemeindeverfassung, Zollordnung und andre Gegenstände, ging eine Reihe der wichtigsten und nothwendigsten Anträge von den Abgeordneten selbst aus, über Handelsfreiheit, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Geschwornengerichte, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Beschränkung des Wildstandes, Preßfreiheit, Abschaffung der Frohnden und Zehnten, der Leibeigenschaft, Verbesserung des Wahlgesetzes und andere mehr, in deren rascher Folge und scharfer Fassung die Kundigen den frischen Geist und richtigen Sinn, die in der Kammer herrschten, die reife Einsicht und den offnen Muth der Abgeordneten erkannten, während die Gegner in ihrer Urtheilslosigkeit und Zagniß über diese Fülle von Anträgen vollends den Kopf verloren. Die Art, wie diese Gegenstände bearbeitet, vorgetragen und erledigt wurden, mit Maß und Ordnung, in den vorgeschriebenen Formen, gab das beste Zeugniß für den ausgezeichneten Karakter der ganzen Kammer; sie entwickelte in ihren Debatten eben so viel Einsicht und Kenntniß als Talent und Geist, machte nie den leisesten Versuch über ihre Schranken hinauszugehen, und behauptete stets die kräftigste und würdevollste Haltung. Obgleich sehr entgegengesetzte Ansichten und Meinungen an den Tag kamen, so bildete sich doch kein Partheigeist, sondern sehr oft faßte die nach geführtem Streite leicht wieder einig gewordene Gesammtheit, und in den andern Fällen meist die überwiegendste Mehrheit der Stimmen die endgültigen Beschlüsse. Von den Mitgliedern, die sich durch Anträge und Theilnahme an

den Debatten besonders auszeichneten, sind nach Liebenstein hauptsächlich zu nennen die Herren Deimling, von Lotzbeck, Völker — sämmtlich von Lahr — Buhl, von Gleichenstein, von Städel, Knapp, Winter von Karlsruhe, Winter von Heidelberg, Duttlinger, Kern, Föhrenbach, Hüber, Zingler, von Clavel und Andre, deren Namen mir nicht sogleich einfallen. Die ganze Kammer, aus 63 Mitgliedern bestehend, bekannte sich mit geringen Ausnahmen, zu den Grundsätzen des Freisinns, der Ordnung und Mäßigung, des gesetzlichen Fortschritts, entfernt von wilder Neuerungssucht, wie von den Vorurtheilen und Neigungen dunkler Vergangenheit. Was die Gabe der Rede, insbesondre des freien Vortrags betrifft, welche in unsrer Zeit wieder, wie bei den Alten, als das eigentliche Talent des Staatsmannes erscheint, das alle andere Talente desselben hält und bewegt, so mußten mehrere Abgeordnete als wahrhafte Redner anerkannt werden, andre versprachen eine baldige Entwicklung und Gewöhnung zu diesem Beruf. Die feste, sichere Kraft und ruhige Klarheit, mit denen oft von unstudirten aber praktischen Männern grade auf die Sache gegangen und deren Wesen schlicht und derb ausgesprochen wurde, machten einen Eindruck, den man mit dem einer zierlichen Wohlredenheit nicht hätte vertauschen mögen.

In der ersten Kammer waren freilich andre Bestandtheile, der Geist im Ganzen schwach, die Gesinnung lau, die meisten Mitglieder gehörten zu den bevorrechteten Klassen, konnten sich der alten Vorurtheile nicht entschlagen, in das neue Verhältniß nicht finden. An

Talenten hatte diese Richtung wenig aufzuweisen, und wo sich ein Schimmer davon zeigte, in den Freiherren von Falkenstein, von Baden, und von Türkheim, dem Fürsten von Fürstenberg, war auch ein Anflug von Freisinn merkbar, es schien als wenn dieser das Maß auch des Verstandes und sonstiger Begabung sei! Wahrhaft bedeutend, hohen Geistes und großer Begabung war einzig der Professor von Rotteck, der Abgeordnete der Universität Freiburg, der als solcher, einer Bestimmung der Verfassung gemäß, in der ersten Kammer seinen Sitz hatte. Hier war er eigentlich nicht an seinem Platz, er hätte der zweiten angehören müssen, unter seinen Freunden und Genossen, in der ersten stand er ganz allein, völlig vereinsamt unter Gegnern, die seiner nicht würdig waren, ein verlorener Sendbote unter störrigen Heiden. Auch von ihm sei hier eine frühere Schilderung eingefügt.

„Wenn man die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in tiefere Untersuchung zieht, so findet man bald, daß diejenigen, welche äußerlich am meisten mit den Staatssachen zu thun haben, oft am wenigsten darin wirken; und daß im Grunde auch die ausgezeichnetern Staatsmänner, wenn sie nichts als dieses sind, einem geistigen Einflusse nachfolgen, dessen Quelle sie oft weit entfernt sind zu ahnen. Die Erforschung der Wahrheit, die Erweiterung der Erkenntniß, und die wissenschaftliche Gestaltung derselben, bilden eine ganz andere, stillere, durchdringendere Kraft, als die zwar glänzende aber vorübergehende, die mit einem Feldherrnstab oder Ministerialdiplom verbunden werden kann. Größerer Männer zu geschweigen, sei hier nur an Luther einerseits, andrerseits an den Verein französischer Schriftsteller des vorigen

Jahrhunderts erinnert, an deren Wirkungen die der Staatsmänner nicht hinanreichen. Ja, man muß bekennen, daß alle Thätigkeit, alle Absicht und alles Treiben der Staatsmänner nur in dem Grade wahrhaft wirkt und eingreift, als es von jenen geistigen Kräften beseelt, mit ihnen einstimmig und auf sie gegründet ist. Mag man tausendmal die Wissenschaft dem Leben entgegenstellen, die Theorie der Praxis, den Gelehrten dem Weltmanne, tausendmal hebt der Lebenszusammenhang und das Wesen der Dinge diesen Gegensatz wieder auf! Die Geschichte zeigt, daß alle Regungen des Staatslebens, die nicht bloß über die Oberfläche hinschwebten, sondern dauernde Erscheinungen bildeten, in tieferen Wahrheiten und Erkenntnissen gegründet waren, daher ihre Kraft nahmen und unwiderstehlich wurden. Die Geschichte zeigt ebenfalls, daß solche Wahrheiten und Erkenntnisse, wenn sie einmal in die Geister eingedrungen sind, niemals sich wieder ohne Wirkung verlieren, sondern unwiderstehlich in das Leben hervorbrechen. Für das Heil menschlicher Angelegenheiten, wie sie sich im Staate darstellen, dürfte demnach am glücklichsten sein, wenn, nach dem Spruche eines alten Weisen, die Pfleger der Wahrheit und Wissenschaft zugleich Staatsmänner, oder die Staatsmänner zugleich Gelehrte wären. Es hat in unserm Vaterlande an Beispielen beider Art niemals ganz gefehlt; möge ihm in dieser Zeit, wo mehr als je der Verein aller seiner Kräfte ihm nöthig scheint, die Zahl entgegengesetzter Fälle nicht verderblich werden!"

„Rotteck ist aus jenen Gebieten der wissenschaftlichen Tiefe und gelehrten Kraft als eine der edelsten Erscheinungen in das öffentliche Staatsleben eingetreten. Er

hat die strengere Denkart und den Reichthum der Kenntnisse nicht nur als Grundlage seines Wirkens in das neue Gebiet übertragen, sondern mit eigenem Geiste und glücklichem Talent auch die wissenschaftliche Behandlung darin fortgesetzt, ohne daß die treffende Anwendung und Wirksamkeit für den Augenblick, die auf diesem Gebiete mit Recht verlangt werden, jemals gefehlt hätten; ein ausgezeichnetes hohes Verdienst, das nur durch den seltenen Verein vorzüglicher Eigenschaften möglich war, die Rotteck's Freunde längst in ihm geschätzt und geliebt haben! Es ist hier nicht der Ort, Rotteck als Denker und als Gelehrten an seinen Platz zu stellen, es genügt, ihn anzuerkennen auf dem Standpunkte, den er neben unsern schärfsten Philosophen und Geschichtkundigen einnimmt."

„Gleich zu Anfang der Ständeversammlungen gab Rotteck eine Schrift: «Ideen über Landstände», heraus; der reiche Inhalt dieses geistvollen Werkchens ist für lange Reihen Jahre den gesammten deutschen Vaterlandsfreunden ein gründlicher Stoff der Betrachtung, und darum für den einzelnen Augenblick nicht weniger bedeutend. Bald darauf begann Rotteck das landständische Archiv, eine Zeitschrift, welche neben allgemeinen Aufsätzen und einzelnen Vorträgen besonders auch eine fortlaufende Uebersicht der badischen Verhandlungen liefert. Durch dieses Archiv hat er abermals ein heilsames Fortwirken richtiger Grundsätze und reiner Gesinnungen auf weit hinaus begründet."

„Von größter Bedeutung war aber Rotteck's persönliche Theilnahme an den ständischen Arbeiten selbst. Die ungewöhnliche Kraft eines wissenschaftlichen Geistes, dessen Strenge und Sicherheit oft an Fichte erinnern

konnte, machte einen besondern Eindruck, und zog die Blicke zu einer Höhe, die nicht jedem bequem sein konnte, aber eben deßhalb Ehrfurcht gebot, und manche widerwärtige Verhandlungen und Aeußerungen vielleicht mehr verhindert und niedergeschlagen hat, als es die ausgesuchteste Beredsamkeit vermocht haben würde. Zu wissen, daß ein solcher Kopf zugegen, ist eine der stärksten Abmahnungen von seichtem Gerede. Rotteck hat meisterhafte Vorträge über die wichtigsten Gegenstände gehalten, über Frohnden, Zehnten, über das Adelsedikt, über Sittengerichte; nicht weniger vortrefflich waren die Entwickelungen seiner Anträge wegen Herstellung der Studierfreiheit und wegen der katholischen Kirchenverhältnisse, Gegenstände, welche er sehr richtig und geziemend für seine besondere Aufmerksamkeit erwählt hatte. Zwar wurde von manchen Seiten seinen Ansichten widersprochen, und in den Beschlüssen häufig seine Meinung bedingt; allein sein Einfluß war darum noch immer in allem wohlthätig fühlbar, und in Betracht dessen, was ohne ihn geworden wäre, unberechenbar!"

„Rotteck stand in der Ständeversammlung als das Muster eines edlen Mannes da, dem Vernunft und Wahrheit über alles geht, und der ihr Reich auch nur durch sie selber befördern will. Keine Leidenschaft, keine Gehässigkeit, keine Neigung und keine Rücksicht störten sein Benehmen. Von sanfter, durch viele körperliche Leiden noch mehr zur Güte gestimmten Gemüthsart, von bescheidener und freundlicher Haltung, edelgebildet in Sitte, und fein und mild im Umgange, hat Rotteck selbst den Gegnern, die von seinen Gründen im Innersten getroffen wurden, kein Gegenstand persönlicher Feindschaft werden

können; wenn irgend ein Haß auf ihm lastet, so ist es seine Denkart, die ihn verschuldet."

„Sein Vortrag ist ruhig und würdig, bisweilen blühend, doch meistens einfach, die Gabe der freien Rede, welche er in vorzüglichem Grade besitzt, dient ihm nur zur Erweckung der Einsicht, zur Aufhellung und Fassung der Sache; geisthelle Strahlen des feinsten Witzes und der heitersten Laune entwickeln sich ihm fast unwillkürlich bei der leisesten geselligen Berührung, aber mit sittlicher Kraft und gebildeter Einsicht weiß er dieses sonst so anspornende Vermögen unterzuordnen, und von seinen strengen Erörterungen abzuweisen. Er wendet seine höheren Mittel nicht zum Erfolge des Augenblicks an, aber die Verhältnisse und Umstände des Augenblicks weiß er darum nicht minder für den höheren Zweck zu beachten und zu benutzen."

Der Abgeordnete der Universität Heidelberg, Professor Thibaut, berühmt als geistvoller und beredter Rechtslehrer, und gepriesen wegen seiner im Jahre 1814 erschienenen Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches, gegen welche Savigny mit unpraktischer Gelehrsamkeit aufgetreten war, zeigte weder das Talent noch den Willen, die man ihm zugetraut hatte. Seine Aufgabe schien ihm fremd und verdrießlich, er sehnte sich nach seiner Lehrkanzel zurück, und als er später doch zu wichtigen Arbeiten und Vorträgen veranlaßt wurde, sah man den klugen Weltmann, der sich hin und her wandte, es mit keiner Parthei verderben, schließlich aber vor allem mit der Regierung gut stehen wollte. Der Witz und Humor, die er gelegentlich spielen ließ, machten seine üble Rolle nicht

besser; weder in noch außer der Kammer gewann er Achtung und Vertrauen.

Der edle Wessenberg, hochachtbar im Gebiete seiner kirchlichen Wirksamkeit, durch seine Kämpfe gegen Rom allen Freisinnigen theuer, besaß alle Eigenschaften, die man in unsrer Zeit einem höhern Geistlichen der katholischen Kirche wünschen kann, milden versöhnlichen Sinn, warmen Religionseifer, aufgeklärte Denkart, gelehrte Kenntnisse, Bildung und Erfahrung der großen Welt. Allein er war kein politischer Karakter, und die standhafte Entschiedenheit, die er gegen die römische Kurie bewiesen hatte, verließ ihn auf dem Felde seiner neuen Thätigkeit; die Freisinnigen hatten an ihm keine Stütze, die Gegner eben so wenig, und als er in irrgehendem Eifer seinen frommen Antrag machte, Sittengerichte für das Volk einzuführen, erlitt er in der Kammer und in der öffentlichen Meinung eine völlige Niederlage. Auch sein protestantischer Kollege, der zum Prälaten erhobene Kirchenrath Hebel, entsprach den Erwartungen, die man von ihm gehegt, in keiner Weise. Der liebenswürdige allemannische Dichter, der volksthümliche rheinländische Erzähler, verschwanden in dem unbeholfenen, zaghaften Kammermitgliede völlig, und nur die tiefe Demuth blieb sichtbar, die noch immer, wie einst in seiner Knabenzeit, in jedem Nebensitzenden einen vornehmen Herrn verehrte, bei dem seine Mutter ihm zurief: „Zieh's Käpple!" — Aus diesen Beispielen Wessenberg's und Hebel's glaubte man den Beweis entnehmen zu dürfen, daß Geistliche im Allgemeinen wenig geeignet seien an politischen Körperschaften theilzunehmen. — Obschon die Sitzungen auch dieser ersten Kammer, zum großen Bedauern der meisten

Mitglieder, auch öffentlich waren, so fanden sich doch selten viele Zuhörer ein, und es gab hier wenig Trieb und Leben.

Zu den für die Verhandlungen ernannten Regierungskommissairen gehörten sämmtliche Minister und einige andre Staatsbeamte, unter diesen die Geheimen Referendaire Nebenius, Winter und Böckh. Nur die drei letztern waren von Bedeutung, sie trugen allein die Last der Debatten, aus denen die Excellenzen, als sie sahen, wie viel Arbeit und wenig Ehre für sie hier zu holen sei, sich bald zurückzogen.

Nebenius war seit längerer Zeit in höheren Staatsarbeiten beschäftigt, und ausgezeichnet durch Kenntnisse und praktisches Talent so wie durch die fleckenloseste Rechtschaffenheit, hatte er, besonders in der Finanzverwaltung, die in den letzten Jahren an der traurigsten Zerrüttung litt, sich sehr verdient gemacht. Im Stillen war dies auch anerkannt, aber keineswegs öffentlich, und seine Amtsverhältnisse blieben untergeordnete. Ja, man hatte es dem trefflichen Reizenstein sehr verdacht, und Berstett es ihm zur Schuld angerechnet, daß er seinen letzten Einfluß beim verstorbenen Großherzog dazu verwendet hatte, Nebenius und Winter außer der Reihe zu Geheimen Referendairen zu erheben. Beide erhielten jetzt durch die Kammern Gelegenheit, öffentlich darzuthun, was sie waren, und da sie später sogar Minister wurden, so haben sie die von Reizenstein ihnen angediehene Bevorzugung glänzend gerechtfertigt. Nebenius befand sich als Regierungskommissair in einer der schwierigsten Stel-

lungen. Als verpflichteter Sachwalter und Vertheidiger der Regierung mußte er fast überall, wo nicht er und seine Freunde die Vorlagen selbst bereitet hatten und nicht nach eigner Einsicht verfahren konnten, sehr im Nachtheil sein und mit der Kammer in Widerstreit gerathen. Hiebei wußte er mit großer Festigkeit so viel Mäßigung und Bescheidenheit zu verbinden, daß er in der Achtung der Abgeordneten nur stieg und ihr Vertrauen nicht verlor. Wie oft es auch vorkam, daß er sich zurechtweisend gegen einzelne Abgeordnete und selbst gegen die ganze Kammer erheben mußte, so geschah es doch immer in den Formen des Anstands und der Schicklichkeit, die nur einer edlen Bildung eigen sind. Seine Vorträge waren licht und klar, offen und freimüthig, ohne rednerischen Prunk; dem Sinne der Vorgesetzten würde er durch rechthaberische Wortfülle und leidenschaftliches Gezänk besser entsprochen haben, allein er ging nicht auf Beifall aus, sondern das wahre Staatswohl und das Wesen der Sache fest im Auge haltend, blieb er streng in der Bahn, die ihm dadurch vorgeschrieben war. Von seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit werden schöne Beispiele erzählt. Er hatte das ganze Vermögen der Königin von Schweden zu verwalten und kam dabei mit dem Hause Rothschild in Geschäftsverbindung; hier zeigte man ihm, wie er unter der Hand ohne Unredlichkeit gewisse Nebengewinne mit Rothschild theilen könne, und machte ihm die lockendsten Anerbietungen; seine Antwort war, daß er das Haus Rothschild zwang, auch seinerseits auf jene Vortheile zu verzichten und sie der Königin zuzurechnen. Ihm war auch die Verhandlung mit den Spielpächtern zu Baden übertragen, und es war

herkömmlich, daß diese, außer den beträchtlichen Abgaben an den Staat, sehr ansehnliche Summen solchen Personen zahlten, an deren Gunst ihnen gelegen war; sogar ein frommer Minister bezog aus dieser Quelle ein hübsches Jahrgeld! Nebenius wies nicht nur für sich jedes Geschenk unwillig zurück, sondern erklärte den erstaunten Pächtern auch, ihre Sache sei abgeschlossen, und sie bedürften keiner weitern Gunst.

Ich hatte von Nebenius oft gehört, aber seine Bekanntschaft zu machen nie Gelegenheit gehabt. Nachdem er eben in der Kammer trefflich gesprochen, sagte ich zu einem auf der Zuhörerbühne neben mir sitzenden Hofmann, es sei doch seltsam, ich sei drei Jahre hier, und habe den ausgezeichneten Mann bis jetzt nie gesehen, warum man ihn in keiner Gesellschaft finde? Ich wußte die Ursache recht gut, weil er bürgerlichen Standes war, aber ich fragte mit Fleiß! „O er hat fast immer zu arbeiten!" hieß es mit einiger Verlegenheit. — Aber bei besondern Anlässen, fuhr ich fort, könnte er doch erscheinen! jedoch man sieht ihn nirgends, bei keinem Minister, bei keinem Gesandten. — „Doch, bei Herrn von Reden hat er einmal zu Mittag gegessen." — Ei, bei Herrn von Reden einmal zu Mittag? Wie kam das? — „Nebenius hatte eine sehr gute Schrift über englische Finanzen drucken lassen." — Und da wollte Herr von Reden ihm eine Ehre anthun? — „Ja wohl, es kam ein vornehmer Engländer hierher, der hatte die Schrift in London gelesen und verlangte durchaus den Mann kennen zu lernen, da ließ ihn Herr von Reden zu Mittag laden." — Und dann war's gut und vorbei? — „Ja, der Engländer war gleich weiter gereist." — So schimpfliche Ver-

hältnisse herrschten damals noch in der kleinen Residenz, schimpflich für die Vornehmen, nicht für die Bürgerlichen! —

Eben so wenig war mir Winter vor Augen gekommen. Er lebte noch zurückgezogener als Nebenius, mit dem er in gleichem Rufe strenger Rechtschaffenheit und bewährter Geschäftseinsicht stand. Dem badischen Hause mit innigster Treue zugethan, und bei freisinniger Denkart ein eifriger Fürstenfreund und Königlichgesinnter, wie er selbst sich genannt hat, fand er sich wider Willen durch die Sache selbst, der er anhing, auf die Seite der Opposition gedrängt. In seinen Ansichten und Aeußerungen war viel von der Strenge und Herbheit, die das Bewußtsein nichts für sich zu wollen, dem tüchtigen Manne zu verleihen pflegt. Sein williges Anschließen an bestehende Ordnung und Gewalt würde ihn unter andern Umständen zum gefährlichsten Gegner der Kammermehrheit gemacht haben, jetzt mußte er seinen Grundsätzen gemäß der Gegner der Minister sein, weil diese dem Fürstenhause Schaden brachten. Grade dieser strenge Mann konnte freilich später am leichtesten sich in neue Umstände fügen, mit Berstett Minister sein und dessen Thorheit und Hoffahrt entschuldigen!

Berstett und sein Anhang, die Höflinge und Junker, sahen mit Schrecken und Grimm die feste Haltung und das muthige, gemessene Vorschreiten der Volksvertretung. Die gehäuften Anträge, die öffentlichen Zustände im Geiste der Verfassung zu bessern, erregten sie zu dem heftigsten Geschrei, es drohe die gewaltsamste Ueberstürzung; als ihnen

bewiesen wurde, dies alles liege in der Verfassung begründet, werde von ihr gefordert, klagten sie dieses Werk selber an; sie hatten nie geahndet, daß so viele treibende Keime darin steckten, so mächtige Folgerungen daraus gezogen werden könnten! Nebenius wurde beschuldigt, dies alles mit absichtlicher Klugheit hineingearbeitet und zugleich verhüllt zu haben, — jetzt aber mit Winter und Böckh diesem Unwesen gegen die Regierung, deren Kommissaire sie doch seien, offenbar Vorschub zu thun! —

Ich muß dem Großherzog die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in dieser ersten Zeit noch keine solche Feindseligkeit gegen die Stände zeigte. Etwas Opposition war ihm schon recht, er würde sie ja selbst ausgeübt haben, wäre ihm früher dazu solche Gelegenheit gegeben worden. Sie traf auch nur die Minister, und nur wenig den ihm vertrauten Fischer, der sich mit den Ständen gut verhalten wollte; daß Berstett leidenschaftlich, übereilt und maßlos verfahre, hatte er selbst schon gerügt. Die meisten der gemachten Anträge berührten ihn gar nicht, die Gegenstände derselben waren ihm zum Theil unbekannt und daher gleichgültig. Hingegen schmeichelte es ihm, daß seine Stände bewundert und gepriesen wurden; er sah seine eigne Popularität, die ihm der größte Schutz war, mit der der Stände ganz verschmolzen. In diesem Sinne sprach er zu mir, und was ich ihm erwiederte, wollte gewiß nicht seine gute Meinung schwächen. Seine Auffassungen aber waren oft seltsam, und die Art wie er sie äußerte bisweilen so naiv, daß man sie nicht ohne Verlegenheit anhören konnte. „Wie würde es wohl mit den Ständen gegangen sein, fragte er lächelnd, wenn mein Neffe Karl am Leben geblieben wäre? Daran muß

ich oft denken und kann mir's gar nicht recht vorstellen. Die Großherzogin Stephanie hätte wohl mit den Abgeordneten schöngethan und einige gewonnen, aber der Großherzog würde sich eingeschlossen und keinen gesprochen haben. Und ich! Was würd' ich für eine Rolle gespielt haben? Ganz die vom Herzog von Orleans! Alle Unzufriedenen hätten zu mir gehalten." Ich dachte dieses Bekenntniß zu mildern, und sagte, daß dem Throne nahstehende Prinzen an die Spitze der Opposition getreten, wäre schon öfter vorgekommen, nur nicht in so feindliche, wie jener Herzog; eher ließe sich das Beispiel der englischen Prinzen anführen, die wenigstens nicht alle Schranken durchbrochen hätten. Doch er fiel mir in die Rede: „Für euch Gelehrte mag das gut sein, aber was weiß ich von den englischen Prinzen! vom Herzog von Orleans hab' ich von Jugend auf gehört, ich bleibe bei dem, der wär' mein Vorbild gewesen." Andremale sprach er wiederholt und nicht ohne einen Schimmer von Schadenfreude die Besorgniß aus, die Stände würden seinen Ministern beim Budget übel mitspielen; ihm selbst, wisse er wohl, würden sie seine Zivilliste nicht verkürzen, aber er sei doch begierig zu sehen, ob sie der alten Markgräfin und der verwittweten Großherzogin ihre übermäßigen Einnahmen lassen würden? Er sei dabei sehr gleichgültig, die Sache ginge ihn nichts an, und sie möchten thun was sie für ihre Pflicht hielten; „Nur an's Militair wünsch' ich nicht daß sie mir kommen!" fügte er nachdrücklich hinzu, und gab damit zu erkennen, daß er weniger das Ganze des Staats als einzelne Theile desselben im Auge habe. Mit Erörterungen und Schlußfolgen war nichts bei ihm auszurichten, er lachte nur

dazu mit pfiffiger Miene, als wolle man ihm etwas weißmachen, was aber nicht gelingen werde! Desto leichter war durch mittelbare Einflüsterungen auf ihn zu wirken; arglistige Ränke und ehrgeizige Absichten konnten hier gutes Spiel haben! — Von verschiedenen Seiten wurde sichtlich daran gearbeitet, dem Großherzog selbst und den Mitgliedern des Hauses das Ständewesen überhaupt und insbesondre die jetzigen Stände auf's schlimmste zu verdächtigen und zu verleiden. Dem Markgrafen Wilhelm, der in Familienangelegenheiten eine Reise nach St. Petersburg antrat, wurden sowohl für diesen Ort als für Berlin dergleichen mitzutheilende Eindrücke reichlich mitgegeben!

Während diese Sachen ihren Verlauf hatten, ergab sich in unserm Karlsruher Leben manches Zwischenereigniß, dessen ich gedenken muß. Wir empfingen den Besuch eines Mannes, von dem ich in früherer Zeit oft mit der Spannung, die Jugendeindrücken eigen ist, hatte reden hören. Es war d'Alton, der einst in weimarischen und berlinischen Lebenskreisen eine bedeutende Erscheinung gewesen, dann lange Zeit seinen Freunden verschwunden war, und jetzt aus Spanien zurückkam, wohin er gereist war um urweltliche Versteinerungen in Augenschein zu nehmen, denn er war ein sinniger Naturforscher, außerdem aber auch ein geschickter Mahler und gelehrter Kunstkenner, und mit beiden Eigenschaften die dritte eines trefflichen Reiters und Pferdekenners verbindend, hatte er ein Prachtwerk über die Naturgeschichte des Pferdes herausgegeben. Jetzt war er von der preußischen Regierung als Professor der Kunstgeschichte an die Universität Bonn

berufen, welches uns herzlich freute. Rahel kannte ihn aus früherer Zeit, ich sah ihn zum erstenmal. Er war von mittlerer Größe, gedrungenen Gliedern, rasch und gewandt in seinen Bewegungen, feurige kluge Augen verstärkten den Ausdruck dessen was er geistvoll sprach, eine Fülle von weißen Locken, die früher als er selbst gealtert hatten, fiel ihm auf die Schultern herab. Seine Herkunft war ein Geheimniß, man errieth einen österreichischen Ursprung, doch nur der Herzog von Weimar, der ihn liebte und schätzte, und dem er vertraute, soll das Nähere gewußt und mit verschwiegen haben. In früheren Zeiten flossen ihm ansehnliche Unterstützungen zu, doch war er sehr oft und zuletzt ganz auf seine eignen Hülfsmittel angewiesen. In Berlin hatte er den Professor Markus Herz und dessen schöne Frau gekannt, die gräfliche Familie Finkenstein, den Baumeister Genelli, die Töchter Moses Mendelssohn's, von denen die ältere, später Gattin Friedrich Schlegel's, in dem Helden ihres Romans „Florentin", von dem nur der erste Theil erschienen ist, d'Alton zu schildern versucht hat. Diesen ausgezeichneten Mann sprechen zu hören war das größte Vergnügen; er kannte die Welt, er hatte sie mit den Augen des Naturkundigen und des Künstlers angesehen, aber auch als Menschenkenner war er bedeutend, er wußte auf den ersten Blick wen er vor sich hatte, durchschaute schnell die Verhältnisse, wußte sich ihnen gemäß zu benehmen. Von Goethe, von Herder und Schiller, überhaupt von dem Leben in Weimar, wußte er tausend Geschichten und Züge, die uns erfreuten und belehrten. Höchst anziehend waren auch seine Berichte über Spanien, er machte uns die lebendigste Schilderung des dortigen Zustandes, und

als neun Monate später der Truppenaufstand unter Quiroga und Riego ausbrach und eine völlige Revolution herbeiführte, mußten wir uns mit Staunen erinnern, daß d'Alton diese Ereignisse fast buchstäblich vorausgesagt hatte. Nur wenige Tage sahen wir ihn, er setzte seine Reise nach Berlin fort. —

Eine andre flüchtige Erscheinung war Oken. Er war von Jena gekommen, und wollte sich die politische Bewegung in Würtemberg und Baden ansehen, doch als jenaischer Professor und Herausgeber der Isis war er den jetzt besonders aufmerksamen Behörden übel empfohlen, er sah seine Schritte beobachtet, glaubte sich schlimmen Verwicklungen ausgesetzt, und war wie auf der Flucht. Da ich ihm ein paar Beiträge für die Isis geliefert hatte, so dachte er mich, als eine Ausnahme unter den Diplomaten ohne Gefahr besuchen zu können. Er trat bei mir ein wie ein Flüchtling, eilig und schüchtern, nannte seinen Namen und sah mich forschend an, ob ich etwa durch ihn verlegen würde; da er den Boden fest und gut fand, so begann er mit dunkler Gluth seine politischen Meinungen auszuströmen, und es folgten zwischen uns lebhafte Erörterungen. Rahel war dazugekommen, und ihre Aussprüche, wiewohl den seinigen oft ganz entgegengesetzt, gefielen ihm sehr. Ueber Ständewesen und Volksvertretung hatte er die absonderlichsten Ansichten, er steigerte seine Forderungen auf's höchste, verwarf die badische wie die bevorstehende würtembergische Verfassung, spottete unsrer Hoffnungen auf diese traurigen Behelfe. Der deutsche Radikale konnte nicht schärfer ausgeprägt sein; in dem Freiheitsfreunde zugleich die entschiedenste Gewaltslust, die Menschen müßten zur Freiheit gezwungen

werden, behauptete er, die Widerspenstigen wenigstens aus dem Lande gejagt, sonst könne nichts Gescheidtes zu Stande kommen. Die Erfahrungen späterer Zeit würden seine Meinung mächtig bestärkt haben, die uns damals höchst übertrieben dünken mußte. Seine Leidenschaft hatte etwas Schmerzliches, Wehmüthiges, das zu den strengen Worten nicht recht stimmte. Indem ich mehr mit seinen Gedanken beschäftigt war, hatte Rahel den ganzen Menschen mehr in's Auge gefaßt, und plötzlich, als ginge ihr ein Licht auf, unterbrach sie das Gespräch, und ließ Erfrischungen hereinbringen. Jetzt erst sah ich, daß Oken ganz erschöpft war, begierig griff er nach dem dargebotenen Trunk, und kaum hatte er ihn genossen, so dankte er mit Inbrunst für die scharfblickende Theilnahme, die ihm, wie er sagte, das Leben gerettet habe! Denn er gestand, einer Ohnmacht nahe gewesen zu sein, und gefühlt zu haben, daß er hinsinken werde. Er war Tag und Nacht gereist, hatte starke Fußwanderungen ausgeführt, und wenig Nahrung genossen. Nachdem er sich etwas erquickt und erheitert, und wiederholt gedankt, sprach er in munterem Tone weiter, lachte über seine vorigen Reden, und suchte mit guter Laune zu beweisen, daß sein Verfahren in der Isis, über welches ein so furchtbares Geschrei erhoben worden, eigentlich ganz harmlos gewesen. „Sehen Sie, sagte er, wenn ich noch so gründlich bewiesen hätte, daß gewisse Professoren oder Minister dummes Zeug gemacht, darnach hätte kein Hahn gekräht; da ich aber zu ihren Namen kleine Eselsköpfe habe beidrucken lassen, das hat gewirkt, das hat jeder gleich verstanden, und die Kerls sind unschädlich geworden!“ Wir sprachen von Sand und Kotzebue, und wie bethört jener gewesen, diesen zum

Opfer auszuersehen, der doch gar keine politische Bedeutung gehabt, da besann sich Oken einen Augenblick, und sagte dann entschieden: „Ich bin doch der Meinung, er ist grade der rechte gewesen, kein Andrer war dazu so geeignet; ich wüßte wirklich nicht, wen ich ihm substituiren sollte!" Seltsam war es, daß derselbe Mann, der fremde Persönlichkeiten so scharf und schonungslos behandelte, in die größte Empfindlichkeit und ängstlichste Verlegenheit gerieth, wenn die seinige berührt wurde. Ueber seinen Namen, seine Religion, seine Verhältnisse befragt zu werden, sah er wie eine Beleidigung an, und verbat es sich ernstlich. Wir hörten später, daß er um seines Namens und seiner Religion willen unsägliche Leiden ausgestanden, daher beide gewechselt, den erstern aus Okenfuß in Oken verwandelt habe, und hierüber durchaus nicht Rede stehen wolle. Der seltsame Kauz, der im Grunde mehr zu bedauern als zu schelten war, verließ uns bald wieder, denn er wollte keine Nacht länger in Karlsruhe zubringen. Wie wir ihn viele Jahre nachher noch als denselben wiedergesehen, wird künftig zu erzählen sein. —

So lange die Familie von Reden noch in Karlsruhe war, besuchten wir sie fast jeden Abend; der heitre schnellfassende und thätige Geist der ältern Tochter Henriette und die kenntnißvolle Gesprächigkeit des Vaters ließen es niemals, der Kreis mochte klein oder groß sein, an Unterhaltung fehlen. Die andern Diplomaten fanden sich häufig ein, theils um den Damen den Hof zu machen, theils um Neuigkeiten zu erfahren, denn Reden erfuhr alles und verschwieg nichts. Als schöne Damen waren Frau von Wechmar und Frau von Holzing willkommen.

Auch Musik wurde getrieben; eine Kammersängerin der Großherzogin Stephanie, die früher in Wien das Arnstein'sche Haus fleißig besucht hatte und uns von dorther bekannt war, sang mit zauberischer Stimme deutsche und italiänische Lieder. Sie wurde mir später durch einen schneidenden Gegensatz ihres scheinbaren und wirklichen Benehmens merkwürdig. Man konnte nichts Ehrbareres, Züchtigeres sehen als ihre bescheidene Haltung, mit scheuer Strenge wies sie jede Annäherung zurück, hörte auf keinen Scherz, erbebte unwillig bei der kleinsten Leichtfertigkeit, und wurde als ein Muster von jungfräulicher Vollkommenheit gepriesen, sie schien nicht für die Welt, sondern für ein Kloster bestimmt. Die Huldigungen, die sie von Männern durchaus verschmähte, wurden ihr in Fülle von den Frauen zu Theil, die von ihr entzückt waren und sie wie einen Liebling hegten. Die Großherzogin, die Gräfin Walsch, Frau von Reden und ihre Töchter, Rahel, alle bezeigten eine liebevolle Aufmerksamkeit für dieses bescheidenstolze, reichbegabte und so verletzbare zarte Wesen. Mit welchem Erstaunen erwachte man aus dieser Bethörung, als es später eines Tages hieß, diese liebliche durch fremde Obhut und eigne Stacheln so wohlbewahrte Jungfrau sei mit dem Sohn eines Hofdieners insgeheim vertraut gewesen, und habe bekennen müssen, daß sie beeilt sei ihn zu heirathen! Mir entging nicht, daß einige ihrer früheren Anbeterinnen nach dem ersten Schrecken über die Geschichte eine Art Zufriedenheit empfanden, von dem Alpdrücken eines unerreichbaren Tugendbildes befreit zu sein. — Ein Jagdjunker von Drais trug in andrer Weise zur Unterhaltung der Gesellschaft bei; sein Vater war ein hoher

Beamter in Mannheim, der eine Geschichte der Regierung des alten Markgrafen Karl Friedrich geschrieben hatte; der Sohn aber galt für ein Genie an Wissen und Erfindungsgeist. Schon im Wiener Kongreß war er in einem Wagen gefahren, der ohne Pferde durch die Füße der Darinsitzenden in Bewegung gesetzt wurde, später hatte er die nach ihm benannte Draisine erfunden, ein Rädergestell, auf dem man zugleich saß und lief, ein zweckloses lächerliches Ding, das viel Gespötte veranlaßte. Dann war er in Brasilien gewesen, und kramte kleine Vögel und andre Naturmerkwürdigkeiten aus; jetzt aber legte er sich auf's Deklamiren, und leistete darin Unglaubliches; daß der Beifall, den er ärntete, nur eine Verhöhnung war, merkte er niemals. Er war bei allen seinen Kenntnissen und Erfindungen was man in Berlin einen Dämel nennt, ein Halbnarr, der immer etwas vorhatte und betrieb. Die Gesellschaft ergötzte sich an solchem thörichten Wesen, das mir aber unausstehlich war, wie alles Hänseln und Foppen untergeordneter und schwacher Personen. Der durch die Stände herbeigezogene Adel aus der Pfalz und dem Breisgau besuchte gleichfalls diesen Kreis, wo man sich unter Gleichen und Gleichgesinnten am rechten Platze fühlte; jedoch merkte ich bald, daß einige der Klügern mir mißtrauten, und ich weiß nicht war es Zufall oder stille Verabredung, aber so frei auch sonst politische Dinge besprochen wurden, von ständischen Sachen war, in meiner Gegenwart wenigstens, nur selten und karg die Rede.

Mit der Abreise von Reden's nach Rom erlosch in Karlsruhe alle Geselligkeit, nämlich die angenehme, nach unserm norddeutschen Zuschnitt. Mit den Einheimischen

hatten wir es auf alle Weise versucht, aber sie waren aus ihrer Gewöhnung nicht herauszubringen. Uneingeladen zu kommen, aus eignem Antrieb, auf gutes Glück, das dünkte den Damen unmöglich, wenn auch einige Herren sich allmählig dazu verstanden hatten. Zwar Frau von Berstett wünschte wohl Gesellschaftsabende zu haben, aber es fehlte ihr an allem Geschick dazu, auch zu ihr kamen die Leute nur spärlich, und eilten so schnell als möglich der Langenweile zu entfliehen, die dort ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Für uns blieb daher nichts übrig als zu Hause zu bleiben. Ich war den Tag hindurch vollauf beschäftigt, versäumte die Kammersitzungen selten, hatte meine Berichte darüber zu schreiben, und nebst andern Geschäftssachen eine große Menge von Briefen. Ich war hochbefriedigt, wenn ich den Abend vergnügt mit Rahel zubringen konnte, für sie aber wünschte ich einige gesellschaftliche Mannigfaltigkeit, die freilich dadurch nicht gewonnen war, wenn etwa Friederich, oder ein Lieutenant von Hinckeldey oder von Vincenti ganz allein sich zu uns hinsetzte und Unterhaltung nicht brachte, sondern erwartete; sehr oft blieben wir ganz einsam. Es traten schöne Tage ein, die Abende waren lau, von hellem Mondschein beleuchtet, die Luft still und von Feld- und Gartendüften erfüllt. Da wir in einer wenig besuchten Straße wohnten, so ließen wir uns Tisch und Stühle vor das Haus setzen, tranken im Freien unsern späten Thee, und saßen nicht selten bis tief in die Nacht hinein. Vorbeigehende grüßten uns, und wunderten sich allenfalls über unser Thun, doch gefiel es ihnen, daß wir nicht zu stolz waren eine so kleinbürgerliche Sitte mitzumachen. Ich dachte nicht, daß eine so unbedeutende

und harmlose Sache bald würde zu meiner Vertheidigung anzuführen sein. —

Eine Spazirfahrt mit Rahel nach dem nahen Ettlingen, das besonders durch seine gute Luft anlockte, brachte mir unvermuthet die Bekanntschaft Liebenstein's, der mit einigen Freunden hinausgeritten war, um die großen Fabrikanstalten des Abgeordneten Buhl zu besichtigen. Ich hätte ihn auf dem Museum sehen können, wo er fast jeden Abend mit vielen Kollegen sich einfand, allein ich besuchte diesen Ort nicht gern, und jetzt gar nicht, weil ich diese Zurückhaltung für schicklich hielt. Da wir in demselben Wirthshause Kaffee tranken, und er hörte wer ich sei, so kam er freundlich heran, stellte sich und seine Freunde — ebenfalls Abgeordnete — mir vor, und es entstand ein lebhaftes, von Witz und Scherz und auch wieder von scharfem Ernst gewürztes Gespräch, das uns Allen große Freude machte. Beim Nachhausefahren ritten die Herren in fortgesetztem Sprechen eine Weile neben unserm Wagen, gaben aber bald ihren Pferden die Sporen und eilten uns weit voraus. Aus diesem Begegnen folgte nichts, als daß Liebenstein am nächsten Tag eine Karte bei mir abgab oder abgeben ließ, und daß ich dies auf gleiche Art erwiederte. Indeß war unser Zusammensein gesehen und davon in verschiedenem Sinn gesprochen worden. Es hieß sogar, es hätte eine Berathung zwischen uns stattgefunden, worüber Rahel und ich, als man es uns wiedersagte, nur herzlich lachten.

Die Ständeverhandlungen gingen ungehemmt weiter, und stiegen in der zweiten Kammer unter so glänzenden

als gründlichen Erörterungen zu einer außerordentlichen Spannung empor. Die Minister hatten schon ganz darauf verzichtet, diese Abgeordneten, deren Kraft und Einigkeit nur entzweite Schwäche gegenüberstand, zu leiten oder niederzukämpfen, sie suchten ihre Hülfsmittel nur noch außerhalb der Kammern, in Einflüssen, die ihnen besser zur Hand waren, und bei deren Anwendung sie persönlich keine Gefahr oder Blöße zu fürchten hatten. Eine Beifallsadresse an die zweite Kammer, wegen deren muthigen Verhaltens, überreicht abseiten der Stadt Heidelberg von deren Vertreter Winter, wurde als strafbare Uebertretung der Verfassung ausgeschrieen, die Bürger hießen schlechtgesinnt, weil sie solchen Beifall ertheilt, die Abgeordneten pflichtvergessen, weil sie ihn angenommen. Daß die ganze zweite Kammer ein Nest von Jakobinern sei, war der gelindeste Ausdruck, mit dem man sie bezeichnete. Am Hof, im Kreise der Diplomaten, des Adels, an den benachbarten Höfen, in Frankfurt am Bundestage, und bei der dortigen vornehmen Gesellschaft, überall kamen die lästerlichsten Reden in Umlauf, beglaubigt und bekräftigt von den höchsten Autoritäten. Meine Kollegen berichteten alle in diesem Sinn an ihre Höfe, und man glaubte ihnen bereitwillig und dankbar, denn gegen die Stände zu sein galt für pflichttreue, loyale Denkart. Dabei hatten sie jedoch die größte Mühe, die verhandelten Sachen nur zu verstehen, die Formen waren ihnen so fremd wie der Gehalt, und diesen aus jenen herauszuschälen meist unmöglich, sie unterschieden nicht Anträge von Beschlüssen, und oft nicht was gegen oder für die Regierung war. Sie wußten, daß ich nicht mit ihnen übereinstimmte, aber sie trauten mir vollkommen zu, die

Sachen zu verstehen, und es ist buchstäbliche Wahrheit, wenn ich sage, daß ich selten eine inhaltvolle und lebhafte Sitzung verließ, ohne daß sogleich Palffy und Reigersberg sich links und rechts mir an die Arme hingen, mich in den Schloßgarten zogen, und nun von mir wissen wollten, was das Gehörte eigentlich meine, wie für ihre Depeschen, die noch am nämlichen Tag abgehen mußten, aufzufassen sei? Montlezun war in solchen Fällen einigermaßen durch Sprachunkenntniß entschuldigt; Struve, der seine Berichte für das ferne St. Petersburg nicht so zu beeilen brauchte, konnte sich alles zu Hause sorglich überlegen; nur Wächter bedurfte keiner Nachhülfe und konnte ohne Verzug das Nöthige berichten, doch lasse ich dahingestellt, ob er nicht etwas zu dunkle Färbung dabei gebraucht, denn er wußte zu gut, daß man in Stuttgart, wo die Verfassung noch in den Geburtswehen lag, einige Eifersucht auf Karlsruhe hegte, und sowohl den Glanz beneidete als die Gefahr fürchtete, welche dieses nachbarliche Ständewesen blicken ließ.

Unterdessen hatten sich die Gewitterwolken immer düstrer zusammengezogen, und am 8. Juni brach der stärkste und kühnste Schlag hervor. An diesem Tag erfolgte in der zweiten Kammer der Bericht über das Adelsedikt, den man vergebens gehofft hatte verhindern zu können, die Sache war in ihrem verfassungsmäßigen Gange nicht aufzuhalten, außer durch Vertagung oder Auflösung der Stände, woran nicht gedacht werden konnte, da das Budget noch nicht bewilligt war. Zum Berichterstatter war Winter von Karlsruhe gewählt, und da dieser mit der Eigenschaft eines Abgeordneten auch die eines Staatsbeamten und sogar Regierungskommissairs

verband, so mußte man auf's höchste gespannt sein, von welchem Standpunkt er seine schwierige Aufgabe lösen werde. Für ihn war darüber kein Zweifel, hier hatte jetzt nur der Abgeordnete zu sprechen.

Ernst und ruhig betrat er die Rednerbühne, und begann mit herber doch klarer Stimme seinen gediegenen Vortrag, der über eine Stunde dauerte, und dem die gedrängte Versammlung in größter Stille mit höchster Aufmerksamkeit lauschte. Mit unwiderleglichen Gründen bewies er, daß das Adelsedikt nicht die Erfüllung der Bundesvorschrift wohl aber eine Verletzung der Verfassung sei, daß der Inhalt nicht von Gerechtigkeit, sondern von willkürlicher Begünstigung ausgehe, daß die ausgesprochenen Vorrechte in den früheren Zuständen, auf die man sich doch berufe, nicht begründet, in den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus unstatthaft, ein schreiendes Unrecht gegen die Unterthanen, eine Beeinträchtigung sogar der Rechte des Thrones sein würden. Mit gerüsteter Kraft und hellem Geiste zerstörte der Redner Schlag auf Schlag die Blendwerke und Täuschungen, in welche man die Wahrheit zu hüllen gesucht, und leitete aus dieser mit strengen unwiderstehlichen Folgerungen als Ergebniß die Sätze her, die er der Kammer zur Beschlußnahme glaubte empfehlen zu müssen. Die Meisterschaft dieses Berichts, seine geistvolle Tiefe und reife Sachkunde, so wie seine wissenschaftliche Ruhe und geschichtliche Helle, erregten allgemeines Erstaunen. Niemand, am wenigsten die Minister und Hofleute, hatten solche Fähigkeiten und solchen Muth von einem Mann erwartet, auf den man bisher die vornehmen Blicke zu werfen kaum gewürdigt. Als er am Schlusse noch in schmerzlich-unwilligem Tone

die persönliche Bemerkung beifügte: „Ich habe hier als Abgeordneter aber auch als Staatsdiener meine Pflicht erfüllt, wenn es auch für einen solchen eine bedauerliche Aufgabe bleibt, die Rechte des Fürsten gegen dessen eignes Ministerium zu vertheidigen", erscholl von allen Seiten stürmischer Beifall und begeisterter Zuruf, die Sitzung wurde aufgehoben, und alles eilte hinaus um Winter noch zu sehen, zu begrüßen. Wir Diplomaten geriethen im Weggehen in das Gedränge, plötzlich sahen wir uns dem Gefeierten gegenüber, und ohne mich oder ihn erst zu fragen, stellte mir ein Bekannter ihn vor. Ich mußte ihm einige Worte sagen, auf die er weniges erwiederte. Das war der ganze Auftritt, vor hundert Zeugen, unter den Augen meiner Kollegen. Was man daraus gemacht hat, sollt' ich nur zu bald erfahren! —

Die Schlußanträge Winter's hatten weder Gefährde noch Trotz, sie liefen auf das bescheidene Gesuch hinaus, die erste Kammer möchte mit der zweiten sich zu der gemeinsamen Bitte an den Großherzog vereinigen, das Adelsedikt nicht zur Ausführung zu bringen. Nach lebhaften Debatten, in denen der Muth und das Talent der beiden Winter, Duttlinger's, und vor allen Liebenstein's, in siegreicher Stärke glänzten, ging auch die Mehrheit der Kammer nicht über jenes Gesuch hinaus.

Aber die Minister und Junker waren in furchtbarer Aufregung. Verwirrt, bestürzt, hatten sie erkannt, welch überlegener Geistesmacht sie hier weichen mußten, sie verließen den Saal geschlagen, beschämt, doch mit kochendem Groll im Herzen. Zuerst ging es über Winter her; es gab nicht Schimpfworte genug für ihn, er war ein Verbrecher, der zur Untersuchung

gezogen werden mußte, die sofortige Dienstentlassung war das wenigste was zu verfügen war, daß er keinen Augenblick Regierungskommissair bleiben könne, verstand sich von selbst. Dann fragte man, woher der Mann das habe, wer seine Gehülfen seien, denn man werde sich nicht einreden lassen, daß ein so untergeordneter Beamter aus eigner Kraft so emporsteigen könne, daß seine Rede etwas Außerordentliches, in seiner Art Meisterhaftes sei, konnte und wollte man nicht gradezu läugnen. Nicht weniger heftig ging es über die ganze Kammer her; die Revolution, hieß es, sei in vollem Ausbruch, Thron und Staat und die ganze bürgerliche Ordnung in äußerster Gefahr; die zweite Kammer, vielleicht ein paar Vögte ausgenommen, sei eine Rotte von Bösewichtern, die man unschädlich machen müsse, eine Rotte, die nicht einmal Häupter oder Anführer habe, an die man sich halten könnte, die daher in Masse ohne Schonung zu vernichten sei. Dies hatten sie richtig wahrgenommen, kein Einzelner stand an der Spitze, niemand, selbst Liebenstein nicht, wollte sich zum Leiter aufwerfen, und es war auch nicht nöthig, die ganze Kammer erschien nur um so stärker überall in Form einer gleichgesinnten Gesammtheit.

Anfangs hoffte man, die Kammer durch trotzige Drohungen zu erschrecken. Berstett hielt am nächsten Tag eine Rede, die er sich eiligst hatte ausarbeiten lassen, mit heftigen Ausfällen gegen die Jakobiner, die wie sonst in Frankreich jetzt in Deutschland, thätig wären, sprach von Revolution, und deren Ausschweifungen, die alles in's Unglück stürzten. Seine Rede, leerer Dunst und Schwall, verhallte wirkungslos, und erbittert über

die stumme Niederlage zog er sich zurück, indem er sich verschwor in dieser Kammer je wieder aufzutreten, was er meines Wissens auch gehalten hat. — Darauf entstand der Gedanke, man müsse sich auf die erste Kammer stützen und durch sie ein Gegengewicht der zweiten schaffen; allein der Augenschein zeigte, daß die erste Kammer der zweiten gegenüber gar nichts bedeute, keinen Rückhalt im Volk und kein Ansehn in der öffentlichen Meinung, und an Kraft und Talenten nur das habe, was in ihr als Opposition dastand und mit der zweiten Kammer übereinstimmte. Und wär' es nur der einzige Rotteck gewesen, er wog die sämmtlichen andern Mitglieder auf, und konnte zwar nicht über deren Stimmen gebieten, aber seine scharfen, gediegenen, unerbittlichen Erörterungen, seine mit der Kraft der Wahrheit ausgerüsteten, mit dialektischer Kunst entwickelten Anträge trafen immer den Kern der Sachen und schlugen die Anmaßungen der Gegner siegreich nieder; sie verstummten, und erst, wenn sie aus der Kammer heraus und unter sich waren, fanden sie Worte, ihren Unmuth auszulassen. Aber ganz allein stand Rotteck in der Kammer doch nicht; es gab Anlässe, bei denen Wessenberg, Thibaut, der Fürst von Fürstenberg, und sogar der schwache schüchterne Hebel ihm beistimmen mußten, wenn sie nicht mit sich selbst in auffallenden Widerspruch gerathen wollten. Als das Adelsedikt an diese Kammer gelangt war, hatte der Berichterstatter Freiherr von Türkheim sich zwar als Streiter gegen die zweite Kammer hervorgewagt, aber anstatt mit guten Gründen sie mit schlechten persönlichen Ausfällen zu bekämpfen gesucht, doch als für die Debatte, außer Rotteck auch Thibaut sich als Gegenredner gemeldet hatte,

so fürchtete man das Auftreten dieser Beiden so sehr, daß man lieber die ganze Sache fallen ließ, und unter dem Vorwande, die Meinung des Bundestages anhören zu wollen, das that, was die zweite Kammer beantragt hatte, man erklärte, das unglückliche Machwerk fürerst nicht in Ausführung bringen zu wollen. So blieb denn diese Kammer so gut wie gelähmt, und für die Regierung wie für die Aristokratie selbst, zu deren Gunsten sie doch eingerichtet war, wenig brauchbar. Berstett und seine Genossen hofften auf andern Wegen ihr Heil zu finden. Das verderbliche Treiben sollte den großen Mächten vorgestellt, deren Hülfe angerufen werden, vor allem der Bundestag einschreiten. Etwas von diesem wurde in der That versucht, allein nur als geheime unamtliche Anregungen, die von keiner Behörde vertreten wurden, noch öffentlich hervorzutreten wagten. Es blieb genug von den giftigen Angebereien hängen, und wirkte im Stillen fort, aber zu amtlichen Schritten konnte es noch nicht kommen, die großen Höfe waren unter sich noch nicht einig, der Bundestag hatte mit sich selber die größte Noth, und die beiden Grafen, die an seiner Spitze standen, Buol-Schauenstein und Goltz, gaben ihre Schwäche täglich zur Schau! —

Die Abgeordneten ließen sich durch die gehässigen Verläumdungen und Angriffe nicht irren, sondern schritten fest in ihrer verfassungsmäßigen Bahn weiter; gestützt auf die gute Meinung ihrer Mitbürger, die besser wußten wie redlich und gemäßigt ihre Vertreter waren, achteten sie des schnöden Unglimpfs nicht, der täglich auf sie gehäuft wurde, und das Gespenst von revolutionairem Geist, das man aufstellte, schreckte nur die schwachen

Köpfe der Einsichtslosen oder Furchtsamen. Streng hielt sich die zweite Kammer an die Verfassung, kein Versuch über sie hinauszugehen fand Statt, sorgfältig wurde die Geschäftsordnung beachtet; keine Unschicklichkeit kam vor, kein Ruf zur Ordnung war jemals nöthig; den aufreizendsten Beleidigungen gelang es nicht, die ruhige Standhaftigkeit, den Ernst und die Würde zu stören, welche unausgesetzt in allen Verhandlungen sich behaupteten. Vornehme Russen, die von Paris kamen und als Reisende zufällig einer Sitzung der zweiten Kammer beiwohnten, konnten sich nicht erwehren mit vergleichendem Urtheil als unpartheiische Zeugen in die größten Lobeserhebungen dieses ruhigen gesetzlichen Ganges und dieser maßvollen Haltung auszubrechen, und betheuerten, diese Deutschen seien vor allen Völkern zum Verfassungswesen und zum öffentlichen Verhandeln berufen! Einer dieser Russen, erinnere ich mich sehr wohl, war des berühmten Namens Potemkin und später Gesandter in Rom. Das Gegenstück hiezu will ich nicht verschweigen! Die Oberhofmeisterin Gräfin Walsch, sagte beim Schluß einer Sitzung im Hinausgehen zu Rahel: „Haben Sie den Unsinn gehört? Die gemeinen Leute wollen ordentlich mitsprechen! Gott, warum hat der vorige Großherzog sich zu solcher Verfassung bereden lassen! Ihr König wird doch so was nicht auch thun?“ Rahel erwiederte bloß: „Versprochen hat er's.“ —

Ein paar Vorgänge waren von ergreifender Wirkung, und verdienen aufbewahrt zu werden. Bei einem Anlasse warf ein Regierungskommissair dem Abgeordneten Winter von Heidelberg vor, daß er zu streng und eigensinnig sei, dadurch die Sachen erschwere und die Verantwortung

auf sich lade, selbst manches von ihm und seinen Freunden doch Gewünschte zu vereiteln; da stand Winter auf, und rief mit bewegter Stimme: „Nicht was ich und meine Freunde wünschen, kommt hier in Betracht, sondern unsre Pflicht das Beste des ganzen Landes im Auge zu behalten. Dafür hab' ich beim Schwur meine Hand aufgehoben, und ich erhebe sie wieder!" Ein andresmal nachdem gezeigt worden, daß verfassungsmäßig keine der Kammern eine besondre Klasse vertrete, bekräftigte Duttlinger dies mit dem Ausspruch: „Der Grundherr in der ersten Kammer, obgleich er adlich ist, vertritt nicht den Adel, so wenig als ich in der zweiten die Leibeigenen vertrete, obwohl ich leibeigen bin." Zuerst erfolgte Staunen und ungläubiges Lachen, und man rief ihm von der Regierungsseite zu, es gebe in Baden keine Leibeigenschaft mehr! Duttlinger jedoch wiederholte mit feierlicher Gelassenheit: „Meine Herren, ich bin ein Leibeigener, was ich sage ist wahr, und außer mir sind noch andre Mitglieder dieser Kammer in gleichem Falle." Da folgte beschämtes Schweigen. Der gelehrte Professor des Rechts, der hochgeschätzte feingebildete Mann, der erwählte Volksvertreter ein Leibeigner! Der Eindruck dieses schneidenden Bekenntnisses war gewaltig, und gegenüber solcher Thatsache, dem Unrecht und der Rechtslosigkeit, mußte der Anspruch auf Vorrechte ganz verstummen.

Ich muß wieder eine Strecke zurückgehen, um einiges nachzuholen, was sich unterdessen in andrer Richtung ereignete. Nachrichten aus Berlin stellten uns die öffent-

liche Meinung dort in größter Gährung vor; die verschiedenen Ansichten und Denkarten, welche sich lange im Dunkel feindlich angeblickt, waren seit der Mordthat Sand's offner hervorgetreten, und gruppirten sich in Partheien, deren eine zwar nur klein, aber durch Hof- und Adelsverhältnisse mächtig war, die andre, freisinnige, die im ganzen Volke vorherrschte und die Mehrzahl der bessern Staatsbeamten und gebildeten Offiziere für sich hatte. Hardenberg stand unzweifelhaft auf dieser Seite, und gewissermaßen auch der König, der im Grunde bürgerlich gesinnt war. Aber von Adlichen umgeben, den Einflüssen derselben offen, so wie der allgemeinen Stimmung der Höfe, und erschreckt durch mancherlei Warnungen, zu denen die Regungen des Volksgeistes in Frankreich und Deutschland leicht benutzt werden konnten, neigte er stark zu den Ultra's, die sich als die Kämpfer für Thron und Staat ankündigten, und beide zu retten versprachen. Die Hauptfrage war jetzt, wiefern die verheißene Verfassung wirklich zu ertheilen sei, und wie sie beschaffen sein müsse? Hardenberg, der seine politische Laufbahn mit diesem Werke schließen wollte, würde dasselbe jedenfalls möglichst freisinnig eingerichtet haben. Es wurde daher alles aufgeboten ihm diese Sache zu entwinden. Da er nicht ohne Schwächen war, und manche Fehler beging, so wurden diese mit Eifer benutzt, ihm zu schaden, sowohl beim König als in der öffentlichen Meinung. Außer den Feinden alles Fortschritts, die schon gegen seine Vorgänger, besonders auch gegen Stein, ihre Ränke gesponnen hatten, bekam er nun auch diesen, und einen großen Theil der freisinnigen Männer zu Gegnern, denen er nicht mehr freisinnig, oder wie man es auch nannte,

nicht sittlich genug dünkte. Man hielt Wilhelm von Humboldt für den geeigneten Mann, nicht ihn zu ersetzen, das wollte man nicht, wohl aber ihn zu stürzen, und es war daher die große Angelegenheit diesen in das Ministerium zu bringen. Dies war nicht so leicht, indem auch seinerseits Humboldt sich ungemein schwierig zeigte, doch gab er zuletzt nach, und es war schon ziemlich entschieden, daß er ein Stück des Ministeriums des Innern — einstweilen sollte er sich damit begnügen — erhalten werde. Der Staatskanzler, geschwächt und beengt, und wegen seines Alters und seiner Fahrlässigkeit hart beschuldigt, war nun nicht mehr im Stande, sich in seinem hohen Amte freisinnig zu behaupten, er mußte, wie schon früher oftmals geschehen, den entgegengesetzten Strömungen nachgeben. Wir sahen eine Krisis voraus, die unter solchen Umständen nur unglücklich ausfallen konnte.

Ich fühlte wohl, daß Hardenberg für mich keine Stütze mehr war, und doch war er der einzige Hochgestellte, zu dessen Denkart ich noch volles Vertrauen hatte, und dem ich auch aus persönlicher Dankbarkeit mich verpflichtet hielt. Ich machte hieraus kein Geheimniß, und widerstritt Hardenberg's Tadlern, soweit ich es mit Grund konnte. Uebrigens hatte ich zu ihm kein näheres Verhältniß mehr, und er wußte kaum, daß ich zu seinen Vertheidigern gehörte. Die Ultra's in Berlin aber, und auch Stein und Humboldt, wußten es recht gut, und verdachten es mir sehr. Den letztern stimmte ein besondrer Umstand noch kälter gegen mich. Ein ausführliches Sendschreiben von ihm über Verfassung war veröffentlicht worden — ohne Zweifel in solcher Absicht schon geschrieben — worin er über diesen Gegenstand

sehr trübe Ansichten aufstellte, und dem Gemeinplatz von geschichtlichen Grundlagen, mit dem in Deutschland so viel Unwesen getrieben worden, eifrig das Wort redete. Dieses schwache, seines Geistes unwürdige Schreiben fand in der Speierer Zeitung einen kritischen Gegner, der mit höhnischer Dialektik dasselbe zerhieb und zermalmte. Humboldt hatte dergleichen nicht erwartet, und erfuhr auf sein Nachforschen, der Artikel sei aus Karlsruhe gekommen, wo sich denn die Vermuthung von selbst ergab, ich müsse ihn geschrieben haben. Nun war allerdings in der Speierer Zeitung, welche Butenschön herausgab, schon mancher kleine Aufsatz von mir erschienen, aber grade diesen hatte nicht ich, sondern Ludwig Robert ihm ohne mein Wissen und sehr zu meinem Verdruß eingeschickt, denn ich fand es nicht schön, mit einem Freunde, der Humboldt uns doch immer war, hinterrücks so schnöde zu verfahren. Indessen blieb er in dem festen Glauben, ich sei der Urheber, was ich erst mehrere Jahre nachher von ihm selbst erfuhr, und nun ohne Bedenken berichtigen konnte, da Ludwig Robert nicht mehr am Leben war. Meinen Vorwurf gegen Humboldt, wie er mich habe in Verdacht haben können, beseitigte er lachend mit den Worten: „O ich weiß wohl! aber man neckt sich, und liebt sich dabei doch!“ Indessen schien er doch sehr zufrieden, diesen Aufschluß erhalten zu haben.

Abwesend hatte ich demnach in Berlin ziemlich denselben Stand wie in Karlsruhe, und ich verhehlte mir nicht, daß ich an beiden Orten sehr gefährdet sei. Doch was sollte ich thun? Meine Ueberzeugung konnt' ich nicht verläugnen, die thatsächliche Wahrheit durft' ich nicht entstellen; so wenig es sein mochte, ich wollte in

dem großen Kampfe, der schon damals ein allgemeiner war, mein Theil redlich mitkämpfen. Meine Berichte stellten gewissenhaft die Sache der Stände in das rechte Licht, und rügten Fehler und Mißgriffe der Minister. Sie waren die einzigen, die man von dieser Art in Berlin empfing, und erregten unruhige Verwunderung, man rühmte die Abfassung aber war desto unzufriedener mit dem Inhalt. Die Winke, welche mir von Freunden darüber zukamen, mußt' ich unbeachtet lassen. —

Das Bedürfniß einiger Erholung und die Schicklichkeit, der Königin von Baiern aufzuwarten, die mit ihren Prinzessinnen Töchtern im Anfang des Juni zu Baden eingetroffen war, führte uns auf einige Tage dorthin. Die Königin, welche bisher mir nie besonders freundlich gewesen war, zeigte sich diesmal auffallend gnädig, was mir einigermaßen auffiel. Das Vertrauen ihrer Schwester, der Prinzessin Amélie, zu Rahel, löste uns das Räthsel durch eine Mittheilung, die zunächst noch das tiefste Geheimniß bleiben sollte. Es war eine Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer baierischen Prinzessin im Werke, und er selbst sollte im nächsten Monat zur Brautschau nach Baden kommen, und man hatte der Prinzessin, die man für die ausersehene hielt, auf ihre Fragen nach seinem Aussehen mich als eine entfernte Aehnlichkeit desselben bezeichnet, was ich indeß meinerseits bald nachher durch den Augenschein keineswegs bestätigt fand. Die Mittheilung war allerdings wichtig, und viele Gedanken knüpften sich an sie; jedoch wußten wir unmittelbar nichts damit anzufangen, als daß wir sie als Geheimniß tief bewahrten. —

Die Großherzogin Stephanie war von Scheibenhard

nach Ettlingen gezogen, und gedachte bald sich nach Mannheim und Baden zu begeben. Als ich sie zuletzt sprach, beklagte sie wehmüthig nicht mehr zu wissen wem sie vertrauen solle; sie wisse recht gut, wie man gegen sie gesinnt sei, diejenigen, denen sie Wohlthaten erwiesen, die sie beschützt, gerettet habe, seien ihr jetzt am feindlichsten; sie würde gewissen Leuten den größten Gefallen thun, wenn sie das Land ganz verließe, sich in die Schweiz etwa zurückzöge, aber weichen werde sie nicht, sie sei es ihren Kindern schuldig die ihr gebührende Stellung zu behaupten, und auch aus Stolz werde sie es thun. Sie hat sich in der That in der Folgezeit mit standhafter Geduld und taktvoller Würde gegen alle Anfechtungen zu erhalten und dabei ihre heitre Anmuth und Liebenswürdigkeit zu bewahren gewußt. Als ob es uns ahndete, daß wir in langer Zeit uns nicht wieder ohne Rückhalt würden sprechen können, war unser Abschied bewegt und ernst. —

Zwischen Würtemberg und Baden hatte sich noch immer kein recht freundliches Vernehmen finden wollen, und man fühlte beiderseits das Bedürfniß näherer Verständigung. Zu diesem Zweck erfolgte eine persönliche Zusammenkunft des Königs und des Großherzogs, am 28. Juni in Bellevue bei Kanstatt, die herkömmlich allen Anschein der besten Freundschaft hatte, und als ein glückliches Ereigniß laut gerühmt wurde; doch zeigte sich nur zu bald, daß damit nicht das Geringste gewonnen war; beide Fürsten waren zu verschieden, als daß sie einander hätten gefallen und vertrauen können; der Großherzog sagte zurückkehrend, der König sei ein schlauer Fuchs, aber für ihn doch nicht schlau genug, und der

König soll über den Großherzog sich noch unvortheilhafter ausgesprochen haben.

Mein Verhältniß zu dem letztern war äußerlich noch stets das freundlichste; er vertraute mir viele Dinge, sogar daß man mir bei ihm zu schaden suche, daß dies aber nicht seine gute Meinung ändre. Hingegen gab er zu erkennen, daß er mich ganz als ihm gehörig zu betrachten wünsche, daß ich es noch zu sehr mit der Großherzogin Stephanie, ja mit der verwittweten Markgräfin halte, und wenn ich hierüber mich rechtfertigend auslassen wollte, brach er ab, um mich von seinen häuslichen Verhältnissen zu unterhalten, er hatte ein Mädchen geringen Standes zur Geliebten und mehrere Kinder mit ihr, diese wünschte er in höheren Stand zu erheben, und wollte wissen, was man dazu sagen werde und wie es am besten zu machen sei? Man hatte ihm gerathen, von den Ständen hiefür eine Dotation zu verlangen. Ich erschrak über diesen Rath, den ich nur als einen ungehörigen und in den gegebenen Umständen sogar treulosen bezeichnen konnte. Mit der ganzen Angelegenheit mocht' ich mich nicht bemengen, vermied auch die Bekanntschaft der unscheinbaren Maitresse, und hielt mich selbst von dem Großherzoge etwas zurück. Dies war Andern sehr recht, die sich dieser schwachen Seite des Großherzogs gern bemächtigten, und überhaupt den sinnlichen Neigungen desselben zu dienen suchten. In diesem Geschäft war besonders der Baron von Ende sehr thätig, und man kann sagen, daß alle guten Eigenschaften des alten Fürsten von diesem Verderbniß her zuerst gelähmt und dann in ihr Gegentheil verwandelt wurden. —

Der Besuch der berühmten Sängerin Anna Milder

aus Berlin, welche mir durch den Staatskanzler selbst und durch Stägemann sehr empfohlen war, erfreute uns durch den höchsten Musikgenuß. Sie sang besonders Uhland'sche Lieder mit dem schönsten Ausdruck, und ganz Karlsruhe war entzückt. Wichtiger waren mir die Briefe und sonstigen Nachrichten, welche mir durch sie mit voller Sicherheit zukamen, und die ganz anders lauteten, als die der Post überlieferten. Die nächste Zeit entwickelte viel Uebles, aber es stand weit zurück hinter dem, was die Vaterlandsfreunde damals befürchteten; die schwärzesten Gewitterwolken standen vor Augen, entluden sich aber nur theilweise, und ein völliger Sieg sollte noch lange Zeit nicht den Ultra's noch den Liberalen zu Theil werden. Bei einem wiederholten Ausflug nach Baden begleitete uns Frau Milder, die dann auch Straßburg besuchte, Rahel aber beschloß nun in Baden abzuwarten, bis ich nach dem Schlusse der Kammern, den man schon nahe glaubte, ihr folgen könnte.

Unter meinen kurzen Ausflügen nach Baden war einer durch einen Vorgang merkwürdig, den ich nicht unerwähnt lassen kann. Ein Komet war seit einiger Zeit am Himmel erschienen, und strahlte Abends im Norden mit herrlicher Pracht. Das Wunderzeichen übte seine zauberische Macht auf die Gemüther, und selbst unabergläubische fühlten ahndungsvolle Schauer, und suchten irgend eine Bedeutung mit dem drohenden seltnen Schein zu verknüpfen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß wir eines späten Abends eine Gruppe von

Herren und Damen zusammenstanden und im Anblick des schönen Sterns allerlei Betrachtungen machten, als ein Ankömmling aus Frankfurt sich uns gesellte, und nach einer Weile plötzlich ausrief: „Aber wissen Sie denn die neueste Neuigkeit schon?“ Niemand wußte, was er meinte. „Sand hat einen Nachfolger gehabt, fuhr er fort, ein Staatsbeamter von Ibell ist in Schwalbach von einem jungen Menschen ermordet worden.“ Der Eindruck war furchtbar, es schien als ob der Meuchelmord in Deutschland eingeführt werden sollte, und solches Unheil durfte wohl durch einen Kometen verkündet werden! Indeß am nächsten Morgen kamen genauere Nachrichten, die That war mißlungen, der Apothekerlehrling Löning, der den Anfall versucht hatte, war ergriffen, die leere Nachahmung ohne tiefen Grund und bedeutenden Gegenstand zeigte keinen weitern Zusammenhang, und nachdem der erste Schrecken überwunden war, legte man der Sache keine besondre Wichtigkeit bei, und ließ sich wenig von ihr stören. Man durfte sogar glauben, daß mit diesem elenden Beispiel die gräßliche Verirrung ihr Ende genommen habe.

Die Freiheitsunterdrücker und Demagogenverfolger suchten auch aus dieser traurigen Geschichte den möglichsten Vortheil zu ziehen, und erneuerten ihr Geschrei von Verschwörungen, deutschen Assassinen; der Kampf in Schriften und Zeitungen wurde mit Erbitterung fortgesetzt; hier wurden die Ultra's fast immer geschlagen und schmählich zu paaren getrieben; allein der Trieb, man kann sagen die Wuth, nach dem erhobenen Lärm nun auch wirklich Verschwörungen nachzuweisen oder herauszudeuten, führte hartnäckig neue Truppen ins

Gefecht, und wenn ihre unhaltbaren Angaben am Lichte der Wahrheit zerfallen waren, hatten sie sogleich wieder neue, eben so unerweisbare hingestellt. In jedem Fall waren sie gewiß, allen Nachtheil, den sie in der öffentlichen Verhandlung erlitten, durch ihre geheimen politischen Anschläge, die für Karlsbad eingeleitet wurden, hundertfach wieder einzubringen.

Durch die Vorlegung des Finanzgesetzes oder Budgets, des eigentlichen Hauptstoffs aller Wirksamkeit, waren die Ständeverhandlungen in ein ganz neues Stadium getreten. Alle Geldbewilligung war durch die Verfassung vorzugsweise der zweiten Kammer zugewiesen. Es war daher nicht bloß Folge der öftern Erinnerungen des Ministeriums, es war auch Folge der bedrängenden Anfeindungen, daß die Kammer sich nun hauptsächlich diesem Gegenstande zuwandte, und die sonstigen Angelegenheiten theils ruhen ließ, theils nur mit nachlassendem Eifer fortsetzte, denn allerdings war für diese, selbst bei den edelsten Anstrengungen und reichsten Arbeiten wenig zu hoffen, da sie noch an eine erste Kammer gelangen mußten, auf deren Sinn und Willen nicht zu rechnen war, und an ein Ministerium, das sich schon vollkommen feindlich erwies. Das Budget aber war der Grund und Boden, auf dem die Abgeordneten am unbestreitbarsten feststehen und endgültige Beschlüsse fassen durften. Die Beschaffenheit der Finanzvorlagen war auffallend durch die Höhe der Summen, durch die Anordnung des Ganzen; ein schlechtverhülltes Defizit war

bald entdeckt und mußte eingestanden werden; es schien, als habe man absichtlich den Unwillen und die Verstimmung der Abgeordneten hervorrufen, sie zu strengen Entschließungen drängen wollen, um darauf nachher um so treffendere Vorwürfe zu begründen. Ueber manche Gegenstände, die ihnen zur Entscheidung hingegeben wurden, hätten sie lieber nicht abgesprochen, sondern gern ein Zartgefühl geehrt, durch das ihnen diese Gegenstände wären entzogen worden; sie selbst aber, wider Willen zur Entscheidung aufgerufen, glaubten auf ihrem Standpunkte nicht bloßem Zartgefühl folgen zu dürfen. So bei der allerdings harten und gewiß nicht klugen Verkürzung der Jahrgelder der Großherzogin Stephanie und der Markgräfin Amalia. Beides war dem Großherzog insgeheim lieb, und als auch die Summe für den Unterhalt der drei Töchter der Großherzogin kärglich bestimmt wurde, sagte der Großherzog zu mir: „Das ist schon ganz recht! Was braucht die Großherzogin eine so kostbare Erziehung für ihre Kinder? Die Frau von Graimberg bekommt jetzt als Erzieherin mehr, als sonst alle badischen Prinzessinnen gekostet haben! Wegen der Markgräfin, fügte er hinzu, ist mir doch die Sache unangenehm, weil die nun in St. Petersburg sehr schreien wird.“ —

Nebenius war der Hauptvertheidiger des Budgets, das er aber nicht entworfen hatte. Mit dem redlichsten Willen und der größten Gewandtheit erfüllte er seine Aufgabe bis zu den äußersten Gränzen; aber offenbaren Thatsachen konnte er nicht widersprechen, zu Lügen und Verdrehungen sich nicht erniedrigen. Der Kampf war auf manchen Punkten lebhaft, überschritt indeß nie die

Schranken des Anstands und der Ordnung. Der Kriegsminister Generallieutenant von Schäffer, mit dem ich kurz vorher einen Kartellvertrag unterhandelt und abgeschlossen und dabei seiner franken Redlichkeit mich erfreut hatte, gewann in der Erörterung des Militairbudgets, an der er seinerseits mit Offenheit und Nachdruck theilnahm, und durch die stolze Freimüthigkeit, mit der er bekannte gemeiner Soldat gewesen zu sein, die größte Hochachtung, selbst derer, die ihn bestreiten mußten. Man sah deutlich an diesen Beispielen, daß es den Ministern bei etwas mehr Geschick und weniger Hoffahrt sehr leicht gewesen wäre, von der Kammer die rücksichtsvollste Nachgiebigkeit zu erlangen. Allein sie legten es wie geflissentlich nur immer auf größeren Zwiespalt an, und stimmten auch den Großherzog immer feindlicher. Als ich nach einer Sitzung ihn besuchte, fand ich ihn von dem Verlaufe derselben schon unterrichtet, und sehr aufgereizt gegen die Abgeordneten sowohl als gegen die Regierungskommissaire, besonders gegen Nebenius. „Der Nebenius, sagte er, das können Sie mir glauben, lieber Varnhagen, der hätte eigentlich das Zuchthaus verdient, der hat ja den Ständen über die Finanzen solche Aufschlüsse gegeben, die ein Verrath seiner Amtspflicht sind!" Ich wollte versuchen, den braven und in meinen Augen vorwurfsfreien Mann zu vertheidigen, allein bevor ich noch Worte fand, fuhr der Großherzog zu meinem Erstaunen in gleichem Zorn heraus: „Zwar ich kann nichts dagegen sagen, mein Wille war's, ich hatte ihm befohlen, den Ständen alles offen hinzulegen!" Nachdem der Großherzog dies gesprochen, was konnte ich noch sagen? Ich sah traurig und hoffnungslos in diesen Abgrund

von Verwirrung und Widerspruch. In gleicher Weise machte der Großherzog nun den Abgeordneten zum Vorwurf, daß sie das Witthum der Großherzogin und der Markgräfin geschmälert, und die Erziehung der Prinzessinnen in unanständiger Weise gleichsam an den Mindestfordernden zur Versteigerung ausgebracht hätten! Ich konnte mir nicht verhehlen, daß in seinem Innern nur ein kleiner Raum bessern Bewußtseins noch frei war, auf welchem sein Vertrauen zu mir wurzeln konnte, aller übrige gehörte schon den giftigsten Einflüsterungen. —

Die Verhandlungen nahmen nun mehr und mehr die Gestalt eines bittern Kampfes. Der Regierungskommissair Staatsrath von Sensburg, der ohne Geist und Fähigkeit sich anmaßte den Abgeordneten vorzuhalten, die Beamten verstünden die Sache besser als sie hier Versammelte, unter denen grade die höchsten und kundigsten Beamten saßen, wurde mit solchen starken Gründen zurechtgewiesen, daß er wohl erkennen mußte, diese ständischen Sachen verstehe er ganz und gar nicht, und daß er sich kaum noch wieder wollte sehen lassen. Weil man mit dem Bundestage gedroht hatte, schleuderte Liebenstein gegen diesen eine geistvolle Rede, die jede Einmischung dieser Behörde, die auf ihrem eigenen Felde genug zu thun habe und so wenig leiste, nachdrücklich verwarf, und worauf in Frankfurt kein Wort erwiedert wurde.

Jetzt kamen auch die Verdächtigungen dreister hervor, die mich bisher dunkel umschlichen hatten. Ich erfuhr, daß der Polizeidirektor von Sensburg, Sohn des Staats=

raths, von Berstett heftig war ausgescholten worden, er sei nachlässig in seinem Amt oder lasse sich berücken, wieso habe er nicht gemeldet, oder ihm entgehen können, daß die Häupter der zweiten Kammer alle Abend bei dem preußischen Minister-Residenten zusammenkämen und dort bis tief in die Nacht beriethen? Vergebens wandte Sensburg ein, er müsse diese Angabe durchaus bestreiten, denn er selber sei jeden Abend mit diesen Abgeordneten auf dem Museum zusammen, das sie selten vor Mitternacht verließen, und von mir könne er bestimmt versichern, daß ich die Abende fast immer ohne alle Gesellschaft sei, ja ganz einsam mit meiner Frau beim Thee gewöhnlich vor der Hausthüre sitze; ihm wurde gesagt, diese Nachrichten seien falsch, er solle sich bessere Kundschafter halten. Sensburg selbst, den ich übrigens nicht kannte, ließ mir durch Friederich von diesem Vorfall Nachricht geben und mich zur Vorsicht ermahnen, denn er sah mit Aerger, daß außer seiner Polizei in dem kleinen Karlsruhe noch eine zweite bestehe, der man mehr glaubte, weil sie ihre Nachrichten gefälliger nach den Wünschen einrichte. — Sodann hieß es, ich habe gegen alle Ordnung und Schicklichkeit der Berichterstattung Winter's öffentlich Beifall geklatscht, ihn selbst beim Ausgang aus der Kammer umarmt und geküßt. Dergleichen war ich nie gewohnt zu thun, und was vor allen Augen geschehen war, konnte von allen diesen auch als etwas ganz anderes bezeugt werden; eben so wenig ließ mein Benehmen auf der Zuhörerbühne, wo ich mit Fleiß eine stille gleichmäßige Haltung beobachtete, nie errathen was in mir vorging; mein Tadel oder Beifall blieb stets verschlossen. Meine freisinnigen Ansichten waren bekannt,

mein Wohlgefallen an den Ständen gleichfalls, und dem Großherzog und seinen Ministern glaubt' ich mein Urtheil nicht verhehlen zu dürfen, so wenig wie dem Ministerium in Berlin. Aber politische Streitigkeiten mied ich sorgfältig, ließ jedem seine Ansicht, und stand mit allen Fürstlichkeiten, Hof- und Staatsbeamten, Berstett nicht ausgenommen, so wie mit meinen diplomatischen Kollegen, auf ungestört freundlichem Fuß, kaum daß einmal scherzend auf unsere verschiedenen politischen Meinungen angespielt wurde. Die Ständemitglieder kannt' ich meist nur von dem Sitzungssaale her, hatte keinen näheren Verkehr mit ihnen, namentlich waren Winter und Nebenius mir so fremd, daß ich nicht einmal wußte wo sie wohnten. Doch sollt' ich dem erstern auch sogar seinen Bericht geschrieben haben, denn wie wäre jener, den man so lange Jahre als einen mittelmäßigen Unterbeamten gekannt, plötzlich zu solchem Talent gekommen? Aber wie ich dazu kommen sollte, der ich mich in dieser Art Schriften noch nie versucht hatte, fragte man nicht! Man hätte mit gleichem Rechte sagen können, ich schriebe Schleiermacher's Predigten! Genug, ich sollte der geheime Rathgeber und Führer dieser Männer sein, der eifrige Zubläser des Feuers, das überall so gefährlich aufloderte. Der Ursprung dieser bösen Gerüchte war nicht schwer zu errathen, ihre Verbreitung auf diplomatischem Wege leicht zu verfolgen. Wie in Karlsruhe, so waren sie auch in Stuttgart und Darmstadt, in München und Frankfurt verbreitet. Daß sie auch nach Berlin gedrungen waren, durfte mich nicht befremden; hier allerdings mußten die falschen Angaben, welche von allen Seiten übereinstimmend einliefen, und wo man sie zu

prüfen weder Mittel noch Willen hatte, die stärkste Wirkung thun. Hämisch fragte man unter der Hand, was für Weisungen ich denn wohl von meiner Regierung habe? ob ich vielleicht von Hardenberg deren empfange, die denen von Bernstorff widersprächen? — Daß ich deren seit einem halben Jahr gar keine erhalten, dachte niemand!

Mitten in diese Geschichten fiel der Besuch des Prinzen Wilhelm von Bentheim-Steinfurt, meines ehmaligen Obersten im österreichischen Kriegsdienst. Er hatte seinen Adjutanten vorausgeschickt, um sich bei mir anzumelden. Sein Erstes war mich zu bitten, ihn nicht Fürst, sondern Prinz zu nennen, es sei ihnen daran gelegen, hierin den Gebrauch der regierenden Häuser anzunehmen, in Oesterreich wolle man dies zwar nicht gestatten, aber in Preußen ginge es schon durch, und er hoffe, man werde es zuletzt überall gestatten. Dann sprach er von meinen Angelegenheiten. Er war erfüllt von allem Nachtheiligen, das er in Frankfurt über mich gehört hatte, und wollte kaum glauben, daß jenen Angaben nur Lügen oder lügenhafte Uebertreibungen zum Grunde lägen. Freilich konnte er mit den schlimmen nicht zusammenreimen, daß er mich mit dem Großherzog in so gutem Vernehmen sah, denn als dieser uns auf einem Spazirgang vor dem Schlosse begegnete, redete er mich gleich vertraulich an, wollte wissen wer der Fremde sei, und als ich es gesagt, ließ er uns beide sogleich zur Tafel einladen. Auch Berstett gab uns ein Gastmahl, bei welchem nicht die geringste Verstimmung zu merken war, außer daß ich mit Wessenberg in litterarischen Streit über Friedrich Schlegel gerieth, den er angriff und

ich vertheidigte, wobei Berstett sogar auf meiner Seite stehen wollte. Dagegen erfuhr der Prinz durch mich selbst meine ganze Denkungsart und Beurtheilung der politischen Dinge, worüber er sich als eingefleischter Aristokrat und als mein aufrichtiger Freund sehr betrübte. Vor allem wollte er seine Standesgenossen die Mediatisirten im Staate bevorrechtet, und auch vom badischen Adelsedikt diesen Theil gerettet wissen, den andern, die niedern Adlichen betreffend, gab er gern preis. Gleichwohl gestand er, daß die Mediatisirten grade jetzt ihren Vortheil schlecht verstünden, zu keiner Einigkeit gelangen könnten, und einer nach dem andern die gemeinsame Sache verließen, um ihrem Sondervortheil nachzugehen, weßhalb er selbst auch aufgehört habe ihr Bevollmächtigter zu sein, in welcher Eigenschaft er bisher in Paris, London, Berlin und Frankfurt thätig gewesen war. Ich behauptete, wie schon früher, daß die Mediatisirten, eine politische Klasse wie es in der Welt keine zweite gebe, in Deutschland einen großen und ehrenvollen Beruf haben könnten, wenn sie, anstatt selbstischen kleinen Zwecken nachzugehen, der gemeinsamen Sache des Vaterlandes, der Sache des Volks und der Freiheit sich zu widmen den Muth hätten, da liege ihr einziges Heil, sie müßten vorwärts, nicht zurück blicken; allein noch jeder, den ich gesprochen, sei davor zurückgebebt. Er stellte dies nicht in Abrede, meinte aber, sie würden zu solchem Wirken die Kuriatstimmen am Bundestag anwenden, und war verdrießlich ungläubig, als ich ihn versicherte, sie würden diese Stimmen nie bekommen. Ehe er nach Baden abreiste, um dem Könige von Baiern aufzuwarten, waren wir nochmals beim Großherzog, und indem er sich durch

die ausgezeichnete Aufnahme und besondere Höflichkeit sehr geschmeichelt fühlte, mußte er zu seiner heilsamen Demüthigung zuletzt noch erfahren, daß der Großherzog ihn die ganze Zeit für einen Bentinck gehalten habe! —

Ich erhielt die amtliche Anzeige, daß der Kronprinz von Preußen auf seiner Reise nach der Schweiz durch Karlsruhe kommen und daselbst am 13. Juli anlangen werde. In Folge gleicher Anzeige hatte schon Küster einige Tage früher sich in Karlsruhe eingefunden. Ich fand ihn äußerst höflich, aber minder vertraulich als sonst, und dagegen mit Berstett, dem er wie auch dem Großherzog bisher wegen meines Zähringer Großkreuzes gegrollt hatte, im besten Einvernehmen. Es mußte mir auffallen, daß ihr eifriges Gespräch, wenn ich hinzutrat, plötzlich abbrach und eine gleichgültige Wendung nahm. Wir fuhren zusammen nach Bruchsal, wo der Kronprinz zuerst eintreffen und bei der verwittweten Frau Markgräfin ansprechen wollte. Wir waren bei ihr zum Frühstück, und fanden sie sehr aufgeräumt und gesprächig, sie ließ sich besonders mit mir ein, sprach von ihrer Tochter Amélie, von deren Freundschaft für Rahel. Bald verkündeten ausgeschickte Boten die Ankunft des hohen Gastes, und in Sturmeseile rollten die Wagen in den Schloßhof, stürzte der Kronprinz heraus, und flog in die Zimmer der Frau Markgräfin. Der General von dem Knesebeck, der den Kronprinzen begleitete, sagte uns, derselbe würde sogleich nach Karlsruhe weitereilen, und Küster und ich fuhren schleunigst zurück, um uns in

Uniform zu werfen und ihn auch dort zu empfangen. Mit schnellen Pferden, deren Lauf er gelegentlich selber mit Peitschenhieben beschleunigte, folgte er uns auf dem Fuße, und kaum gelang es uns vor ihm an der Thüre des Gasthofs zu sein, wo er abtreten wollte. Seine Lebhaftigkeit war außerordentlich, er stürzte mehr aus dem Wagen als daß er herausstieg, fiel überrascht dem Großherzog in die Arme, stürmte dann die Treppe hinauf, war schnell umgekleidet, und besuchte den Großherzog, indem wir Alle folgten. Wieder im Gasthof angelangt, sagte er Küster'n und mir ein paar Worte, und entließ uns, weil er sogleich schreiben wolle. Zu einer Abendtafel in Gala fand er sich nicht ein, besuchte aber den Großherzog und begab sich dann zur Ruhe. Am folgenden Tage war Sitzung der Kammern, der Kronprinz besuchte die der zweiten Kammer, und als ob es verabredet gewesen wäre, kam nichts vor, was irgend einen guten Eindruck hätte machen können, keine kühne Rede, keine lichtvolle Erörterung, nur die kleinlichsten Budgethäkeleien, die auch mir Widerwillen erregten, und die ihm noch kleinlicher vorkommen mußten; dem Großherzog wurde ein überflüssiger Adjutant abgesprochen, das war die Hauptthat der Sitzung, und was sonst Unwillen und Aerger hervorgerufen hätte, schien bei dieser Gelegenheit willkommen zu sein, denn der Kronprinz äußerte sich mißfällig über dies Verfahren der Stände. Knesebeck sprach nachher mit mir über diese ärgerlichen Kammerverhandlungen, und hörte nur kopfschüttelnd an, was ich ihm über den wahren Hergang der Dinge sagte, daß nur die Unfähigkeit und der böse Willen der Minister diesen schlechten Stand bewirkt habe. Allein er ließ sich

nicht weiter ein, und mochte wie auch der Kronprinz, schon mehr über mich wissen, als ich selber. Außerdem war nicht viel Zeit zum Reden, alles war beständig in athemlosem Fluge, nicht nur Knesebeck, sondern auch die jüngern Begleiter konnten kaum mitkommen. Küster und ich konnten von dem Kronprinzen wenig sagen, alle Personen aber, mit denen er sich unterhalten, sprachen mit Entzücken von seiner Liebenswürdigkeit, seinem zwar ungestümen, aber frischen und anmuthigen Wesen, seiner jugendlich unbefangenen Freiheit. Am Tage darauf eilte er nach Baden.

Unmittelbar nach diesem Besuch erhielten wir Nachrichten aus Berlin, welche das größte Aufsehn und mannigfache Bestürzung erregten. Es waren daselbst plötzliche Verhaftungen vorgenommen und viele Papiere unter Siegel gelegt worden. Ein Artikel in der Staatszeitung, welche zwar der Geheime Staatsrath von Stägemann redigirte, aber dabei gar nicht freie Hand hatte, und diesmal ganz den polizeilichen Eingebungen folgen mußte, schlug gleichzeitig Lärm, und verkündete die Entdeckung hochverrätherischer Verschwörungen und demagogischer Umtriebe, die sich über ganz Deutschland erstreckten, hauptsächlich aber von den Universitäten und vom Turnwesen ausgingen. Ueber letzteres war schon eine heftige litterarische Fehde geführt worden, Steffens in Breslau hatte dasselbe als ein Verderben der Jugend geschildert, auf das staatsgefährliche Treiben aufmerksam gemacht, wodurch er mit seinen früheren Freunden zerfallen war.

Man erfuhr daß der Turnlehrer Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht sei, daß Schleiermacher, Reimer, in Bonn Arndt und beide Welcker ihrer Papiere beraubt worden; über vierzig Polizeibeamte waren gleichzeitig von Berlin ausgesandt, um an den verschiedensten Orten Verhaftungen und Beschlagnahmen auszuführen. Außer jenen bekannten Namen wurden eine Menge uns unbekannter angeführt, dann auch wieder solche, die man ganz unglaublich fand. Das Ganze glich einem Staatsstreich, dem Sieg einer Parthei, bei dessen Ausführung sie selbst nicht ohne Unruhe war, und große Gefahr und möglichen Widerstand erblickte. Der König war deßhalb auch von Berlin abgereist, um von der Sache nicht unmittelbar berührt zu werden. Die polizeilichen Gewaltmaßregeln gingen zunächst vom Geheimen Rath von Kamptz aus, einem diensteifrigen, sonst nicht bösartigen, aber sehr beschränkten Manne, der sich als blindes Werkzeug gebrauchen ließ. Ueber ihm stand der Minister des Innern und der Polizei, dieser aber folgte ohne Widerrede den Befehlen oder Winken des Fürsten von Wittgenstein, der als das Haupt der Hofparthei galt, eigentlich aber selbst nur ein Diener dieses Mitteldings von Gespenst und Wirklichkeit war. Der Staatskanzler mußte die Sachen geschehen lassen, überzeugt daß ihr Ungrund sich erweisen werde; diesen schon jetzt zu behaupten, hätte nur ihn selbst verdächtigt; der Schlag war gegen ihn und seine Freunde mitgeführt, mußte aber an dieser scheinbaren Nachgiebigkeit noch abgleiten; schwerer fühlten sich die höheren sogenannten Liberalen, Stein, Humboldt, Gneisenau, Savigny, Niebuhr, Eichhorn und viele Andre getroffen, die zwar mit jenen Demagogen nicht

gleichen Sinnes waren, aber doch durch einige Fäden mit ihnen zusammenhingen, auf Verfassung drangen, und daher der Hofparthei noch verhaßter waren als jene, die wenigstens nicht als Nebenbuhler zu hohen Staatsämtern auftreten konnten. Ueberall widerhallte das Geschrei von Hochverrath, von Anschlägen gegen das Leben der Fürsten und ihrer getreusten Diener, von blutdürstigen Jakobinern, revolutionairen Lehren, staatsgefährlichen Vereinen. Die Universitäten, die Zeitungsschreiber, die Landstände, alles Verschiedenartigste, unter sich Feindlichste, wurde in dieselbe Verdammniß geworfen, jeder Zweifel an dem ausgebreiteten Verderben, jedes Schutzwort für die Angeklagten, für die Universitäten, die Presse, jedes Wohlgefallen an ständischen Dingen, wurde zum Verbrechen gemacht. Die Höfe, das ganze Junkerthum, die Diplomaten, stimmten in das Geschrei nach Kräften ein, und stürzten sich geschäftig in die eröffnete Bahn der Verdächtigungen und Verfolgungen. Bald wurden auch aus Freiburg und Erlangen, aus Gießen und Jena Verhaftungen kund, in Jena traf auch Oken's Papiere das Schicksal roher Durchsuchung, viele Professoren sollten abgesetzt, ganze Universitäten aufgehoben werden. Das Geschrei war maßlos und betäubend.

Der Großherzog, den ich nur noch sehr selten aus eignem Antrieb aufsuchte, wünschte mich zu sprechen, und fragte mit großer Besorgniß, was ich von den Dingen hielte? Daß ich die Angaben für übertrieben erklärte, war ihm als Beruhigung lieb, daß aber gar nichts daran sei, wollte er nicht glauben. Schon der Markgraf Wilhelm, der aus Rußland über Berlin zurückgekehrt war,

hatte bei seiner Durchreise daselbst im Vertrauen gehört, daß man argen Dingen auf der Spur sei, daß die Anzeigen sich täglich häuften, und daß nächstens die Regierung zu entscheidenden Maßregeln schreiten müsse; zu den Anzeigen hatte er auch wohl selber beigetragen, und nach empfangenen Weisungen aus Karlsruhe sich über den Geist der badischen Stände wie meinen vermeintlichen Einfluß auf sie höchst nachtheilig geäußert, worauf ihm die Zusicherung ertheilt worden war, daß dem Unwesen bald Abhülfe bevorstehe. Der Großherzog wollte wissen, ob Freunde von mir unter den Verhafteten seien, was ich mit entschiedenem Nein beantwortete. Dann fragte er, warum der König vor dem Ausbruch der Sache nach Breslau gereist sei? Da ich keine Ursache anzugeben wußte, so platzte er heraus: „Das kann ich Ihnen sagen! Er hat sich gefürcht't! Er hat sich gefürcht't!" Auf meinen lebhaften Einspruch versetzte er dann begütigend: „Nehmen Sie das nicht so schlimm, ich dien' ihm so gut wie Sie, und was wir hier unter uns reden, das schadet nichts." Dabei wiederholte er den Vorwurf, den er mir schon bei andern Gelegenheiten gemacht, ich sei zu preußisch! Ich entgegnete, wenn Preußen nur selber preußisch sei, könne ich nie zu preußisch sein! —

Welchen Eindruck die Sachen in Berlin gemacht, wie besorgt und eingeschüchtert die Liberalen geworden, zu welcher Sprache sie einlenken zu müssen glaubten, giebt am besten ein Brief von Stägemann zu erkennen, den ich deßhalb hier einschalte. Er schrieb mir unter dem 16. Juli 1819:

„Unser Briefwechsel, theuerster Freund, scheint seit

meiner Reise nach Schlesien, von der ich unlängst zurückgekommen bin, ganz unterbrochen worden zu sein. Ich habe sogar vergessen, ob Sie mir einen Brief schuldig sind, oder ich Ihnen. Sollte ich Ihnen nicht durch Madame Milder einen Brief geschickt haben? Doch ist es mir in der That entfallen.

Was sich inzwischen hier begeben, werden Sie längst wissen. Man ist durch aufgefangene Correspondenzen, wie es heißt, einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, die nichts weniger will, als die Throne des Jakobinismus auf den Thronen der Fürsten errichten, die nur Mord und Hochverrath athmet. Ich glaube nicht, daß der Fürst Staatskanzler die bestimmte Sprache dieserhalb öffentlich würde führen lassen, wenn nicht die Existenz einer geheimen Verbindung daraus hervorginge. Dieses also setze ich als fundatirt voraus, und dann versteht es sich von selbst, daß die Regierungen auf ihrer Hut sein müssen. Aber ob die Maßregeln, wie sie genommen werden, die angemessenen sind, ist mir sehr zweifelhaft. Ich fange in der That an, großes Unheil zu besorgen. Der Mann gefällt mir nicht, und das Weib noch weniger. Die Sprache unserer sogenannten Liberalen ist mir höchst unangenehm; und aufrichtig gesagt will mir Ihre dortige zweite Kammer nicht einleuchten. Mir kommt vor, als ob der in den Zeitungen so gerühmte Winter nur ein schwaches Haus sei, und Liebenstein auch mehr nach einem Namen in den Zeitungen als in der Geschichte strebe. Es scheint mir ganz unmöglich, daß es zum Ziele führe, wenn sich die Volksrepräsentanten gegen die Fürsten in Opposition stellen; es muß die Souveraine erbittern und zu Gewalt-

schritten leiten, die, welchen Erfolg sie auch haben, doch immer ein großes Uebel sind, und uns in blutige böse Verwirrung führen müssen.

Dagegen scheinen mir die Regierungen auch auf einer unrichtigen Bahn, wenn sie voraussetzen, daß sie es nur mit einer Anzahl von Demagogen zu thun haben, durch deren Unterdrückung sie das Uebel in der Wurzel zu vertilgen meinen. Die Sache ist viel gefährlicher für sie, als sie glauben: Die Gesinnungen sind überall angesteckt, und die Köpfe werden wachsen, wie die der Hyder. Es wäre möglich, daß in Deutschland die Gewalt jetzt noch wirksam sein und eine absolute Souverainität der Fürsten aufrecht erhalten werden könnte — aber wir müssen unsre Augen dabei nach Frankreich wenden. Frankreichs constitutionelle Monarchie steht meines Bedünkens fest, und reißt die Nachbarn mit. Wie wollen unsre Fürsten mit Frankreich Krieg führen, wozu es doch über kurz oder lang kommt? Indeß ist es allerdings schlimm in so verworrener Zeit in so verworrenen schweren Händeln zu rathen.

Noch immer hoffe ich, daß Preußen vor den Gefahren die sich besorgen lassen, werde bewahrt bleiben. Auch die jetzige Untersuchung zeigt, daß unsre Gemüther noch die ruhigsten sind, und ich denke, daß wir noch lange unsern Toast werden trinken können: das Land worin wir leben!

Suchen Sie an Ihrem Theil auf die dortigen Repräsentanten zu wirken, daß sie nicht ihren Leidenschaften und den Eingebungen einer trostlosen Ehrsucht folgen, und daß sie nicht Zwiespalt zwischen der Regierung und dem Volk befördern. Der Großherzog giebt gewiß keinen

Anlaß, und würde die Adelsgeschichte anständig ausgeglichen haben, wenn man anständig verfahren wäre. Sie sind noch jung und werden noch an den Begebenheiten der Welt theilnehmen. Ich habe mich längst entschieden, mich in die Bezirke der Kunst zu flüchten, und nur das Schicksal meiner Kinder macht mich für die Zukunft besorgt. August, der jetzt in Bonn ist, hat nur für die Wissenschaften Sinn und diese werden ihn auch in harten Tagen aufrecht halten. Nächstens mehr. Kiesewetter haben wir vor einigen Tagen begraben. Die herzlichsten Grüße an Ihre liebe Frau. Totus tuus Stägemann."

Nicht des Schreibers eigne Gesinnung drückte dieser Brief aus, sondern die er für die jetzt geltende und nützliche hielt, mit verschämten Zusätzen eines noch übrigen Freisinns, damit die bisherige Denkart mit einigen Ehren sich zurückzöge. Seine Rathschläge jedoch, welche die thatsächliche Wahrheit und eigne Ueberzeugung fremdem willkürlichen Dünken unterordnen wollten, die zu befolgen mir jederzeit unmöglich gewesen wäre, und die ich nicht einmal für klug halten konnte, kamen überdies noch viel zu spät; als ich sie las war über mich, ohne daß ich es wußte, schon entschieden. —

Ein andrer Freund, der Gesandte von Gruner in der Schweiz war nicht weniger durch die Berliner Maßregeln aufgeregt. Er schrieb mir sogleich, daß er zwar keineswegs an die Verschwörungen und Verbrechen glaube, daß er aber dem fanatischen Wahn gegenüber jede Vorsicht nützlich halte. „Vernichten wir daher unsre Papiere, mein theuerster Freund! schrieb er, wie leicht könnte nicht auch an uns die Reihe kommen. Und bei aller Reinheit

der Gesinnungen, wie leicht ist der Bosheit oder Dummheit, einzelne Sätze auszureißen und im bösen Sinne zu verdrehen!" Ich konnte hieraus genugsam ersehen, wie gefahrvoll ihm die Lage der Dinge schien. Er selbst war allerdings in Berlin bei diesem Anlasse sehr mitverdächtigt und der schlimmsten Verbindung beschuldigt worden, so daß es nahe daran war, auch seine Papiere zu durchsuchen, was auch die Zeitungen sogar als geschehen meldeten. Doch hatte man ihn diesmal noch geschont; seine Beeiferung gegen die Bonapartisten und seine bei den Berner Aristokraten erlangte Gunst, — er hatte die vornehmsten mit preußischen Orden schmücken lassen —, sprachen für ihn, und als der Kronprinz in die Schweiz kam, wußte er seinem alten Gönner Knesebeck jedes Mißtrauen zu benehmen, so daß dieser ihn nachher in Berlin für einen der Bestgesinnten erklärte. Dem armen Gruner konnte dies wenig mehr nützen, er war bereits im traurigen Kampfe mit einer unheilbaren Lungensucht, die ihn wenige Monate später fortraffte!

Der durch Baiern und Oesterreich lange verzögerte Abschluß des Vertrags, durch welchen in Folge der Aachener Festsetzungen die badischen Angelegenheiten völlig sichergestellt wurde, kam erst jetzt in Frankfurt zu Stande; Humboldt, der mit Ungeduld die Erledigung dieses Geschäfts abgewartet hatte, bereitete nun sich zur Abreise nach Berlin, wo er zwischen feindlichen Partheien hauptsächlich in der Verfassungssache thätig und den widersprechendsten Anforderungen genügen sollte. Man wußte

nicht ob er dabei ältern Uebereinstimmungen gemäß mehr mit dem Staatskanzler, oder in Folge seiner persönlichen Verbindungen mit dessen Gegnern stehen würde; die Hofparthei hatte über ihn zwei Meinungen, deren eine ihn verwarf, die andre ihn zu gewinnen hoffte. Das letztere hielt ich zwar für unmöglich, aber ich wußte, daß er bei durchaus guten Absichten den Umständen einen großen Spielraum gewährte, wozu selbst seine Dialektik ihn vermochte, welche sich zur Aufgabe stellte, von jedem Punkt aus zum Wahren und Guten zu gelangen. Diese weiten Umwege waren nicht nach meinem Sinn, ich konnte sie als nothwendige annehmen, wie ich lange Zeit auch gethan, nicht aber sie wählen, so lange andre offen standen. Den Rath mich an Humboldt anzuschließen, unter ihm in Berlin eine mir angemessene Stellung zu erlangen, mußt' ich, wie dringend er mir wiederholt ertheilt wurde, unbefolgt lassen. Ob die Sache geglückt wäre? Ich zweifle. Mein Stern war in solchen Dingen eben so wenig günstig wie der seinige. Jedenfalls aber war schon längst alles zu spät.

Von politischen Neuigkeiten war die bedeutendste das Gerücht, daß zu Karlsbad im August ein Kongreß von Ministern zusammentreten werde, um die gefahrvollen Zustände Deutschlands in Erwägung zu ziehen, und Maßregeln gegen die revolutionairen Bestrebungen zu treffen, die überall in Wort und That so erschreckend ans Licht traten. Von allen Seiten bestätigte sich dies Vorhaben. Metternich und Gentz

wurden als die Häupter bezeichnet, um welche sich die Andern schaaren würden. Von Seiten Preußens sollte Bernstorff an den Berathungen theilnehmen, Berstett, der Badens Vertretung übernahm, hoffte in der glänzenden Versammlung von Diplomaten die Scharten auszuwetzen und zu rächen, die er im ungleichen Kampfe gegen die Stände davongetragen hatte. Ein zu dem genannten Zweck veranstalteter und aus solchen Mitgliedern bestehender Kongreß verhieß den deutschen Freiheits- und Verfassungsbestrebungen nicht viel Gutes, doch war man weit entfernt, von ihm ein solches Uebermaß des Schlechten zu erwarten, als er in der That geliefert hat. — Die baierische Ständeversammlung war vor kurzem mit leidlichen Ergebnissen zum Schlusse gelangt, eine würtembergische, zur Mitberathung einer Verfassung berufene, sollte nächstens zusammentreten; in Berlin war immerfort noch ernstlich die Rede von Provinzial- und Reichsständen, eine Kommission zu deren Entwerfung neuerdings ernannt, die Presse zu diesem Zweck im freisinnigsten Geiste thätig, das mündliche Wort kühn und trotzig. Unter solchen Umständen schien von der Versammlung zum Theil doch einsichtiger Minister nicht allzuviel zu fürchten. —

In Karlsruhe hatten die Ständeverhandlungen leider eine widrige Wendung genommen, das kleinliche bittre Gezänk über das Budget war langweilig, unter den Abgeordneten selbst traten Spaltungen ein, die geistig begabteren nahmen lässiger Theil an den Sitzungen, die mich ebenfalls wenig mehr anzogen, und die ich nur noch aus Pflicht besuchte. Der Schluß des Landtages unmittelbar nach bewilligtem Budget wurde nächstens

erwartet, mit nicht geringerer Ungeduld von den Abgeordneten, als von dem Hof und den Ministern. Berstett bereitete sich schon auf Karlsbad vor, und war ganz reisefertig. —

Doch sollte vorher noch eine große Festlichkeit stattfinden. Die Vermählung des Markgrafen Leopold mit der Prinzessin Sophie von Schweden war beschlossen, und auf den 25. Juli festgesetzt. Man dachte kaum noch an die Stände, alles war mit den bevorstehenden glänzenden Hoftagen beschäftigt. Der neue russische Gesandte Fürst Kosloffskii hatte deßhalb seine Ankunft von Stuttgart beschleunigt, und eilte seine Beglaubigungsschreiben zu übergeben. Er war eine auffallende Erscheinung, von mittlerer Größe und unverhältnißmäßigem Umfang, dabei jugendlich dreist und rasch, aufgeweckt, den Frauen huldigend, von Geist sprühend in freier und kühner Wohlredenheit. Er besuchte mich gleich, und hielt seine Gesinnungen und Gedanken nicht zurück; er hatte von mir gehört, und glaubte mir ganz vertrauen zu dürfen. Ich lernte einen Russen kennen, wie ich noch keinen gesehen hatte. Er war in seiner Jugend nach Rom gekommen, und hatte hier gelegentlich den griechisch-orthodoxen Glauben mit dem römisch-katholischen vertauscht, dann den Kaiser Alexander auf Feldzügen und zu Kongressen begleitet, nach seiner ersten Gesandtschaft in Turin die von Stuttgart und Karlsruhe erhalten. Meisterhaft sprach er Französisch, fast eben so Englisch und Italiänisch, das Deutsche war ihm geläufig; er las die besten Schriftsteller, faßte deren tiefste Gedanken. Dabei hatte er die größte Menschenfreundlichkeit, das gutmüthigste Herz. Alles dies aber war bedeckt von dem leichtfertigsten

Weltsinn, der nur auf den Genuß des Tages und auf Erwerbung von Frauengunst auszugehen schien; er machte großen Aufwand, hielt schöne Pferde, sprach von Festen und Gastereien, die er geben werde und gab sich damit bei den Karlsruhern ein großes Ansehen. Doch sein völlig ungezwungenes rasches Wesen gab manchen Anstoß; man erzählte gleich die ersten Tage wunderliche Geschichten von ihm, und er war gar nicht unzufrieden wenn darüber gelacht wurde. Man sah in ihm nur einen vornehmen dreisten Wüstling, und auch mir entschwand sein höherer Geist in dem oberflächlichen Gebraus der jetzt sich drängenden Hoffeste. Mehrere waren schon glücklich abgethan, ich wünschte sie alle vorüber, denn hinter dem Schein der Freude sah ich nur Neid, Aerger oder Gleichgültigkeit. Dieser leere Prunk, das Ständegezänk daneben, im Hintergrunde die Berliner Sachen, — wie sehnt' ich mich aus all dem Wirrwarr hinaus in die freie Luft nach Baden, wo Rahel mich schon längere Zeit erwartete! Das größte und letzte Fest, am Vermählungstage, stand noch bevor; dieses aber sollte mir erspart werden.

Am 22. Juli frühmorgens, als ich noch im Bette lag, erschien Herr von Küster, bedauerte mich so früh stören zu müssen, obenein durch etwas Unangenehmes, und übergab mir eine Depesche aus Berlin. Ich las: „Da des Königs Majestät sich veranlaßt finden, den Posten, welchen Euer Hochwohlgeboren bisher an dem Großherzoglich badenschen Hofe bekleidet haben, eingehen zu lassen, so verfehle ich nicht Ihnen davon Anzeige zu

geben, und Sie hiemit anzuweisen, dem Großherzoglichen Ministerium sofort von Ihrer Abberufung Kenntniß zu geben, das Gesandtschaftsarchiv aber mit allen dazu gehörigen Papieren, Briefschaften und Chiffern an den Herrn Gesandten von Küster abzuliefern. Berlin, den 13. Juli 1819. Bernstorff." Eine Abberufung in trockenster Form, mit sichtbarer Ungnade, jedoch ohne ausgesprochenen Vorwurf, und mit der Schonung, daß man den Posten, der allerdings nur für mich geschaffen worden, nicht wieder besetzte, sondern eingehen ließ. Der Sinn war klar, und was zu thun sei nicht zweifelhaft. Küster aber schien zweifelhaft und verlegen, und wünschte, ich sollte mich gleich erklären. „Erlauben Sie mir nur, daß ich mich anziehe, versetzte ich, und in kürzester Frist wird alles Befohlene geschehen sein." — Als wär' ihm die Brust erleichtert, sagte er: „O das ist schön! In einer Stunde komm' ich wieder, dann übergeben Sie mir alles!" worauf er sich empfahl. In seinem Wesen war etwas Unheimliches, und das brachte mich auf den Gedanken, es möchten noch andre Maßregeln bevorstehen, und die kleine Frist sei mir gelassen, um die meinigen zu nehmen. Ich hatte Papiere, die sehr wohl von Hardenberg oder auch von Bernstorff gesehen werden, aber um keinen Preis in rohe Polizeihände fallen durften, ich selbst, aber weit mehr noch Freunde, in Berlin, Stuttgart, Frankfurt, in der Schweiz und in Baden konnten dadurch in die größten Verdrießlichkeiten gerathen. Mit schnellem Ueberblick und Griff raffte ich alles Gefährlichste zusammen, schickte nach Friederich, und als dieser kam, übergab ich ihm ein versiegeltes Päckchen, mit dem er sich eiligst entfernte. Gleich darauf erschien Küster

wieder, etwas erstaunt, mich so guter Dinge zu finden. Er glaubte vor allem den Verdacht entfernen zu müssen, als habe er irgend zu dem Ereignisse mitgewirkt, doch war die Art, wie er dies versuchte, nicht die geschickteste, er läugnete mich verläumdet zu haben, er versicherte nicht über seine Pflichterfüllung hinausgegangen zu sein; meine Ansicht über die badischen Stände habe er nicht theilen können. Ich dachte daran, wie er in seinen Briefen an mich den Geist und die Thätigkeit der zweiten Kammer gepriesen, die Minister getadelt hatte; waren seine Berichte nach Berlin in andrem Sinne, so mußte er die Behörde oder mich getäuscht haben. Doch ließ ich das gut sein. Ich schrieb gleich in seiner Gegenwart an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ihm meine Abberufung anzumelden; da mir ein Rückbeglaubigungsschreiben an den Großherzog nicht mitgesandt worden, so mußt' ich meinem persönlichen Verhältnisse gemäß ihm wenigstens mündlich meine Abberufung anzeigen. Ich fand ihn schon unterrichtet, er bezeigte mir sein herzliches Bedauern, und versicherte mich, wenn er jetzt oder in der Folge mir etwas zu Gefallen thun könnte, würde ich ihn stets bereit finden. „Die zweit' Kammer, ja die zweit' Kammer!" wiederholte er mehrmals, um anzudeuten, die sei an allem schuld. Er schien recht gut zu wissen, wie alles zusammenhing! Zuletzt fragte er noch, ob ich schon eine neue Bestimmung erhalten habe? Auf meine Verneinung erwiederte er: „Nun darauf bin ich doch sehr neugierig!"

Im Laufe des Tages erfuhr ich noch von Küster, daß man in Berlin den tollen Wahn gehegt, ich könnte Schwierigkeiten machen und die Depesche nicht befolgen

wollen! Für diesen Fall sei er zu strengen Maßregeln ermächtigt gewesen! Sein Bericht über meine augenblickliche Folgsamkeit werde nun aber für mich den günstigsten Eindruck machen. Was für ein unsinniges albernes und ganz und gar nutzloses Benehmen diese Leute mir zutrauten! Ferner vernahm ich, daß die Depesche durch einen Kourier an den Grafen von der Goltz in Frankfurt gelangt, sein Legationssekretair Küpfer habe sie nach Stuttgart an Küster überbringen sollen, und da er diesen dort nicht gefunden, sie ihm hier abgegeben. Daß Küpfer in Karlsruhe gewesen in einer mich betreffenden Angelegenheit, und sich bei mir gar nicht gezeigt hatte, auch nicht nach Erledigung seines Auftrags, mußte mich in Erstaunen setzen. Ich traute seinen beflissenen Freundschaftsversicherungen zwar schon lange nicht, und unser Briefwechsel war in Stocken gerathen, aber aus dieser Zurückhaltung konnte nur auf seine niedrigste Feigheit oder auf die unglaublichste Höhe des Verrufs, der gegen mich stattfand, geschlossen werden! Unsre Behörden und Beamten waren durch diese Beispiele in ihrer ganzen Erbärmlichkeit hingestellt. —

Die erste freie Viertelstunde benutzt' ich, um eine Stafette nach Baden an Rahel zu schicken, damit sie die Neuigkeit zuerst durch mich erführe, nicht durch entstellte fremde Nachrichten erschreckt würde. Gleich beim Empfang der Depesche war mein erster Gedanke Rahel gewesen, was ihr die Sache sein, wie sie den plötzlichen Wechsel nehmen und empfinden werde. Die beeilte aufmerksame Thätigkeit, welche ich sogleich auszuüben hatte, drängte diesen Gedanken eine Weile zurück, dann aber konnt' ich ihm ungestört nachhängen. Wir hatten oft von einer

möglichen, sogar unsrerseits zu bewirkenden Veränderung gesprochen, die Verhältnisse in Karlsruhe waren nie sehr befriedigend gewesen, durch das Weggehen Tettenborn's, der Familie Reden und nun auch der Großherzogin Stephanie war aller gesellige Reiz verschwunden, für die verzweiflungsvolle Oede des Winters entschädigte selbst der Sommeraufenthalt in Baden nicht. Wir hingen beide nicht an dem Ort und seinen unsichern Darbietungen. Aber jetzt, bei der ausgesprochenen Trennung, empfand ich doch, daß er uns lieb geworden, daß wir seine guten Seiten zu schätzen wußten, dazu kam die eingerichtete Häuslichkeit, die gewohnte Tagesweise. Eine schnelle Antwort ließ mich erkennen, daß auch Rahel dies alles fühlte, doch mit hoher und reiner Fassung überwand. Ein zweiter Brief theilte mir schon wieder heitre Neuigkeiten mit. Ich machte nur noch die nöthigen Abschiedsbesuche, bei meinen Kollegen und sonstigen Bekannten, ordnete noch einiges in meinen Papieren, und eilte nach Baden, in der frischen Natur und treuen Gesellschaft Rahels mich von allen Mühen und Widrigkeiten zu erholen.

Mich empfing in dem wohlgelegenen Töpferhause, das wir nun im dritten Sommer bewohnten, das froheste Behagen, das glückliche Gefühl des Erledigtseins von allem Zwang und außer dem vertrauten, langentbehrten Gespräch Rahels die anmuthigste Geselligkeit, die sich um sie versammelt hatte. Den Großherzog von Sachsen-Weimar, der sie besuchte, sah ich nur einen Augenblick, denn er reiste gleich weiter in die Schweiz, doch seinen Unmuth über die Sachen, welche jetzt vorgingen, seine Verachtung der elenden Einbläser und

Hetzer auszusprechen, war der Augenblick nicht zu kurz. Die meisten Personen, welche Rahels Gesellschaftkreis angehörten, schienen gar nicht zu bemerken, daß sich mit uns eine Veränderung zugetragen habe. Frau Streckeisen aus Basel, Lord und Lady Caledon, Fürst und Fürstin von Löwenstein, Graf von Knyphausen aus Hannover, Mrs. Caulfield mit ihren anmuthigen Töchtern, Graf und Gräfin von Zeppelin aus Stuttgart, die Familie Tastet aus Straßburg, Gräfin Lagorce und Generalin von Walther ebendaher, kümmerten sich wenig um die Nebeldünste der Politik, oder wollten wenigstens hier nicht daran erinnert sein, unter dem heitern Himmel, im Vergnügen des harmlosen Verkehrs. Auch wir unsrerseits waren wie sonst, und ließen uns nichts anfechten, lebten in gewohnter Weise munter fort, in der sichern Haltung, die ein vorwurfsfreies Bewußtsein giebt, ohne Trotz und ohne Scheu. Nur einige Bekannte, deren Standpunkt weltlich oder geistig geringer war, zeigten im Anfang einige Schüchternheit, und wollten erst sehen, welche weitere Wendung folgen werde, als sie äußerlich keinen Wechsel und das Beispiel der Andern sahen, fanden auch sie sich mit schmeichelndem Eifer wieder ein. Genug, schon in den nächsten Tagen nach meiner Katastrophe fühlt' ich mich durch dieselbe wie aus trüben Wogen in eine glückliche Insel versetzt!

Eine Katastrophe war es in der That, was mich betroffen hatte, wir selbst und auch die Andern mußten es dafür ansehen, und nur unser Betragen machte, daß

sie es weniger war. Das Verfahren, ungewöhnlich, schroff und doch schonend, hatte etwas Räthselhaftes, eine schwere Anschuldigung und feindliche Gesinnung lag unzweifelhaft zum Grunde, doch welcher Art und welches Grades diese seien, das war ein undurchdringliches Geheimniß. Schlimm genug mußte meine Sache geschwebt haben, denn ich erfuhr aus Berlin, daß anfangs nicht meine Abberufung, sondern meine Entlassung aus Königlichen Diensten in Aussicht gestanden habe. Nachträgliche Gerüchte verriethen, daß von noch Schlimmerem die Rede gewesen sei. Dabei war über meine künftigen Verhältnisse, selbst über die zu beziehenden Geldmittel — die Frage war glücklicherweise keine dringende, konnte es aber sein — nicht das geringste angedeutet. Ein letztes Dienstschreiben, in welchem ich die Ausführung der erhaltenen Befehle angezeigt, ließ Bernstorff unbeantwortet, eben so einen vertraulichen Brief, durch den seine vorgefaßte Meinung berichtigt werden sollte. Ich hörte bald, er sei zum Kongreß nach Karlsbad abgereist, wohin auch Berstett in den nächsten Tagen eilte, nachdem er vorher noch in höflicher Weise mir geschrieben, wie sehr es ihm während des Bestehens unsrer Geschäftsverhältnisse jederzeit angenehm gewesen, mir Beweise seiner besondern Hochachtung geben zu können, und daß ihm auch fernerhin jeder Anlaß willkommen sein werde, dieselben Gesinnungen zu bethätigen. Auch Küster, nachdem er wieder in Stuttgart eingetroffen, gab mir in schönen Worten wiederholte Versicherungen. Ein übles Zeichen war, daß meine Freunde mich ohne Nachricht ließen. Ein spätes und karges Wort von Stägemann, und spärliche Mittheilungen meines Schwagers, waren alles was

ich von Berlin empfing; Gruner, der freilich schon leidend war, Oelsner in Paris, anfangs auch Lindner und Cotta in Stuttgart und Friederich in Karlsruhe, Tettenborn sogar und Bentheim, alle schwiegen. —

Im Genusse der Freiheit, der schönen Natur und der heitern Geselligkeit, ließ ich mir dies alles nicht zu große Sorge machen; obwohl ich die Umstände wohl erwog, und nach Erforderniß auch auf sie einwirkte. Ich war vierunddreißig Jahr alt, hatte Rahel zur Seite, fühlte Kraft und Muth, machte wenig Ansprüche, und sah meine Fähigkeiten über Gebühr anerkannt; die ganze Welt stand mir offen, und ich durfte nicht bange sein, in der Nähe wie in der Ferne die Wege zu finden, die ich zu gehen wünschte. Für den Augenblick war nichts zu thun als ruhig zu warten, und für dieses Warten konnte sich keine schönere Lage denken lassen, als die in der ich mich befand; hätte dies so fortdauern können, es würde als das größte Glück zu preisen gewesen sein.

Doch entzog ich mich den politischen Angelegenheiten keineswegs. Ich hätte es auch nicht gekonnt, denn von allen Seiten drängten sie sich an mich heran, und forderten meine thätige Betheiligung. Meine preußische Mission war vor der Hand beendigt, allein meine eigne ganz und gar nicht, sie war jedenfalls die größere und jene nur ein Bestandtheil von ihr; schied dieser dem Ganzen hinderlich werdende für einige Zeit aus, so nahm letzteres nur um so freier und kräftiger seinen Aufschwung.

Die badischen Stände waren am 26. Juli auf sechs Monate vertagt worden, nachdem zuletzt sowohl von Seite der Kammern als der Regierung die Bitterkeit

etwas nachgelassen, oder wenigstens sich in glimpflichere Formen gekleidet hatte, so daß die Stände sogar eine Dankadresse an den Großherzog beschlossen wegen der glücklich beendigten Verhandlungen in Frankfurt. Auch entließ die Regierung die Stände ohne ausgesprochenen Vorwurf. Die Gesinnungen waren indeß nicht verändert, im Gegentheil verstärkt, die Abgeordneten hatten ihre Ueberlegenheit kennen gelernt, ihre Kräfte geübt, ihre Talente dargelegt; die Regierung von allem das Gegentheil, daher sie auf andrem Gebiet ihre Hülfe suchte, um die Gegner wo nicht zu schlagen, doch einzuschränken, zu hemmen.

Nach der Vertagung erschienen viele der Abgeordneten in Baden, einige um sich von den Mühen der Sitzungen zu erfrischen, die meisten um auf der Durchreise wenigstens den Anblick dieses reizenden Ortes mitzunehmen. Außer denen, die ich schon kannte, besuchten mich viele, die mich wollten kennen lernen. Ich legte mir keinen Zwang auf, und verkehrte mit ihnen ohne Scheu, was da es so offen geschah, nicht einmal sehr auffiel. Sie wußten recht gut, daß ich ihren Angelegenheiten stets die eifrigste Theilnahme gewidmet, daß ich das Opfer meiner Freimüthigkeit geworden, sie fühlten sich mir zu Dank verpflichtet, und bezeigten mir diesen herzlichst und eindringlichst. Nicht mit leeren Worten! Sie machten mir die lockendsten Eröffnungen; wenn die Sachen in Preußen, meinten sie, schlechter und schlechter würden, wie es leider den Anschein habe, so möcht' ich die dortigen Verhältnisse fahren lassen, und mich im Lande Baden einbürgern, man werde meinem Namen einen ansehnlichen Grundbesitz verknüpfen, ich würde dann zum Ab=

geordneten für den nächsten Landtag gewählt werden, und die zweite Kammer statt Eines Liebenstein's zwei haben! Unter den Anbietenden waren die reichsten Männer des Landes, denen die Ausführung, was die Geldmittel betraf, keine Schwierigkeit machen konnte. Fürerst aber konnt' ich solche Vorschläge, wie ehrenvoll und dankenswerth sie sein mochten, nur ablehnen. Ich hielt die sehr getrübten Zustände in Preußen doch nicht für hoffnungslose, und wenn eine allgemeine Verdunkelung in Deutschland erfolgen sollte, — fand sie aber in Preußen dauernd statt, so konnten ihr auch die andern Länder nicht entgehen — so dünkte es mich besser, sie in dem großen Staat als in einem kleinen zu erleben. Merkwürdig aber war es, daß mir binnen kurzer Frist zweimal die Aussicht eröffnet worden, in dieses gute Land überzusiedeln, früher im Berufe des Staatsdienstes, jetzt im Berufe der Volksvertretung; der That nach hatte ich freilich in beiden Richtungen schon einiges geleistet. — Die Abgeordneten, welche mit treuer Ausdauer für die Sache des Volks und der Freiheit gekämpft hatten, — und dies waren fast alle, — wurden in der Heimath mit unendlichem Jubel, mit den herrlichsten und rührendsten Ehren aufgenommen. Im ganzen Lande war die höchste Begeisterung für diese tapfern Streiter; siegreich aus dem Felde zurückkehrende Krieger konnten nicht mit größerer Liebe, mit schönerem Beifall empfangen werden. Diese durch das ganze Land, besonders aber in Lahr und Freiburg, sich kräftigst aussprechende Zustimmung, traf die Gegner als ein ihnen zugefügter Schimpf, und ihre Erbitterung ging zum Theil auch auf den Großherzog über, der solche Huldigungen als nur ihm gebührende ansehn wollte. —

Die badische Ständesache war gewissermaßen die meinige geworden, und ich durfte sie auch jetzt nicht fallen lassen. Meine zahlreichen Aufsätze, des mannigfachsten Tons und Umfangs, flogen nach allen Richtungen in die Oeffentlichkeit aus, und die Stimme der Anerkennung, der Vertheidigung, des Lobes, die von nah und fern wiederhallte, war nicht ohne Wirkung. Lindner's neue Zeitung, die in Stuttgart erscheinende Tribüne, die Augsburger Allgemeine, die Aarauer und Speierer Zeitung, der Hamburgische Korrespondent, und selbst Brüsseler und Pariser Blätter, ließen das Geschütz fleißig spielen, mit dem ich sie versorgte; das gegnerische, wo es sich hervorwagte, wurde schnell zum Schweigen gebracht.

Ueberhaupt erschienen die Freisinnigen muthig auf dem Kampfplatz, und begegneten den falschen Anschuldigungen und niedrigen Verläumdungen mit scharfen Waffen. In Büchern und Flugschriften, in den meisten Zeitungen, wurde die Sache der Freiheit, des Fortschritts, der Verfassung, mit siegreicher Ueberlegenheit verfochten, die dunklen Angreifer und Verfolger gegeißelt und verhöhnt, dem Spott und Gelächter preisgegeben. Nicht so öffentlich, aber nicht weniger stark und wirksam nahmen sich Stimmen von größter Geltung der Verfolgten an, Aeußerungen Stein's, Humboldt's, Gagern's, Wangenheim's und Andrer wurden mitgetheilt, welche die große Verschwörung für eine Fabel, die Zugriffe der Polizei für rohe Gewaltthat erklärten, und den Regierungen, namentlich der preußischen, das Verzögern der verheißenen Verfassung, die schlechte Wirthschaft, den Mangel an Gesetzlichkeit, zum bittern Vorwurf machten; hier sagten sie, liege der Grund des Uebels, über das geklagt werde,

die Klagenden selber trügen die Schuld. Daß der Großherzog von Sachsen-Weimar so dachte und sprach, ist schon erwähnt worden, ich kann es auch von dem Könige von Würtemberg sagen, dem ich in dieser Zeit eben deshalb häufiger schrieb, ihn in seinem Sinne zu bestärken und seine guten Absichten zu unterstützen. Er nahm alles freundlich und dankbar auf, wollte jedoch in das Lob der badischen Stände nicht ganz einstimmen, sie hatten seine Eifersucht erregt, er konnte nicht hoffen eben so glänzende, und kaum wünschen, so vorschreitende zu haben; überdies war er vertieft in die Entwürfe der Verfassung, die mit seinen neuerdings berufenen Ständen zu vereinbaren und noch vor Ende des Karlsbader Kongresses in Wirksamkeit zu sehen ihm sehr am Herzen lag. — Als ein beachtungswerthes Zeugniß für das gute Bewußtsein der Angeschuldigten sprach der Umstand, daß kein einziger versucht hatte, sich der Haft durch die Flucht zu entziehen, oder seine Papiere zu verheimlichen. Mein Freund Reimer, den die Nachricht von den Berliner Vorgängen in der Schweiz traf, verließ diesen sichern Aufenthalt, und reiste sogleich nach Berlin, um zu sehen, was denn die tolle Wirthschaft bedeute; er sprach bei mir ein, auf seiner Heimreise, wir tauschten herzlich unsre Gesinnungen, und meine besten Wünsche begleiteten den muthigen biedern Mann zu den Kämpfen, die ihm reichlich bevorstanden. —

Unterdessen hatten sich in Betreff meiner die bedenklichsten Gerüchte verbreitet. Man sah mich in Baden

überall auf Spazirgängen und andern öffentlichen Orten, im lebhaften Verkehr mit zahlreicher und bester Gesellschaft, ruhig und vergnügt, der König von Baiern, die Großherzogin Stephanie vermieden mich keineswegs, auch der Großherzog von Baden, der auf einen Tag von Karlsruhe kam, sprach mich freundlich vor dem Kurhause an, und wollte noch mein alter Freund und Gönner sein; aber vier Meilen davon, in Karlsruhe, wußte man trotz des täglichen Verkehrs von allem diesen nicht, sondern im Gegentheil, daß ich mich versteckt halte, sogar daß ich verhaftet sei. Meine Freunde widersprachen umsonst, und als das alberne Gerede fortdauerte, mahnten sie mich, ihm durch meine Anwesenheit ein Ende zu machen. Ich fuhr auf einen Tag hinüber, besorgte kleine Geschäfte, zeigte mich im Museum, besuchte meine Freunde, einige Hofleute und Gesandte, und kehrte am nächsten Tage nach Baden zurück. In der Nähe mußten nun freilich die falschen Gerüchte verstummen, allein sie waren schon weiter geeilt, und brachen bald an wichtigern Orten vergrößert aus.

Schon hatten einige deutsche Tagesblätter meine Verhaftung gemeldet, und mich so wie Gneisenau und Gruner, die gleichfalls in Untersuchung sein sollten, mit den staatsverbrecherischen Vereinen und Umtrieben in nahe Beziehung gesetzt. Ich begnügte mich durch ein paar mir befreundete Zeitungen dies für unwahr erklären zu lassen. Gleich darauf aber wiederholten belgische, englische und französische Tagesblätter, unter ihnen der gewichtige Moniteur jene Angaben, und berichteten ganz zuverlässig, daß ich durch Polizeibeamte und Gendarmen in Haft genommen und gefesselt nach Berlin gebracht

worden sei! Aehnliches wurde in andern Blättern auch in Betreff Gruner's gesagt, so wie von Gneisenau und Andern. Das war denn doch zu grob; ich konnte nicht dulden, daß ich so verunglimpft und meine Verwandten und Freunde so in Schrecken gesetzt würden. Aber persönlich mit meinem Namen dagegen aufzutreten, schien mir nicht das Rechte, ich hielt dafür, der Staat selbst müsse mit seinem Ansehn mich gegen solche Unwahrheit schützen, und schrieb deßhalb an Stägemann die Aufforderung, durch die Staatszeitung diese Lügen niederzuschlagen. Er konnte sich dem nicht entziehen, das Ministerium, bei dem er sich Raths erholte, mußte die Billigkeit meines Gesuchs eingestehen, und so erfolgte denn die Berichtigung, die zwar nicht nach meinem Wunsche, sondern trocken und matt ausgedrückt war, aber im Ganzen ihre Wirkung doch nicht verfehlte.

Nun begriff ich, daß meine besten Freunde verschüchtert waren, und mir nicht schrieben; sie hatten keine Sicherheit, daß ich ihre Briefe nur bekommen würde, und konnten nicht berechnen, welches harmlose Wort mir, oder auch ihnen, unter diesen Umständen schädlich werden dürfte. Oelsner gebrauchte die List, um zu sehen ob ein Verkehr möglich sei, durch seine Frau an Rahel schreiben zu lassen, englisch, und als ob von Pariser Bestellungen die Rede sei. Meine Antwort zeigte, daß der Weg völlig offen und unsre Briefe ungefährdet seien, worauf unsre Mittheilungen gleich in gewohnter Weise wieder in Gang kamen.

Eine in Paris erschienene Flugschrift: „La vérité sur les sociétés secrètes, par un ancien illuminé“, deren Verfasser der nachher bekannter gewordene Dr. Eckstein war, ein aus dem Judenthum zur katholischen Kirche Uebergetretener, scheute sich nicht ebenfalls meinen Namen mit den geheimen Vereinen und angeblich daraus hervorgegangenen Verschwörungen in Verbindung zu bringen, mit denen ich nie das Geringste zu thun gehabt, ja deren Bestehen mir noch völlig zweifelhaft erschien. Da ich die Schrift nicht vor Augen hatte, jedoch bald erfuhr, daß sie ein Gemisch alter aufgewärmter Mährchen und neuer Lügen sei, so überließ ich dem Ermessen Oelsner's, ob irgend ein Strafwort gegen sie nöthig oder der Mühe werth sei.

Nachdem die erste Badezeit und Gesellschaft allmählig vorübergegangen war, erlebten wir deren Erneuerung durch ein zweites Geschlecht, das weniger heiter und vergnüglich, aber in eigner Weise bedeutend und anziehend war. Der reiche russische Bergwerksbesitzer Demidoff aus Paris fand sich ein, der Staatsrath Dr. von Rehmann, die noch schöne Frau von Narischkin, Maria Antonowna, ehmalige Geliebte des Kaisers Alexander, ein Fürst Lapuchin, Herr von Tepper, ein einstiges Haupt des größten Wechslergeschäfts in Warschau und dann als leidenschaftlicher Musikfreund allbekannt, ein Fürst Labanoff, endlich auch Fürst Kosloffskii, der den Rest des Sommers hier genießen wollte. Dieser hauptsächlich russische Kreis, uns durch schon bestehende

Bekanntschaft offen und bald vertraut, hatte ganz und gar das Gepräge der großen Welt und des vornehmen Lebens, des Ueberdrusses und der Langenweile, die aus dem reichsten Genuß aller Herrlichkeit mit Erschöpfung und Krankheit zuletzt übrig bleiben, aber auch den mächtigen Reiz bedeutender Erinnerungen, und das lebhafte Verlangen nach erfrischenden neuen Gegenständen und Eindrücken; Frau von Narischkin fand diese mit Erstaunen in den nächsten Erlebnissen des täglichen Lebens, in den stillen Erweckungen des Geistes und Gemüthes, die sie auf ihrer glänzenden Höhe nie hatte wahrnehmen können. Mit einer Art Unschuld, mit Rührung und Erstaunen sah sie eine Fülle neuer bisher unbeachteter Verhältnisse; eine Wohlthätigkeit, die nicht mehr in bloßem Geldgeben bestand, sondern auf innerer Theilnahme beruhte, ein menschliches Entgegenkommen, das nicht auf Gunst und Vortheil ausging, ja selbst wahre Herzensneigung schien sie erst jetzt zu erkennen und zu fühlen. Ein Spazirgang, ein harmloses Gespräch, erfreuten sie mehr als sonst die größten Feste; dabei war ihre Unterhaltung, wie anspruchslos und ungesucht, doch als Abglanz früherer Zeiten, immer bedeutend und lehrreich, ihr stand ein Stoff von Denkwürdigkeiten zu Gebote, der die ihrigen, wenn sie deren hätte schreiben wollen, zu den allueranziehendsten gemacht haben müßte. Der kranke Demidoff sonnte sich in dem Schimmer ihrer Schönheit und einstigen Größe, denen er früher nicht hatte nahen können; die vornehmen Russen gingen mit ihr auf dem Fuße der achtungsvollsten Freundschaft um. Besonders war Kosloffskii ihr Liebling, dessen muntrer und scharfer Geist alles um sich her in Athem erhielt,

und seine Gespräche durch Wagnisse der kühnsten Art oft so stark würzte, daß die Andern scheu umherblickten, ob nicht ein unvertrauter Hörer in der Nähe sei.

Bisher war mir kein Anlaß gegeben, in Kosloffskii eine besondre persönliche Theilnahme für mich vorauszusetzen. Einst aber als ich nach Lichtenthal spaziren ging, begegnete er von dorther kommend mir in seinem mit vier schnaubenden Pferden bespannten Wagen, ließ halten, schickte ihn nach Hause und gesellte sich zu mir. Er kam bald auf meine Angelegenheiten zu sprechen, bedauerte die Spannung — einen Unfall wollte er es nicht nennen —, in die ich gerathen sei, und beurtheilte den Stand der Dinge, wie ich es nur wünschen, aber von einem russischen Diplomaten nie erwarten konnte. Die badischen Stände, nach allem was er gehört und dem wenigen was er gesehen, fand er nicht nur in ihrem vollen Recht und die Regierung im wahnvollsten Irrthum, sondern er pries auch mit größter Bewunderung den Geist und die Talente der einzelnen Abgeordneten, während er den beschränkten übelwollenden Sinn der Minister tief verurtheilte. So sei es, sagte er, in Deutschland überall, wenigstens in Süddeutschland, wohin immer sein Blick sich gewendet, nirgends habe er aufrührerischen, treulosen Geist im Volke gespürt, nur die größte Redlichkeit, das aufrichtigste Streben zum Guten, zu den Verbesserungen, die längst verheißen, dringend nothwendig und stets vorenthalten seien; die Regierungen müßten mit Blindheit geschlagen sein, um dies zu verkennen, und von bösem Willen erfüllt, um Erscheinungen, die von ihnen allein verschuldet würden, dem Volk und dessen Vertretern zum Vorwurf zu machen. Er kannte das englische Parlament,

die französischen Kammern, aber der deutschen Art gab er von beiden weit den Vorzug, diese Redlichkeit, diesen Anstand, dieses Absehen von den Personen und Hinsehen auf die Sachen, finde man nirgends wieder, und auch an den größten Talenten sei ein wahrer Ueberfluß. „Ihr habt, rief er aus, den stärksten Beruf, das in Eurer Geschichte alt- und bestbegründete Recht, die allerschönsten Eigenschaften um ein großes nationales Parlament zu haben, wie ist es möglich, daß Ihr keines habt? und anstatt eines solchen den elenden Bundestag?" Ich antwortete hierauf das Nöthige, auch mit Hinweisung auf die Geschichte, daß die Macht, welche die großen Beamten des Reiches, die Fürsten, nach und nach an sich gebracht, sowohl den Kaiser als das Volk beeinträchtigt, und besonders das letztere völlig unterdrückt habe, daß aber grade in unsrer Zeit ein Anfang gemacht sei, die Freiheit wiederzugewinnen, und daß dazu sogar der Bundestag als Werkzeug diene, den ich um deßwillen nicht verwerfen könne, es komme nur darauf an, ihn anders zu füllen, anstatt des faulen Wassers in das gereinigte Faß edlen Wein zu gießen; wenn die Höfe von Berlin und Wien dies einmal vereinigt ausführten, oder auch nur einer von ihnen dies ernstlich wollte, so würde man Wunder sehen, welche Entwicklung unsre deutschen Sachen nehmen würden. — „Geht mir mit Euren Höfen von Berlin und Wien! versetzte er unwillig, da liegt eben das Uebel, daß sie, die ganz und gar nicht deutsch sind, doch allein die Geschicke Deutschlands leiten, sie werden das nie thun, was Ihr wünscht, am wenigsten unter dem Einfluß der jetzt geltenden Persönlichkeiten!" Und nun begann er diese näher zu bezeichnen, mit Aus-

drücken wie von Mirabeau, so neu, so schlagend, so jeden Einspruch abschneidend; über den Fürsten von Metternich insbesondre hatte ich bisher nie so reden gehört, und kaum später von seinen erklärtesten Widersachern; aller Nimbus war zerstört, der innerste Kern hervorgeholt und als hohl und verderbt nachgewiesen. Für Metternich hatte ich, wie für den Bundestag, doch manches Günstige zu sagen, das auch nicht geläugnet aber für unerheblich erklärt wurde; ob ein Minister, hieß es, die schönsten blauen Augen habe, dabei könne er die schwärzesten Handlungen ausüben. Das merkwürdige Gespräch nahm noch mancherlei Wendungen und schoß nach allen Seiten sprühende Funken, es war in der That eine Art Feuerwerk, wozu er wie es schien lange Zeit den nöthigen Stoff gesammelt und gestaltet hatte, und das er nun endlich abbrennen wollte! Ich blieb in fortwährender Ueberraschung, und aufmerksamer Spannung, ob irgend ein bestimmter Zweck sich zeigen werde, zu welchem dieser außerordentliche Aufwand kühner Beredsamkeit gemacht werde; doch ein solcher Zweck zeigte sich nicht, es war bloß eine Herzensergießung, durch die der Sprecher sich selbst ein Genüge gethan. Als wir schon zurückgekehrt waren und unsre Wege sich schieden, enthielt ich mich nicht der scherzenden Bemerkung, daß auch er das Loos der Deutschen zu theilen scheine, für den entschiedensten Beruf keine Laufbahn offen zu sehen, für die mächtigsten Rednergaben kein Parlament zu haben. „O mein Lieber! versetzte er wehmüthig, ein russisches Parlament! Das wäre eine neue Epoche in der Weltgeschichte! Sie wird kommen, aber wann? Der Kaiser in seiner Rede zu Warschau hat es uns versprochen; doch die Weissagungen

der Propheten erfüllen sich schon spät, die Versprechungen der Kaiser und Könige — laßt uns nicht weiter davon reden!" —

Ich that aber Kosloffskii'n großes Unrecht, diese freisinnigen Bekenntnisse nur für rednerische Aufwallungen und Uebungen zu halten, die weiter keine Folge hätten; sie gingen aus seiner tiefsten Ueberzeugung, aus seiner wärmsten Gesinnung hervor, und er sprach sie nicht nur gegen mich und Andre aus, wo er den Boden sicher wußte, sondern gegen solche, wo dieser zweifelhaft oder gar gefährlich schien. Im Kreise seiner Landsleute, der wirklichen Russen, fand er meist williges Gehör, und durfte von dieser Seite keine gehässige Angeberei fürchten; dagegen waren die deutschen oder sonst ausländischen Russen ihm verdächtig, nicht nur Faber und seinesgleichen Untergeordnete, die sich an einen wirklichen Gesandten und noch aus früherer Zeit vom Kaiser Begünstigten so leicht nicht wagen durften, sondern auch die ihm gleich oder über ihm Stehenden, wie Anstett, Alopeus, Pozzo di Borgo, und selbst Nesselrode, und deren Wohldienerei er weder für den Kaiser noch für Rußland ersprießlich glaubte; auch diesen, wie mir später bekannt wurde, hatte seine Denkart sich nicht verhüllt, sondern oft mit Trotz gezeigt. Wie tief und ernst er fühlte, wie sehr das Wohl des Landes und dessen Entwicklung zur Freiheit ihm am Herzen lag, mußten wir bei Gelegenheit eines Gerüchts erkennen, das damals in den Tagesblättern umlief. Es hieß, der Kaiser Alexander sei auf einer Reise in Finnland plötzlich gestorben. Alle Russen wurden von der Nachricht erschüttert, bejammerten den großen Verlust; aber keiner mehr

als Kosloffskii, der wie ein Verzweifelter umherging, die guten Eigenschaften des Kaisers wehklagend pries, seinen Freisinn, seine Menschlichkeit, und das Schicksal des Vaterlandes, ja ganz Europas beweinte. „Alle Hoffnung, die uns noch übrig geblieben, sagte er, war auf Alexander gestützt, jetzt geht in Rußland eine eiserne Zeit an, in die wir nur mit Entsetzen blicken können, dieser zu frühe Tod bringt uns, bringt Euch alle, das könnt Ihr glauben, um fünfzig Jahre zurück!“ Andre Nachrichten, durch die jenes Gerücht als ein grundloses man wußte nicht wie entstandenes, sogleich zerfiel, beruhigten glücklicherweise bald wieder diese leidenschaftlichen Befürchtungen.

Kosloffskii, durch diesen Vorgang erinnert, wie alles dem Zufall unterworfen sei, und daß vielleicht in kurzem die Gelegenheit fehlen könne zu solchen Anknüpfungen wie er sie beabsichtigte, beschloß einen kühnen Schlag zu thun. Er setzte sich hin und arbeitete mit einem Fleiß und einer Ausdauer, wie ich sie ihm nie zugetraut hätte, eine große französische Denkschrift über Süddeutschland aus, durch welche er die innern Verhältnisse von Würtemberg und Baden erörterte, und namentlich in Betreff der Verfassungen und ständischen Verhandlungen dem Kaiser die Augen zu öffnen suchte, und ihm darlegte, daß die gewöhnlichen, freilich durch die Regierungen selbst verbreiteten, aber keineswegs erhärteten Angaben von einem schlechten im Volke und seinen Vertretern herrschenden Geist, von Verschwörungen und andern staatsverderblichen Unternehmungen, in den meisten Fällen unwahr und falsch, in andern wenigstens übertrieben seien; daß das Uebel, über welches geklagt werde, meist

in den Regierungen selbst liege, welche ihren Beruf nicht erfüllten, den Geist der Zeit nicht würdigten, und daß nur das Fortschreiten in freisinniger Richtung, nicht aber das Zurückschreiten eine Bürgschaft des Besserwerdens gebe. Diese Denkschrift, von der ich ganze Abschnitte, nach Maßgabe daß sie fertig wurden, zu hören bekam, war in jedem Betracht ein Meisterstück, sowohl durch den geistigen Gehalt, als durch die lichtvolle Darstellung und die edle Schreibart. Sie war darauf berechnet, bei dem Kaiser Eingang zu finden, der für solche Vorzüge Sinn hatte, und zwar in letzter Zeit von der Bahn des Freisinns merklich abgewichen war, aber doch gern hörte, wenn Franzosen und Deutsche ihn noch als dessen Beschützer rühmten. Daß er auch meiner namentlich erwähnte, meine Ansichten und mein Verhalten vertheidigte, wollte er mir anfangs aus Zartgefühl verhehlen, allein im Verfolg mußte er es doch gestehen und die Stellen mittheilen.

Während man Kosloffskii nur mit leichtfertigen Abentheuern und Vergnügungen beschäftigt glaubte, saß er angestrengt in frühen Morgenstunden und später Nachtzeit bei dieser Arbeit, und säumte nicht, sie dem Kaiser einzusenden. Allein er that noch mehr! Zwei seiner Kollegen, die er wenn auch nicht als durchaus freisinnig, doch entschieden als unknechtisch kannte, wurden von ihm aufgefordert und bewogen, gleichzeitig in ähnlichem Sinn an den Kaiser zu berichten, und so vielleicht, wenn auch keine Umkehr, doch ein billiges Einsehen in diese Angelegenheiten zu erwirken; es war schon viel gewonnen, wenn der Kaiser veranlaßt wurde, diese Gegenstände nochmals in Erwägung zu ziehen, und der gemeinsamen

Thätigkeit der verbündeten Ultras aller Länder nicht durch das Gewicht seiner Zustimmung förderlich zu sein. Ich war nicht mehr in Baden, als die Folgen dieser Denkschrift sich ergaben; ich will aber das Weitere gleich hier anschließen. Der Graf Nesselrode eröffnete den drei Gesandten, daß die von ihnen aufgestellten Ansichten durchaus nicht die des Kaisers seien, daß er ihnen dessen Mißfallen auszudrücken habe, und von ihnen erwarte, sie würden von ihren Irrthümern zurückgekommen und eines Bessern belehrt, in ihren nächsten Antworten dies bestimmt zu erkennen geben. Kosloffskii antwortete sogleich, er glaube nicht im Irrthum zu sein, und eine Belehrung, die nicht durch thatsächliche Gründe seine Ueberzeugung ändere, könne er nicht annehmen. In etwas milderer doch dem Sinne nach wenig verschiedener Weise schrieb der eine seiner Kollegen, der andre ließ sich belehren und bekannte seine Reue. Der letztere blieb in seiner Anstellung, Kosloffskii und sein Freund aber wurden nach längerem, über ein Jahr sich hinzögerndem Schriftwechsel endlich dahin gebracht, daß sie ihre Dienstverhältnisse aufgaben. Kosloffskii erklärte, daß bei so großer Abweichung, die zwischen seiner und des Ministeriums Auffassung der Dinge stattfände, es wohl am zweckmäßigsten sei, wenn er einstweilen aus dem Amte träte. Ungesäumt erfolgte im Jahr 1821 seine Pensionirung, in welcher, bei mancherlei Wechsel des Aufenthalts und Glückes, er fortan verblieb, auch als er, wunderbar genug, wieder in persönliche Gunst bei dem Kaiser Nikolaus gekommen war.

Einiger Personen muß ich noch gedenken, die zu unserm Gesellschaftskreise gehörten, und dessen Mannigfaltigkeit einigermaßen anschaulich machen. Ich nenne zuerst Madame Chevalier, die einst berühmte Schauspielerin, die ich als Knabe zuerst in Hamburg gesehen, wo sie besonders in dem Drama Raoul der Blaubart durch Darstellung des furchtbarsten Erschreckens eine beispiellose, dem Gedächtniß nicht mehr zu entreißende Wirkung machte. In St. Petersburg, wo sie später gleichfalls durch ihre Kunst entzückte, wurde sie fast gegen ihren Willen und gewiß absichtslos eine Zeitlang die Geliebte des Kaisers Paul, und als dieses Verhältniß in Folge politischer und höfischer Ränke sich wieder löste, verließ sie Rußland mit einer solchen Ausstattung, daß sie für ihre übrige Lebenszeit aller äußern Sorgen enthoben war. Von beiden Rollen war, außer den kostbarsten Diamanten, die von der einen wie von der andern herstammen konnten, keine Spur mehr in der schlichten, ruhigen, noch immer schönen Frau, die nur eine gutmüthige, heitre, mit den Formen der großen Welt vertraute, doch anspruchslose, liebenswürdige Französin darstellte; so war auch ihre Tochter, die von der Geschichte der Mutter wenig zu wissen schien, bei angenehmer Bildung und schönen Talenten ganz einfach und bescheiden. Madame Chevalier hatte nach ihrem Weggehen aus Rußland nie aufgehört in der guten Gesellschaft zu leben, und besonders die vornehmen Russen bezeigten ihr stets die achtungsvollste Aufmerksamkeit. Sie war in jeder Gesellschaft ein wohlthuender, nie störender Bestandtheil. Ich und Rahel, die sie in Pyrmont früher auf der Bühne gesehen und auch flüchtig

kennen gelernt hatte, durften ihr auch wohl von ihrem theatralischen Talent sprechen, das aber, seit sie diesem Beruf entsagt hatte, völlig erloschen zu sein schien. — Mrs. Caulfield und ihre schönen Töchter sind schon früher genannt worden. Die ältere Fanny war eine stille Schönheit, der sehr gehuldigt wurde, die jüngere Harriet ließ ihrer lustigen Laune den freiesten Lauf, und auch gewagtere Sprünge gewannen durch die Grazie, von der sie begleitet waren, leicht Verzeihung. Sie hatten früher Frankreich besucht, kamen jetzt aus Italien, und hatten sich der englischen Lebensweise ganz entwöhnt, so daß sie erklärten, sie würden diese nicht mehr aushalten, und daß sie sich vor der Rückkehr fürchteten. Ein jüngerer Bruder benutzte die Eton-Ferien um mit seinem Onkel Crofton, der ein Linienschiff in der englischen Seemacht befehligte, Mutter und Schwestern zu besuchen, sie waren durch und durch englisch, und bildeten mit den letztern den stärksten Gegensatz; besonders war ihnen ein Franzose, Herr von Lammarre, anstößig, der sich eifrig um die schöne Fanny bewarb, und sie später auch wirklich heimführte. Dieser Lamarre, der sich nachher Graf nannte, war der in Frankreich zahlreichen Klasse politischer Mitarbeiter angehörig, die theils im Kabinet, theils in Zeitungen eine untergeordnete, nicht selten auch wichtige, und bei gehöriger Geschicklichkeit ertragreiche Thätigkeit ausüben; in der Gesellschaft erschien er nicht ausgezeichnet. In dieser machte sich der Graf Laparde-Messence bemerkbarer, durch seinen Gesang zur Guitarre, durch sein unterhaltendes Geschwätz, durch seine stets bereitwillige Dienstfertigkeit; wenn er sich einmal, was selten geschah, ein wenig in die Brust warf und den

Kopf höher trug, so geschah es immer mit einer Art zweifelnder Scheu, ob man nicht vielleicht schon wisse, wie wenig er dazu berechtigt sei! —

Mit diesen beiden Franzosen, deren Gewandtheit ohne bestimmte Richtung war, stand in schneidendem Gegensatz ein Oberst Brack, ein junger schöner Mann und entschiedner Bonapartist. Er soll mit einer der Schwestern Napoleon's eine Liebschaft gehabt haben, dann war er ein begünstigter Anbeter der bezaubernden Schauspielerin Mlle. Mars geworden, deren treue heftige Neigung er mit schnöder Härte behandelte, was ihm bei manchen Frauen nur um so höheren Werth verlieh. Er trat mit größter Entschiedenheit als Anhänger des Kaisers auf, verachtete alles was nicht mit dem Kaiserreiche und dessen Kriegsruhm zusammenhing, und benahm sich nicht anders, als ob jenes noch in voller Macht bestände, dieser noch durch keinen jüngern aufgewogen würde. Den Trotz und Uebermuth jener Zeit stellte er leibhaftig dar, aber ohne die Beimischung altfranzösischer Artigkeit, Hofsitte und guten Tons, der seinige erinnerte bisweilen auch an die rohe Seite des Kriegswesens. Da er mich bei der Großherzogin Stephanie zuerst gesehen hatte, und in mir kein Vorurtheil gegen die Franzosen als solche wahrnahm, so wollte er mit mir auf dem besten Fuße stehen, ließ aber sonst seiner händelsüchtigen Laune zu freien Lauf, und rieb sich besonders an einem Freiherrn von Guttenberg aus Franken, der in den gleichen Fehler wie jener fiel, am unrechten Ort auf schon verlebte Dinge zu sehr zu pochen. —

Bei Caulfield's waren auch regelmäßig zwei Freunde zu sehen, ein Engländer Baillie und ein Norweger

Knudzon, die über ein Vierteljahrhundert ihr Leben gemeinschaftlich auf Reisen zubrachten, Länder und Menschen kennen lernten, und die eigne Bildung durch ernste Studien förderten. Baillie war in dieser Zeit ganz in den Dante versenkt, am Abend aber ein gutmüthiger muntrer Gesellschafter, dem man solche tiefsinnige Studien nicht anmerkte. Unter den gern gesehenen Besuchern muß ich noch Heinrich's von Arnim erwähnen, eines hübschen jungen Preußen, der vom letzten Kriege her an einer Schußwunde im Fuß lahmte, deßwegen die Bäder brauchte, und nach seiner Heilung die diplomatische Laufbahn antreten wollte; freien und offnen Sinnes nahm er an allem Dargebotenen munter Theil, erhitzte sich nicht bei politischen Gesprächen, auch nicht wenn der Uebermuth Harriet Caulfield's den Mörder Kotzebue's als einen Helden pries; erst lange nachher betrat er die fromme und wundergläubige Bahn, auf der er dann freilich Gesandter und Minister wurde, ohne sich gegen die Macht der Zeitumstände halten zu können, denen er doch schon die größten Zugeständnisse gemacht hatte.

Am Ende des August ereignete sich in Deutschland eine Bewegung, die dem Ruhme des deutschen Volks, gutmüthig und gesittet und des besten Geistes zu sein, häßliche Flecken anwarf, aber in ihm auch einen innern Zusammenhang, eine gemeinsame Empfänglichkeit für Anreizungen und Gefühle zeigte, die in solchem Grade bisher nicht vermuthet worden war. In einer mittlern Stadt, ich weiß nicht mehr in welcher, entstand plötzlich ohne besondre Veranlassung ein wildes Geschrei gegen

die Juden. Mit dem wilden Zuruf Hep, Hep! wurden die Einzelnen auf der Straße angegriffen und verfolgt, ihre Wohnungen bestürmt und theilweise geplündert, Beschimpfungen und Gewaltthaten aller Art gegen sie verübt; indeß kein Blut vergossen; hier war die Gränze des Muthes oder der Bosheit der Uebelthäter.

Schnell wie das Gerücht von diesen Ausschweifungen verbreiteten sie selber sich gleich einem fliegenden Feuer, gleich einem ansteckenden Sankt Veitstanze. In allen Städten Deutschlands, großen und kleinen, in den mit Truppen und Polizeiwesen bestversehenen wie in den wenigstüberwachten, in den Königlichen Residenzen und am Sitze des Bundestages wie in den freien Hansestädten, wiederholten sich dieselben Auftritte, in übereinstimmender Weise, wie von einer und derselben unsichtbaren Hand geleitet. Hep, Hep! erscholl es durch ganz Deutschland, von einem Ende zum andern, als Hetzruf zum Angriff, als Mahnung zur Flucht oder Vertheidigung für die Geächteten. Als wäre sie eine Fahne der Deutschheit, erhob die Judenverfolgung sich auch in solchen Städten, die zu Deutschland nicht gehörten und nicht gehören wollten, aber doch das in ihnen liegende Deutsche hierin — leider im Schlechten — nicht verläugnen konnten, in Straßburg und Amsterdam, in Kopenhagen und Riga, wurde Hep, Hep! gerufen. Mit den Gewaltthätigkeiten mischte sich leichtsinnige Neckerei, Lust an Schalkheit; ein Königlicher Prinz, rief dem Knaben Felix Mendelssohn auf der Straße lachend Hep, Hep! entgegen, es war nicht alles böse gemeint, manche der Schreier hätten nöthigenfalls, wäre es weiter gegangen, den Juden sogar Beistand geleistet; aber der rohe Uebermuth bedachte nicht, daß im Frevel kein Maß ist,

daß aus Hohn und Schimpf auch Raub und Mord entstehen, und daß dieser dann über die Juden hinaus auch sie selber treffen konnte! In der That wußte niemand, wohin diese plötzlich entzündete Aufregung führen konnte, und die Verfolgten mußten sich an Gut und Leben bedroht sehen. Der Pächter der öffentlichen Spielbank in Baden, bei welcher angesehene Personen in Karlsruhe betheiligt waren, wurde besorgt für die baaren Geldsummen, die zu einem Handstreich locken konnten; bei Tage gewährte die öffentliche Auslegung genug Sicherheit, aber bei Nacht hielt er für räthlich die Bank an unbekanntem Orte niederzulegen, und sie übernachtete längere Zeit insgeheim bei mir. Die Juden zeigten an vielen Orten die muthigste Entschlossenheit, einzelne boten mit Erfolg allen persönlichen Gefahren Trotz, viele bereiteten sich zur Gegenwehr, wäre es zum Kampfe gekommen, es wäre ein verzweifelter geworden. Nach einer bei den großen Polizeikräften, die überall zu Gebot standen, doch verhältnißmäßig langen Dauer des schändlichen Unfugs erlosch er allmählig in sich selbst, und es blieb keine eigentliche Feindschaft, sondern nur auf der einen Seite das tiefe Gefühl der erlittenen Kränkung, auf der andern der läugnenden Scham zurück, denn niemand wollte mehr an der rohen Ausschweifung theilgenommen haben.

Woher dieser Sturm eigentlich gekommen, wie seine plötzliche, Deutschlands äußerste Gränzen schnell erreichende Ausbreitung hat erfolgen können, ist ein unaufgelöstes Räthsel geblieben. Unsre Gelehrten waren zwar gleich zur Hand, und leiteten das Wort Hep aus den Zeiten der Kreuzfahrer her, die sich wie mit dem Kreuz auch

mit den Buchstaben H. e. p. das heißt: Hierosolyma est perdita, bezeichnet haben sollen. In welchen geheimen Vorrathskammern aber diese zum Wort gestalteten Buchstaben aus dem Mittelalter sich frisch erhalten, und plötzlich im untersten Volke wieder aufleben konnten, das haben sie unerklärt gelassen. Die ganze Erscheinung zeigte, wie leicht das weitzerstreute Volk zu gemeinschaftlichem Handeln, selbst auf Irrwegen, zu entzünden sei, die Rath- und Machtlosigkeit der Behörden, sobald ihnen Ungewöhnliches entgegen trat, und die doch vorgeschrittene Bildung des Volkes, das sich zu blindem Zorn wohl hinreißen ließ, aber im tollen Schwindel doch Maß hielt, und sich seiner alsbald aus eignem Sinn wieder entledigte.

Wie Rahel dieses Ereigniß ansah, und zu welchen Empfindungen es sie erregte, wird man nicht ohne Theilnahme in folgendem Briefe lesen, den sie am 29. August an ihren Bruder Ludwig Robert schrieb: „Ich bin gränzenlos traurig: und in einer Art, wie ich es noch gar nicht war. Wegen der Juden. Was soll diese Unzahl Vertriebener thun. Behalten wollen sie sie: aber zum Peinigen und Verachten; zum „Judenmauschel" Schimpfen; zum kleinen dürftigen Schacher; zum Fußstoß und Treppenrunterwerfen. Die Gesinnung ist's, die verwerfliche, gemeine, vergiftete, durch und durch faule, die mich so tief kränkt, bis zum herzerkaltendsten Schreck. Ich kenne mein Land! Leider. Eine unselige Kassandra! Seit drei Jahren sag' ich: die Juden werden gestürmt werden; ich habe Zeugen. Dies ist der Deutschen Empörungsmuth. Und wie so? Weil es das gesittetste, gutmüthigste, friedliebendste, Obrigkeit ehrendste

Volk ist; was es zu fordern hätte, weiß es nicht: nur Unterrichtete unter diesem Volke möchten es ihm lehren: unter diesen sind aber viele Ungebildete, mit rohen Herzen; wo auch Raum für Neid ist, gegen eine große Zahl solcher — Juden, — die man kraft Religionsauswüchsen als untergeordnete Wesen hassen, verachten und verfolgen durfte. Einige weise Fürsten Deutschlands, und lange Zeit, in der immer Irrthümer untergehen, hatten dieser Ausrede ein Ende gemacht. Die gleißnerische Neu-Liebe zur christlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde!), zum Mittelalter, mit seiner Kunst, Dichtungen und Gräueln, hetzen das Volk zu dem einzigen Gräuel, zu dem es sich noch, an alte Erlaubnisse erinnert, aufhetzen läßt! Judensturm. Die Insinuationen, die seit Jahren alle Zeitungen durchlaufen; die Professoren Fries und Rühs, und wie sie heißen; Arnim, Brentano, „Unser Verkehr", und noch höhere Personen mit Vorurtheilen. Es ist nicht Religionshaß: sie lieben ihre nicht, wie wollten sie andere hassen; — wozu die Worte, die ich ohne Ende häufen kann; es ist lauter Schlechtes; in That, und Motiv; und nicht die That des Volks; dem man Hep schreien lehrte. Richtig. Noch ist's in Berlin ruhig: dort wär's am meisten zu fürchten: dort haben die Juden gedient; die Hälfte ist getauft, und mit Christen verehlicht, da hätte es nimmermehr gut gethan. Alle Zeitungen sprechen indigne davon: die Allgemeine perfid; die Berliner noch am besten: daß man nicht viel sagt, ist gut. Aber wie „gesagt", die Prediger, die Pfarrer, die Diener der Religion sollten reden: in dem kleinen baierischen Ort, wo man die Synagoge stürmte, das

alte Testament zerriß ꝛc., hätte ein Geistlicher vortreten sollen, und vorstellen, was das alte Testament ist, und was alle Religion bedeutet: ich weiß, das Volk hätte seine Frevel gefühlt und gleich unterlassen. Was will man thun, wenn die Juden, die auch lesen, ihre Verfolger kennend, die Paar aufsuchen, und da es ihnen doch an Gut und Blut geht, ihre Rache an diesen nehmen. Ich bin hoch betrübt: und kann weder dies noch meine Gedanken einem Papier ganz mitgeben. Eine herrschende Religion taugt nicht: das ist unreligiös; dies war der faule Fleck im Judenthum, dies die Politik in dieser Religion."

Vom Karlsbader Kongreß verlautete wenig, nur daß er so gut wie beendigt sei, wurde versichert, und die Art seiner Ergebnisse wußte jederman vorher. Nicht also wegen dieser, sondern wegen unsrer persönlichen Lage, waren wir auf sein Ende gespannt, denn während seiner Dauer ruhten die meisten andern Geschäfte, und auch eine weitere Entscheidung meiner Angelegenheiten durft' ich bis dahin nicht erwarten. Unterdessen waren mir von Berlin mancherlei Nachrichten zugekommen; die seit meiner Abberufung vergangne Zwischenzeit von sechs bis acht Wochen hatte für mich eine weniger ungünstige Stimmung bewirkt; ich hörte, daß Personen von Gewicht, und zwar solche, auf die ich nicht glaubte rechnen zu können, unter ihnen Ancillon und Kamptz, sich ungemein vortheilhaft über mich ausgesprochen, daß die drei Minister Beyme, Humboldt und Boyen mein Ausscheiden aus dem Staatsdienst, welches auch als

von mir ausgehend möglich erachtet wurde, für einen wahren Verlust erklärt hätten, den man verhindern müßte. Die Hauptsache war wohl, daß bei den nach allen Seiten greifenden Untersuchungen, bei der Durchsicht so vieler tausend in Beschlag genommener Briefe, nicht das Geringste war aufgefunden worden, was mich bloßgestellt hätte, keine Theilnahme an Vereinen irgendwelcher Art, kein verfängliches Blatt von meiner Hand, in den bedenklichern Verwicklungen nicht einmal mein Name, wie dies Herr von Kamptz ausdrücklich zur Steuer der Wahrheit versichert hat. Auch die falschen Angaben über mein Benehmen in Karlsruhe, die diplomatischen Verläumdungen waren theilweise berichtigt oder doch abgeschwächt worden. Es blieben also nur meine Depeschen und meine freisinnige Thätigkeit überhaupt als Punkte der Anklage zurück. Jene konnten der am Hofe überwiegenden in dem Ministerium, dem ich angehörte, ausschließlich herrschenden Denkart nicht gefallen, ich mußte ihnen als eine Ausnahme der gewöhnlichen Diplomatenart erscheinen, die willenlos jedem Winke von oben sich fügt, und wenn es verlangt wird die gewünschte Lüge statt der mißfälligen Wahrheit meldet. Allein die Formulirung einer solchen Anklage hätte Erörterungen hervorgerufen, die doch niemand sich getraute durchzuführen, und ein öffentliches Aergerniß, das über alles gefürchtet und vermieden wurde. Zudem widersprachen meine Depeschen keiner ertheilten Weisung, denn ich hatte deren keine bekommen, wohl aber öftere Aeußerungen der Zufriedenheit und des Lobes. Frühere Erklärungen des Königs, des Staatskanzlers und der Minister, hatten mich berechtigt, freisinnigen Fortschritt und Verfassung

mit allem Zubehör für die Grundlagen zu halten, auf denen der wieder hergestellte preußische Staat emporstreben wolle; durfte man offen eingestehen, daß man von diesen abgewichen sei, daß man andre gewählt habe, während man doch eben jetzt wieder neue Verfassungshoffnungen im Volke zu wecken für nöthig hielt? In der That von dieser Seite konnte man mir schwerlich etwas anhaben! Die Wirksamkeit, die ich im Stillen durch Zeitungen auf eigne Hand ausgeübt, hätte vielleicht einige Vorwürfe zu tragen gehabt, sie war aber größtentheils unbekannt geblieben.

Mit diesem Stande der Sachen war indeß für den Augenblick nicht viel gewonnen. Ich durfte nicht neue Verfolgungen befürchten, wohl aber daß man in der Verlegenheit, in die man sich gesetzt hatte, noch lange zu keinem Entschluß kommen, und mich in der zweifelhaften unangenehmen Lage noch geraume Zeit würde warten lassen. Es wurde schon herbstlich, die Gesellschaft verlor sich allmählig, die früheren Sonnenuntergänge mahnten uns, daß auch unseres Bleibens hier nicht lange mehr würde sein können. In Baden zu überwintern, fiel damals keinem Menschen ein, und wäre ohne besondre Anstalten kaum thunlich gewesen. Da von Berlin keine nähere Bestimmung erfolgte und Bernstorff noch immer in Karlsbad weilte, so mußten wir nach eignem Rath unsre Wahl treffen. In Karlsruhe, wo freilich unsre häusliche Einrichtung uns für den Winter am nächsten anziehen konnte, wäre unser Aufenthalt kaum schicklich und gewiß nicht angenehm gewesen; auch Heidelberg hatte mancherlei Bedenken gegen sich, eben so Freiburg; im Lande jedoch wünscht' ich fürerst noch zu bleiben, und

da fand sich denn kein Ort so gelegen und versprechend als Mannheim, wo wir gewiß waren, freundliche gute Gesellschaft, ein gutes Theater, Musik und andre Annehmlichkeiten zu finden; den Ausschlag für diese Wahl gab zuletzt die Großherzogin Stephanie, die dort den Winter zubringen wollte, uns dringend einlud, und in zwangloser Weise, besser als in Karlsruhe, uns recht oft bei sich zu sehen hoffte. —

Wir kehrten demnach am 18. September von Baden nach Karlsruhe zurück, in der Absicht dort unsern Haushalt aufzulösen und mit dem Nöthigen nach Mannheim zu übersiedeln. Doch ehe hiemit nur ein Anfang gemacht war, gleich an demselben Tage, erhielt ich durch den von Karlsbad eben zurückgekehrten Minister von Berstett folgendes Schreiben des Grafen von Bernstorff, noch aus Karlsbad vom 9. September: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 24. Juli ist erst spät von Berlin aus hieselbst in meine Hände gekommen. Ich würde selbiges jedoch früher beantwortet haben, wenn die offiziellen Berichte, auf welche es sich beziehet, mir vorgelegen hätten. Solches ist zwar auch jetzt noch nicht der Fall. Allein ich werfe mir vor zu lange gesäumt zu haben, Euer Hochwohlgeboren einen Irrthum zu benehmen, welcher sich in jenem Schreiben ausspricht. Sie setzen voraus, daß der badische Hof, und namentlich der Minister von Berstett, Beschwerde über Sie geführt hat. Ich bitte Sie von mir die bestimmte Versicherung anzunehmen, daß diese Voraussetzung völlig grundlos ist. — Durch des Herrn Staatskanzlers Durchlaucht bin ich unterrichtet worden, daß des Königs Majestät Sie zu Ihrem Minister-Residenten bei den Vereinigten Staaten

von Nordamerika auszuersehen geruhet, und zugleich die Absicht ausgesprochen haben, daß Sie sich ohne Verzug über Holland nach England begeben, um dort die fernern Anweisungen in Bezug auf Ihre neue Bestimmung zu erwarten. Sollten Euer Hochwohlgeboren mit den zu dieser Reise erforderlichen Geldern nicht versehen, oder Ihnen solche von Berlin aus nicht bereits angewiesen sein, so stelle ich Ihnen frei, für die Ihnen nöthige Summe, über welche Sie späterhin Rechnung abzulegen haben werden, auf die Königliche Legationskasse zu ziehen, welche ich mit dem deßhalb erforderlichen Zahlungsbefehl zu versehen nicht ermangeln werde. Bernstorff."

Also kein Vorwurf, kein Tadel, selbst eine Beschwerde des badischen Hofes oder Ministers entschieden verneint, und eine neue, ehrenvolle, und in mehr als Einem Betreff ertragreiche Sendung! Als Genugthuung mir erfreulich, auch als neue Berufsthätigkeit anlockend und vielversprechend, aber unter den waltenden Umständen wieder höchst bedenklich! Ueber meine Amtsführung in Baden wurde wie bisher geschwiegen, das Abläugnen badischer Beschwerden konnt' ich, bei der redlichen Offenheit Bernstorff's, der einer so bestimmten Versicherung einer Unwahrheit nicht fähig war, nur auf dessen Unkunde schieben, weil die Einflüsterungen nicht grade ihm gemacht worden waren, denn die Thatsache stand mir aus unwiderleglichen Angaben fest, die ich nur nicht vorlegen durfte, um nicht Freunde bloßzustellen, deren Vertrauen ich sie verdankte. Ich sollte demnach in der Täuschung erhalten werden, und nicht wissen, wie meine neue Anstellung gemeint sei. Offenbar aber war sie als eine Verbannung gemeint; es war nicht ein wichtiger

Dienst, den ich antreten sollte, keine vaterländische Pflicht, die mich rief; im Gegentheil, die Sendung hatte nur den persönlichen Zweck: ich sollte fort, weit fort, augenblicklich nur erst aus Deutschland fort nach England, und damit ja kein Verzug entstünde, wurden die nöthigen Geldmittel, falls ich nicht die Auslage machen könnte, mir sorgsamst und eiligst überwiesen! Alles dies erwogen, zweifelte ich keinen Augenblick, was zu thun sei: nämlich sogleich nach Berlin zu reisen, dort den Boden zu prüfen, die mir gewährte Genugthuung zu erhöhen, und falls dies gelungen und mir die Ueberzeugung geworden wäre, daß mir jederzeit die Rückkehr frei stehen würde, dann vielleicht und höchstens auf ein Jahr die Sendung anzunehmen; — die neuen Anschauungen und Erfahrungen, die mir zu Theil werden konnten, waren doch niemals in meinen Augen das Opfer werth, das ich durch eine jahreslange Trennung von Rahel zu bringen hatte; denn daß sie die große Reise mit mir machen könnte, war bei ihren Gesundheitsumständen undenkbar. Das Wahrscheinlichste war, daß auch mir die Seereise erspart werden würde, denn ich durfte nicht hoffen, die Sachen in Berlin so zu finden, wie ich sie mir bedingen wollte, und ganz darauf gefaßt, wenn man mich zur Annahme drängte, sogleich meinen Abschied zu fordern. In dieser Voraussicht kam der mir unerträgliche Gedanke einer Trennung von Rahel schnell wieder, und ich fand in der vorausgesetzten Ungunst eine größere Beruhigung, als die größte Gunst mir sie hätte gewähren können.

Ich schrieb sogleich in diesem Sinne Antwort an Bernstorff, und meldete ihm, daß ich nicht als ein

Angeschuldigter und Verläumdeter aus Europa fortgehen könne, daß ich vorher persönliche Rücksprache mit ihm nehmen müsse, auch Familienangelegenheiten zu ordnen habe, und er es daher richtig finden werde, daß ich zuerst nach Berlin käme, wohin ich sogleich abreisen und den Weg so schnell zurücklegen würde, als es die Gesundheit meiner Frau gestattete. Bernstorff mußte doch wissen, daß im diplomatischen Dienst einige Rücksicht auf persönliche Verhältnisse und Zuständigkeiten herkömmlich sei, und ich wollte nicht, daß grade bei mir dies gänzlich vergessen würde. Nachdem ich mir den Weg in solcher Art freigemacht, durft' ich nun aber auch nicht zögern ihn zu benutzen, damit nicht ein Schlagbaum ihn plötzlich wieder sperrte. Wir übergaben unsre sämmtliche Einrichtung der Sorge Ludwig Robert's, der in Karlsruhe zurückblieb, um die Hindernisse wegzuräumen, die seiner Heirath mit der schönen Friederike Primavesi noch entgegenstanden; diese selber versprach ebenfalls unsre Sachen in beste Hut zu nehmen. Wegen Unwohlseins von Rahel konnten wir doch erst am 1. Oktober unsre Reise antreten und in kleinen Tagefahrten fortsetzen.

Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr wir auf dieser Reise gutes Muthes und vergnügt waren. Zwar wußten wir nur allzu gut, in welchen düstern Kreis von Armseligkeiten, Vorurtheilen, Härten und Ränken wir fallen würden, — Rahel hatte ihn zu Anfang des Jahres dem armen Oelsner nur allzu treffend bezeichnet und

ihn beglückwünscht aus ihm heraus zu sein, — aber dies störte uns im Augenblicke wenig, die Gegenwart forderte ihr schönes Recht, es traten angenehme Herbsttage ein, und die Gegenden, welche wir verließen, lachten uns wie zum Wiedersehen an. So Heidelberg, so Mannheim, das am frühen Morgen seitwärts der Bergstraße mit seinen Thürmen und Kuppeln bei klarster Luft in glühendem Sonnenglanz als Pracht- und Zauberanblick vor uns lag, den wir mit Staunen lange betrachteten, und freudig als ein erstes Reiseglück begrüßten. —

In Heppenheim sahen wir beim Wirth ein Zeitungsblatt unter Glas in vergoldetem Rahmen an der Wand hängen; es enthielt das Versprechen des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, dem Volk in bestimmter Frist eine ständische Verfassung zu geben. Als ich lesend davorstand, trat der Wirth herzu, und sagte: „Der Anschlag hängt nur bis zum Ablaufe der Frist; denn nachher ist das Versprechen entweder erfüllt, und dann ist das Blatt nicht mehr nöthig, oder das Versprechen ist nicht erfüllt, nun! dann ist man doch zu guter Unterthan, um öffentlich darauf hinzuweisen, daß der Großherzog gelogen hat.“ Ein Ausdruck von Unterthanentreue, den sich doch mancher Fürst verbitten möchte! —

Reisende, die uns begegneten, theilten uns das neuste Buch von Görres mit, „Deutschland und die Revolution.“ Es kam frisch aus der Presse, sie hatten die ersten Abdrücke, nach denen man sich in Frankfurt ordentlich riß. Der scharfe, glühende Redestrom des Buches hatte unsre Reisenden heftig ergriffen, sie waren ganz erfüllt von dem Inhalt, sprachen in gleichem Sinn,

verkündeten und wünschten, daß es endlich zum Ausbruch kommen werde. So fanden wir auch in Frankfurt die größte Aufregung; Haß und Verachtung gegen die Höfe, gegen den Bundestag wurden mit rücksichtslosem Hohn ausgesprochen, man glaubte in eine neue Welt gekommen zu sein. Graf von der Goltz war in kühler Verzweiflung, er bekam von Hause die bittersten Verweise, und hier that man ihm alles Herzeleid an; seine Kollegen Wangenheim, Gagern, Smidt und Andre tranken in seiner Gegenwart auf das Wohl des demokratischen, ja des republikanischen Prinzips, gegen das er amtlich hatte seine Erklärung am Bundestage ablegen müssen. Küpfer, der mich schon für verloren gehalten und deßhalb verläugnet hatte, war über meine neue Bestimmung ganz bestürzt, und suchte sich wieder anzuschmeicheln; ich sah ihn mit Verachtung an und ließ ihn stehen. Die Familie Hertz nahm uns freundlichst auf, deßgleichen Dr. Jassoy, Schlosser's und Andre. Wir machten auch die Bekanntschaft Börne's; eine Handelsjüdin, die ihn gut kannte, versprach ihn zu schaffen, er kam in unsern Gasthof, und wir behielten ihn zum Mittagessen. Der kleine unansehnliche Mann von sehr jüdischem Aussehen war unbeholfen und scheu, eine beginnende Schwerhörigkeit gab ihm etwas Gespanntes und Lauerndes, was den Eindruck nicht verbesserte. Aber was er sagte, war geistvoll, scharf, treffend, witzig. Wir sprachen bald ohne Rückhalt, ich vertraute ihm meine Verhältnisse, und daß ich, wenn ich in Berlin die Umstände zu schlecht fände, den Abschied nehmen und in Frankfurt leben würde. Begierig ergriff er den Gedanken, mit mir, Oelsner und Lindner vereint, eine

politische Zeitschrift nach Art der Minerve française herauszugeben; wir wußten noch nicht, daß die Karlsbader Beschlüsse dies Unternehmen schon unmöglich machten. Rahel war von Börne's Geist und Ausdrucksweise sehr eingenommen, weniger von seiner Person, ihr entging nicht, daß trotz dieser unfreien, beklommenen Erscheinung eine ungeheure Eitelkeit in ihm steckte, eine solche, wie man sie bei Bucklichen so häufig bemerkt, die das Gebrechen zum Vorzug machen möchten. Ueberhaupt flößte er mir wohl politisches, aber kein menschliches Vertrauen ein; sein Urtheil war immer selbstisch befangen, von Gründen bestimmt, die mit seiner Eitelkeit zusammenhingen; er hatte keinen Sinn für fremde Persönlichkeit, sprach über solche, die wir gemeinsam kannten, die verkehrtesten Dinge. Die Art, wie er sich über seine Faulheit äußerte, — er warnte, bei der beabsichtigten Zeitschrift nicht zuviel von ihm zu hoffen, — mißfiel mir ebenfalls, auch hier sollte wieder das Gebrechen lächelnd in eine Tugend gewandelt werden, und welches Gebrechen! eines das mir an einem Manne eben so schlimm wie Feigheit erschien! Genug der Eindruck im Ganzen war mehr nachtheilig als vortheilhaft; auch hat sein Scharfsinn es gut gemerkt, und bei aller Nachsicht und Aufmerksamkeit, die ich später dem Verfolgten, dem Bedürftigen widmete, hat er mich und meinen Schwager Ludwig Robert, so wie meinen Freund Heine, dessen wachsender Ruf ihn mit bittrem Neid erfüllte, durch Mißreden es entgelten lassen, die jedoch wenig verfingen. —

Wir verließen Frankfurt nicht sehr befriedigt von den Neuigkeiten, die wir dort erfahren. Die fernere

Reise, schon nördlicher und herbstlicher, hatte für Rahel das Angenehme, daß ihr diese Gegenden neu waren. In Fulda, Eisenach, Gotha, sahen wir uns hinlänglich um, in Weimar und Halle blieben wir nur über Nacht, es war zu Besuchen keine Zeit. Nach Weimar fühlte man sich wie in anderes Land und Wetter versetzt, noch stärker war dies nach Wittenberg der Fall; alles wurde flach, einförmig, karg; märkischer Sand und märkische Kiefer, einsame Landstraße, dürftiger Anbau; wir waren in der brandenburgischen Heimath. Am 8. Oktober trafen wir wohlbehalten in Berlin ein.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt.

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

	Seite
Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816.	3
Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817.	84
Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818.	216
Karlsruhe. Baden. 1819.	418